

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen ...

Neue Bibliothek

der schönen Wissenschaften...

Bd. 7 2.

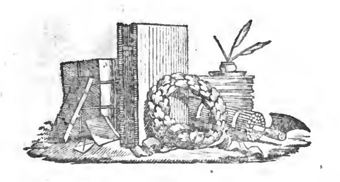




AUG. FRIEDR. ERNST
LANGBEIN.



Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zwey und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.

I.

Ueber die Darstellung in der Musik.

Etiam quaedam nunc artes expoliuntur nunc etiam
Augescunt. Lucret.

Die Musik hat ihre Poesie, die es wohl verdient, näher betrachtet zu werden; denn es ist gut, alle Quellen unserer angenehmen Gefühle kennen zu lernen, vielleicht daß sie dadurch reicher, wenigstens reiner sich ergießen werden, wenn man den Geschmack vervollkommnet, der in seinem Wesen nichts als ein gebildetes Gefühl für schöne Künste ist.

Diese Bahn ist indeß zu lang, als daß ich auch nur den Vorsatz wagen sollte, sie ganz zu durchlaufen; ich werde auf ihr nur einige Schritte versuchen, und mich hier darauf beschränken, über den Ausdruck in der Tonkunst einige Ideen mitzutheilen.

Musik oder Tonkunst ist eine Folge oder eine Vereinigung von Tönen, die nach einer bestimmten Zeit abgemessen sind. Eine Folge von Tönen bildet die Melodie, jene, als ein Ganzes angesehen, die Harmonie.

Als Synonymen betrachte ich, wenigstens in gegenwärtiger Untersuchung, die Worte: darstellen und malen; — vielleicht daß sie es auch immer sind; — und da jedes Gemälde eine Nachahmung ist, so wird die Frage: ob die Musik darstellen kann, und worin diese Darstellung besteht? eben so viel heißen, als: ob die Musik nachahmen kann, und — wie?

Man kann ferner zwey Gattungen von Gegenständen unterscheiden, deren Darstellung und Nachahmung die Musik unternimmt: physische Gegenstände, nach ihrer verschiedenen Thätigkeit, Bewegung und Wirkung, und Leidenschaften, oder noch allgemeiner: alle Empfindungen des menschlichen Herzens.

Nach diesen vorangeschickten Ideen wollen wir nun die Mittel aufsuchen, mit welchen die Tonkunst die äußere Natur, die den Menschen umgiebt, und seine innere nachzuahmen vermag, und zuvörderst auf die erste Art von Nachahmung Rücksicht nehmen.

Die Tonkunst, indem sie eben desselben Organs, wie die wirkliche Sprache, sich bedient, und mit der letztern einerley Sinn afficirt, wird dadurch selbst eine Sprache. Es wird daher für unsern Zweck nützlich seyn, vorher zu untersuchen: ob Sprachen physische Gegenstände nachahmen und darstellen, und welche Mittel sie dazu anwenden können?

Die Nachahmung der physischen Gegenstände durch die Sprachwerkzeuge, scheint die Menschen bey der Bildung aller Sprachen zuerst geleitet zu haben. Beynah alle Worte, welche sinnliche Gegenstände und ihre verschiedene Thätigkeit bezeichnen, stellen diese zu gleicher Zeit dar, indem sie entweder den Schall, welchen die Dinge in der Natur hervorbringen, oder ihre Bewegung, Gestalt und Wirkung nachahmen.

Zu dieser Gattung von Worten gehören die Namen derjenigen Gegenstände, die einen Klang von sich geben, oder Bewegung haben, als der Donner, der Wind, der Fluß rc., oder die Benennung gewisser Handlungen, als: Spitzen, Durchbohren — Aushöhlen — Fliegen — Gleiten — Zerbrechen. Worte, die diese Ideen ausdrücken, gehören fast in allen Sprachen zu den nachbildenden, und diese Nachbildung wird man in ihnen immer wieder erkennen, welche Veränderung auch eine Sprache durch die Ausbildung der Wissenschaften erfahren hat.

Diese Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir es nöthig hätten, sie mit Beyspielen zu beweisen, da sie sich von selbst darbieten; aber auf die Kraft jener Analogieen und Beziehungen, die zu der eben erwähnten Nachahmung geführt haben, wollen wir aufmerksam machen. Man könnte beyde bey dem ersten Anblick für schwach halten, aber man sieht

leicht, daß ihr Einfluß auf die Bildung der Sprache sehr mächtig gewesen ist, weil zu gleicher Zeit, und fast auf gleichem Wege, alle Völker durch jene Analogie sind geleitet worden.

Es ist, wenn man will, eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit, die zwischen dem Worte fragor (Bruch) und dem Schall, den das Brechen eines Baumes verursachet, oder zwischen den Worten: Donner, Bliß, Wind, und den verschiedenen Gegenständen, welche sie bezeichnen, statt findet. Keine größere wird man auch nicht zwischen den Worten: ἀκμή, acuere, acquille hache etc. überhaupt der Sylbe ac mit der Handlung des Durchbohrens, Stechens, Schneidens, oder in den Worten: Fluß, Fliehen, Flug, wo das Fl das Hinfließende andeutet, wahrnehmen.

Mag man diese Aehnlichkeit, oder Analogie, für unbedeutend ansehen, so ist sie doch wahr und vorhanden. Sie ruft das Bild des Gegenstandes zurück, sie erneuert zum Theil dieselben Empfindungen, welche der Gegenstand selbst hervorbrachte, sie bietet also den Sprachen das erste Mittel zur Nachbildung der Dinge dar; ein Mittel, welches an das einfache Wort geknüpft ist, ohne daß dieß mit mehrern zu einem Begriffe verbunden seyn darf.

Aber bald eröffnet sich, in der Zusammenfügung und Vereinigung mehrerer Worte zu einem

Begriff oder zu einer Rede, eine zweyte, und für die Nachahmung noch weit reichere Quelle, und wenn uns vorher die Analogie zwischen Benennung und Benannten nur schwach und scheinbar schien, so wird in der Zusammenstellung der Worte, Zeichen und Bezeichnetes sich gegenseitig mit neuer Kraft unterstützen. Die Darstellung wird wahrer werden, indem sie uns mehrere Züge auf einmal darbietet. Es ist gewiß, daß der Ausdruck: „das Gemurmel eines Baches, der seine silberne Wellen dahin rollt" eine Darstellung bildet, deren Wahrheit man nicht verkennen kann. Die Aehnlichkeit des Gemäldes wird in eben dem Grade vermehrt, als die Zahl der Züge zunimmt, die man dabey anwendete. So werden bey der Zeichnung eines Portraits ein oder zwey selbst richtige Züge oft doch noch vieldeutend erscheinen, die es dann nicht mehr sind, wenn der dritte und vierte noch hinzukommt.

In dieser Nachahmung der Gegenstände durch Begriff und Rede ist der Numerus schon wahrnehmbar, dessen Anwendung den Künsten solchen Reichthum und Kraft verleiht, und der vorzüglich in der Poesie so große Wirkungen hervorbringt. Rhythmus und Metrik unterstützen dort die Nachahmung, und geben ihr eine ganz andere Stärke.

Taenarias etiam fauces, alta ostia ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum, etc.

* * *

Chianna gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba etc.

* * *

Dans le sein de la mort, ses noirs enchantemens etc.

* * *

Vade age nate; voca zephyros et labere pennis.

* * *

Wenn man nun auch behaupten könnte, daß nicht jedes Wort aus den angeführten trefflichen Versen, ohne seine Verbindung mit den andern, malt und darstellt, wer sollt' es nicht bey sich selbst empfinden, wie wahr durch ihre Zusammenstellung, Metrum, Rhythmus, die düstern Schattenbilder aus Pluto's Reich, und des Merkurs, wie der Zephyre leichter geflügelter Flug dargestellt wird.

Nach diesen Bemerkungen wird man leicht einsehen, daß eben die Mittel, welche die Sprache hat, um physische Gegenstände nach ihrer Thätigkeit, Bewegung ꝛc. darzustellen, auch von der Tonkunst, und noch viel vortheilhafter, zu einer gleichen Nachahmung sich werden anwenden lassen.

Wie die Sprachen und die Dichtkunst wird sie an den äußern Gegenständen die Klänge, die Handlungen, ihre Bewegung, Wirkung, kurz alle die Erscheinungen, die durch Töne und den abwechseln-

den Gebrauch verschiedener Instrumente nachgeahmt werden können, herausheben.

Sie wird den Klang und Schall durch die entsprechendsten Töne, Bewegung durch richtiges Zeitmaaß, das Erheben eines Gegenstandes durch hohe, sein Sinken oder seine Niedrigkeit durch tiefe Töne nachbilden; auch die Entfernung wird sie durch die Gegeneinanderstellung jener beyden Tonarten ausdrücken; die Flucht durch gehaltene Töne, die in dem Maaße verklingen und schwächer werden, nachdem der Eindruck schwächer wird, den ein wirklicher, sich von uns zurückziehender, Gegenstand auf uns macht. Seine Annäherung kann durch eine ganz entgegengesetzte Behandlung der Töne angedeutet werden. Die Heftigkeit eines Stromes, der Alles in seinem Laufe hinreißt, durch eine schnelle Folge von starken mit einander verbundenen Tönen, welche die Bewegung jener Wassermasse, die wie ein fester Körper handelt, darstellen; ein schwebendes Gewölk, das sich erhebt, durch eine Melodie, die durch eine sich gleichbleibende Harmonie durchgeführt wird; das aufgeregte Meer durch eine reißende Bewegung verbundener Töne, die den Wellen gleichen, welche sich drängend einander folgen; der Schall des rollenden Donners durch eine diatonische Folge rascher Töne, die von den hohen zu den tiefen, und von den tiefen zu den hohen Octaven übergehen; der Blitz, der schimmert, durch leichte melodische Gänge in den höhern Octaven, der Donnerschlag

durch tiefe und stark angeschlagene Töne, beyde müssen plötzlich aus einer vollen und gehaltenen Harmonie hervorgehen.

Den Regen durch einzelne Töne, die von den hohen zu den tiefen Octaven in kleinen Intervallen herabsinken. Das Tempo wird hier das malen, was die Lateiner durch stillicidium (Heruntertröpfeln) so malerisch ausdrücken. Den ruhigen Lauf eines Baches durch die Wiederholung eines kurzen diatonischen Ganges, von sanften Instrumenten geführt, die durch einen einfachen Generalbaß begleitet werden. — Der Fluß, der seine Wellen mit großer Pracht und Schnelle dahinrollt, wird sich fast auf gleiche Weise, nur mit noch tiefern Tönen, stärkern und vollen Instrumenten und einem kräftig arbeitenden Baß, nachahmen lassen. — Den Aufgang der Sonne durch hohe Instrumente, die ein dem Gesang der Vögel ähnliches Getön hervorbringen. Die Frische des Morgens durch gefällige Takte und zarte Töne, und durch eine einfache und leichte Harmonie, die wir ohne Mühe fassen, und wodurch unsere Seele in eben dieselbe sanfte Empfindung versetzt wird, in welcher wir uns bey dem Anblick der aufwachenden Natur befinden. Die Erscheinung des immer heller werdenden Tages kann durch das stufenweise Verstärken (Crescendo) der Harmonie nachgeahmt werden; der Glanz des Tages durch glänzende Töne, und der Sonne majestätisches langsames Dahinwallen durch ein ernstes Tempo;

die Gewalt ihrer Stralen durch eine kräftige volle Harmonie, ihr Untergang durch das Abnehmen und successive Verklingen der Töne; die Rückkehr der Heerden durch nachgeahmte Melodieen der Schäfergesänge, die den Charakter der Sanftmuth und Einfalt an sich tragen; das Schweigen der Nacht durch das Spiel sanfter gedämpfter Instrumente, welche die Töne verschleyern, wie die Natur es ist; die Unsicherheit, das Herumgreifen eines Menschen in der Finsterniß, durch abgestoßene schwankende Töne; eine Schlacht durch ein heftiges fortreißendes Taktmaaß (mouvemens), durch Anwendung der Kriegs-Musik, ungestüme Veränderung der Tonart, viele eingestreute Dissonanzen, und durch chromatische Melodieen, welche das schmerzliche Geschrey der Verwundeten und Sterbenden ausdrücken; der Sieg, durch glänzende erhabene Melodieen, durch starke männliche Töne rc.

Ich will diese Aufzählung nicht weiter fortsetzen, sie ist zwar noch sehr unvollständig, kann aber doch einige Ideen von den Hülfsmitteln angeben, welche die Tonkunst hat, wahrnehmbare Gegenstände nachzuahmen.

Man wird zwar sagen, daß diese vorgegebene Nachahmung durchaus willkührlich, und das Werk einer Einbildungskraft ist, die nur sich selbst angenehme Dichtungen schafft, und da noch Beziehungen und Aehnlichkeiten sieht, wo es keine mehr giebt. Welche Aehnlichkeit könnte zwischen dem Aufgange

der Sohne, der Kühle des Morgens und allen Mitteln der Tonkunst statt finden?

Wir leugnen nicht, daß die Nachahmung, die wir der Tonkunst beylegen, Aehnlichkeiten oder vielmehr Analogieen — die schwache und entfernte Aehnlichkeiten sind — zwischen den Mitteln zur Nachahmung, und dem nachgeahmten Object, voraussetzt; aber diese Analogieen können nicht bestritten werden, und die Anwendung, die man von ihnen macht, beweist ihre Wahrheit. Man weiß sehr wohl, daß die Musik nicht kühl seyn kann, wie die Morgenluft, noch duftend, wie der Geruch der Erde, den sie beym Aufgang der Sonne aushaucht, wenn der Thau sie befeuchtet. Aber allerdings muß es etwas Gemeinsames geben, zwischen dem Eindruck, den ein schöner Sonnen-Aufgang auf uns macht, und der Empfindung, die wir bey einer gewissen Anwendung von Tönen in uns wahrnehmen, weil man es sich vorgenommen hat, den Aufgang der Sonne und die Kühle des Morgens durch die Musik darzustellen.

Für diese Analogie spricht ferner noch die Menge von Metaphern, die man in allen Sprachen anwendet, um die Erscheinungen und Wirkungen der Tonkunst auszudrücken.

Was ist eine Metapher? Es ist ein gewisser Ausdruck, der die Eindrücke, die ein Gegenstand auf einen unsrer Sinne gemacht hat, so darstellt, daß dadurch auch Eindrücke abgebildet wer-

den, die einem andern Organ zukommen. Wenn man sagt: ein kalter und schimmernder Ton, so hat man diese Ausdrücke von dem Sinne des Gefühls und des Auges entlehnt; denn streng genommen giebt es nichts Kaltes als für das Gefühl, und nichts Schimmerndes als was man sieht, und doch sind diese Ausdrücke in alle Sprachen aufgenommen, und in keiner zweydeutig. Woher kommt dieß? Daher, weil es eine Analogie, eine Aehnlichkeit und ein gewisses Verhältniß zwischen den drey Arten von Eindrücken giebt, die wir durch die Berührung eines kalten Körpers, durch den Anblick eines glänzenden Gegenstandes, und durch das Hören eines Tones, den wir kalt oder glänzend nennen, erlangen. Worin besteht diese Analogie? Vielleicht daß in dem reitzbarsten Theil unsers Innern diejenigen Fibern, welche die drey Arten von Eindrücken empfangen, genau an einander gränzen, sich ihre Schwingungen gegenseitig mittheilen, und sich in einen gemeinsamen Mittelpunkt versenken. Doch man kann sich in metaphysischen Vermuthungen über diesen zarten Gegenstand erschöpfen, ohne Etwas Befriedigendes zu finden, aber das Factum selbst kann nicht geleugnet werden; nämlich: die Anwendung dieser Art von Metapher in allen Sprachen, und die Wirklichkeit der Analogie, welche durch jene Anwendung vorausgesetzt wird.

Vermöge dieser, — um es beyläufig zu sagen, da hier nicht der Ort zu solchen Betrachtungen ist, —

gegenseitigen Beziehung verschiedener Organe, wird die Musik berechtiget durch Töne zu malen, die, indem sie nur den Sinn des Gehörs zu afficiren scheinen, doch noch auf andere Sinnen Eindrücke hervorbringen. Daher ist die Tonkunst größtentheils eine metaphorische Sprache. Um Gegenstände zu malen, stützt sie sich auf die Analogie, welche zwischen den Eindrücken auf verschiedene Organe statt findet. Z. B. der Schall und die Bewegung, für Aug und Ohr wahrnehmbar, entsprechen sich gegenseitig und finden sich in den äußern Gegenständen oft vereint. Die Tonkunst benutzt diese Vereinigung, und wenn sie einen Gegenstand nicht durch die Veränderung des Tons malen kann, so ahmt sie ihn durch das Zeitmaaß nach, oder sie vereint oft beyde Mittel der Darstellung, da sie sich gegenseitig unterstützen können.

Das Beyspiel jener dunkeln Analogieen, welche die Menschen bey der Bildung der Sprache geleitet haben, zeigt es deutlich, wie die Musik sich jener Analogie, die wir angezeigt haben, bedienen kann; denn warum sollten die Menschen in der Musik, da sie doch auch eine Sprache ist, sich schwerer befriedigen lassen? Kann man nicht ohne alles Bedenken behaupten, daß in eben dem Grade, als die Musik mehr als die wirkliche Sprache das Werk der Kunst ist, sie auch mehr Sprache der Convention seyn darf, und sich mit einem geringern Grad von Aehnlichkeit hat begnügen müssen; schwächer

als die Natur mußte sie alle die Stützen auffassen, die sie auf ihrer Bahn antraf.

Noch muß man bemerken, wie auch kleine Gründe für eine Sache entscheiden, wenn man keine stärkern dafür hat.

Man sehe nur einen Fußweg, der über eine Wiese sich hinzieht. Alle die Windungen, die man an ihm wahrnimmt, können das Werk des Zufalls scheinen, und doch giebt es keine, die nicht durch Ursachen herbey geführt wurde. Eine kleine Erhöhung, ein Gras-Fleckchen, das man im dunkeln Gefühl vermeiden wollte, ein entfernter Gegenstand, auf welchen man seinen Gang, ohne daran zu denken, hinrichtete, alle diese Umstände haben die ersten Schritte bald mehr rechts oder links geleitet; dieser erstern kaum wahrnehmbaren Spur sind mehrere gefolget und der Pfad ist gebildet.

Wie hier, so haben auch entfernte Beziehungen, schwache Analogieen, unbemerkt die Bemühungen des Menschen geleitet, als er es sich vornahm, die Natur durch Musik wie durch Sprache zu malen.

Wenn es mir erlaubt ist, noch eine andere und tiefer aus der Metaphysik abgeleitete Erklärung dieser Erscheinung zu geben, so würde ich mich auf die Fähigkeit berufen, mit welcher Ideen und Eindrücke selbst bey den unbedeutendsten Dingen sich mit einander verbinden. Ein auffallendes Beyspiel dieser Fähigkeit bietet uns die Verknüpfung der Ideen mit den Worten an, selbst dann, wenn die Worte

nicht jene malerische Aehnlichkeit besitzen, von welcher wir eben gesprochen haben, und zeigten, daß durch sie die Sprachen eine Art von Nachahmung bilden können. Man sieht eine lange Reihe von Eindrücken und Ideen durch ein unsichtbares Band an eine kleine Zahl von Sylben geknüpft, die man nur aussprechen darf, und jene Ideen stellen sich wieder dar. Nur eines Wortes bedarf es, daß man in demselben Augenblick hört, wo man eine neue Idee sich erwirbt, oder irgend einen Eindruck erfährt, und zwischen dem Wort und der Idee ist eine unzerreißbare Verbindung geschlossen. Das Wort Häßlichkeit wird in einem jeden die Idee von etwas Unangenehmen hervorrufen, der diese Sylben zuerst hörte, als man ihm zugleich einen unangenehmen Gegenstand zeigte.

Durch diese Ideen-Association wird aber auch die Tonkunst unterstützet. Es ist genug, daß man uns einen von den Tönen hören läßt, welche ein Gegenstand in der Natur hervorbringt, oder daß man seine Bewegung, kurz, irgend eine von den Eigenthümlichkeiten, die ihn begleiten, darstellt, und schnell werden alle die Eindrücke wieder erwachen, die seine Gegenwart auf unsere Sinne und auf unsere Einbildungskraft hervorgebracht hat, und wir werden die ganze Kraft jener Darstellung empfinden, welche wir der Musik beylegen. Man sieht daß diese Bemerkung sich durch viele Beyspiele be-

stätigen läßt, aber unsere Leser werden sich diese leicht selbst anführen können.

Was ich noch über diese Analogieen zu sagen habe, will ich mit folgender Bemerkung endigen: daß durch die Werke der größten Tonkünstler die Wirklichkeit jener Nachahmung für alle die hinlänglich bewiesen ist, welche dasjenige Mittel anwenden wollen, was ich selbst angewendet habe.

Man darf nur in den Werken des Pergolese, Terradella, Galuppi, Jomelli und Hasse auf diejenigen Partieen achten, wo sie einen wirklichen Gegenstand haben malen wollen, und man wird unter ihren Compositionen eine gewisse Aehnlichkeit finden, diese mag nun im Takt, Rhythmus, oder den Intervallen, oder in der Tonart vorhanden seyn. Das Dal torrente che rovina — Destrier che all' armi usato — Fiumicel che s' ode a pena — Vo solcando un mar crudele — haben die verschiedensten Componisten in Musik gesetzt, und bey allen finden sich auffallende Aehnlichkeiten, ohne daß einer den andern kopirt hätte. Wie aber hätten alle diese Componisten eben dieselbe, oder wenigstens eine nahe an einander gränzende Bahn betreten können, wenn sie nicht durch gleiche Analogieen, deren Wahrheit wir begründen wollen, wären geleitet worden?

Jetzt wollen wir zu dem Ausdruck der Leidenschaften und der verschiedenen Gemüthsbewegungen

übergehen, und die Mittel untersuchen, durch welche die Tonkunst auch hier nachahmen kann.

Alle Leidenschaften und Gefühle des Herzens haben ihre natürliche Declamation (Sprache). Ich verstehe unter natürlicher Declamation; Erstens: den Ausdruck großer Leidenschaften, die sich entweder durch unartikulirte Klänge, wie durch Geschrey, Seufzen, Schluchzen; oder auch durch Worte äußern, die keine fortlaufende Rede bilden, wie durch Interjectionen.

Zweytens: die Veränderung der Stimme in einer fortgehenden Rede, wenn durch sie starke Leidenschaften oder Empfindungen des Herzens sollen ausgedrückt werden.

Ich nenne diese Declamation eine natürliche, um sie von der oratorischen und theatralischen zu unterscheiden, welche selbst wieder auf die Ausbrüche großer Leidenschaften und auf solche Töne, welche der Sprachgebrauch an gewisse Worte knüpft, gegründet ist; daher sage ich, daß die natürliche Declamation das Muster ist, welches die nachahmende Tonkunst kopirt.

Da das Organ der Stimme eins der kräftigsten Mittel ist, welches die Natur dem Menschen gab, um seine Ideen und Empfindungen auszudrücken, so ist es natürlich, daß auch die Musik sich desselben bedient, und von ihm ihren Ausdruck entlehnt. Sie wird daher aus der natürlichen De-

clamation die bestimmtesten Töne herausheben, mit Kunst benutzen, sie wird sie bearbeiten, um ihre Wirkung zu erhöhen, sie wird sie durch Contraste — dieß große Hülfsmittel in den Künsten — eindringender machen, sie öfter zurückführen, stärker aussprechen; sie wird endlich uns länger mit ihnen beschäftigen, und durch dieß Mittel die tiefen und starken Eindrücke in uns hervorbringen, die ein jedes Herz voll Gefühl schon empfunden hat, und die nur der verkennen kann, der es nicht würdig ist sie zu empfinden.

Vorzüglich wird die Tonkunst in der Nachahmung des leidenschaftlichen Ausdrucks als Siegerinn erscheinen; auf diesem Gebiet wird man ihr die Fähigkeit zu malen und darzustellen nicht absprechen können. Sie wird sich zu einer kraftvollen Sprache erheben, und das Mittel zwischen einer weitschweifigen Rede und dem dumpfen oder wilden Geschrey der Leidenschaften bilden. Der Componist wird den Ausruf der Natur wie der Schauspieler auffassen, aber er wird ihn kräftiger aussprechen, und der verständige Sänger wird die Kraft der Composition noch dadurch erhöhen, daß er die Schönheit seines Organs als ein gut berechnetes Opfer der Wahrheit des Ausdrucks darbringt. Die reinste und glänzendste Stimme wird eine düstre und sanfte Farbe annehmen, und durch einen Zauber, der nur der Tonkunst eigen ist, werden wir das zärtliche schmerz-

volle Seufzen durch einen melodischen Gesang hindurch tönen hören.

Doch nicht auf das Organ der Stimme allein wird sich die Fähigkeit, den Ausdruck der Leidenschaften nachzuahmen, einschränken lassen; auch die Instrumente sind dazu geeignet, und einige, vorzüglich unter Behandlung eines fühlenden Künstlers, sind es im hohen Grade. Wenn man eine Menge von Instrumenten, davon jedes seinen ihm eigenen Ton und Ausdruck hat, abwechselnd, schicklich und so mit einander verbunden, daß sie sich gegenseitig unterstützen, benutzt, so werden Leidenschaften und Empfindungen gewiß so wahr durch sie dargestellt erscheinen, daß wir sie wieder erkennen; aber auch so zart, daß uns das Verdienst und Vergnügen übrig bleibt, sie geahnet zu haben. Die Instrumental-Musik ist, wie viele orientalische Sprachen, eine Sprache ohne Vokale; wenn sie der Gesang begleitet, sind die Vokale darunter gesetzt.

Diese Vereinigung der natürlichen Declamation mit dem Gesang kann nicht durch Worte ausgedrückt werden; der Componist, der Sänger selbst kann nicht angeben, worin sie besteht. Ein dunkles aber sicheres Gefühl leitet beyde: den einen, Melodieen zu wählen, die den Tönen der Leidenschaft ähnlich sind; den andern, diese Melodieen mit Empfindung vorzutragen. Aber es ist unmöglich ihnen die Bahn vorzuzeichnen, welche beyde, Sänger und

Componist, betreten sollen; ja vielleicht ist es sogar unmöglich, diese wieder zu erkennen, wenn sie dieselbe gewandelt haben. Es ist einzig die Kunst dieser, wenigstens für uns Andere, glücklich organisirter Menschen, welche von dem tiefen Gefühl, welches andern schlecht organisirten ganz fehlt, ein doppeltes Maas empfangen haben. Ja jene Vereinigung ist einzig die Kunst großer Componisten und großer Sänger.

Außer den starken Erschütterungen der Leidenschaften wird die Musik durch die Nachahmung der natürlichen Declamation noch gewisse andere Empfindungen des menschlichen Herzens, die sich nicht in so bestimmten und starken Tönen äußern, aussprechen können, zu welchen Empfindungen wir die Schwermuth, Sehnsucht, Hoffnung, Liebe, Haß, Verachtung, Neid rc. rechnen. Auch hier wird der Ausdruck dieser Empfindungen nur dadurch möglich seyn, daß der natürliche Ausdruck derselben nachgeahmt wird, welchen die Rede in jeder Sprache annimmt, wenn sie irgend eine Empfindung äußern will. Die Musik wird also den Ton nachahmen, der in der Stimme des Hasses, der Verachtung, Zärtlichkeit und des Schmerzes liegt; sie wird die Veränderungen in der Stimme des Spottens, wie das Geschrey der Verzweiflung darstellen; sie wird die Unruhe des Geizigen, seinen argwöhnischen schleichenden Gang malen; die verdrüßliche Laune eines lästigen Alten, die Raschheit und den Muthwille

eines Jünglings, die Naivetät eines Mädchens, die Vorwürfe eines eifersüchtigen Liebhabers, die angenommene Kälte der Geliebten, das Schmollen, durch welches die wahre Empfindung hindurch schimmert, das zarte Kosen der versöhnten Liebe; mit einem Wort, sie wird mit gleicher Wahrheit und Erfolg komisch seyn, wie wir sie tragisch gesehen haben, und vielleicht daß dieß neue Gebiet fruchtbarer und umfassender für die Tonkunst ist als jenes, wo große Empfindungen, große Leidenschaften ihr Stoff sind.

Wenn wir aber den Ausdruck der Gefühle durch die Musik in die nachgeahmte natürliche Declamation setzen, so müssen wir einem Einwurf begegnen, den man dagegen machen könnte, indem man sagt: Wenn die Declamation willkührlich ist, wenn irgend eine Veränderung der Stimme oder des Tons, der bey uns eine bestimmte Empfindung ausdrückt, bey einer andern Nation zum Ausdruck einer ganz entgegengesetzten Empfindung kann angewendet werden, wie wird man die Darstellung der Musik gänzlich auf die Nachahmung der natürlichen Declamation und auf den Ausdruck der wirklichen Sprache gründen können?

Darauf antworte ich:

Erstens. Wenn man auch zugiebt, daß die rohe Sprache des Gefühls (natürliche Declamation) in ihrem Ursprung willkührlich ist, so ist sie doch durch den Gebrauch, den alle Sprachen und alle Nationen

von ihr machen, fixirt und begründet, so daß sie die Musik wohl zum Vorbild nehmen kann, und was auch für ein Unterschied sich finden möchte, der Componist darf darauf keine Rücksicht nehmen. Sobald er die Töne der wirklichen Sprache nachahmt, ist seine Darstellung wahr, weil ihr ein fester Maaßstab, womit sie verglichen werden kann, zum Grunde liegt; sie ist eben so wahr, wie unsere Schlüsse es sind, die wir nach Voraussetzungen machen, wo die Facta noch fehlen.

Und wenn auch der Unterschied in dem natürlichen Ausdruck einer und derselben Leidenschaften bey den verschiedenen Völkern größer wäre, als er es wirklich ist, so würde die Musik doch, indem sie den nationellen Ausdruck copirte, eine sehr wahre Darstellung anbieten, weil sie alle die Ideen und Empfindungen zurückrufen würde, welche unter einem jeden Volk diejenigen Worte ebenfalls zurückbringen, an welche gewisse Empfindungen und Ideen geknüpft sind.

Zweytens ist es falsch, daß diejenige Declamation, welche wir eine natürliche genannt haben, willkührlich ist; sie hängt von gewissen physischen Ursachen ab, deren Wirkungen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, bestimmt sind. Die Leidenschaften gleichen sich bey allen Menschen, und um sie zu äußern, bedarf es nur ähnlicher Organe, z. B. der Stimme, der Mienen. Indem die Leidenschaft sich desselben Organs bedient, modificirt sie

sich auf gleiche, mindestens wenig verschiedene, Art bey allen Menschen in allen Nationen.

Die Modification, welche das Organ erleidet, indem sie selbst ein Werk der Leidenschaft ist, muß dieser letztern analog seyn. Es giebt eine Aehnlichkeit zwischen dem Schmerz und der Stimme des Schmerzes, die so wenig willkührlich ist, als diejenige, die zwischen der Drohung und der Miene des Drohenden, dem Flehen und der Stellung des Flehenden statt findet.

Der natürliche Ausdruck der Gefühle bey den Chinesen, oder, um nicht so weit zu gehen, bey den Engländern, ist nicht der unsrige, aber der Unterschied ist gering; weder der Chinese, noch der Engländer drücken den dumpfen Schmerz durch ein lautes Geschrey aus, noch erhebt sich ihre Stimme, um die Traurigkeit auszusprechen; und wiederum ist ihre Declamation nicht dumpf noch schleppend, wenn sie die Empfindung der Freude ausdrücken wollen. Dieselbe Aehnlichkeit kann man auch im mündlichen Vortrag in allen Sprachen wahrnehmen, wo es darauf ankommt, Empfindungen durch minder bestimmte Töne auszudrücken, als Schmerz und Verzweiflung gebrauchen, wie dieß bey der Empfindung der Zärtlichkeit, Verachtung, Ironie rc. geschieht. Endlich ist der natürliche Ausdruck eines jeden Gefühls in einen gewissen Raum beschränkt, aus welchem er nicht heraustritt, und alle Töne desselben mit ihren verschiedenen Combinationen sind

in diese Gränzen eingeschlossen, und bilden das Muster, nach welchem die musikalische Nachahmung arbeitet.

Doch ich gehe weiter und behaupte: daß die Wahrheit dieser musikalischen Darstellung der menschlichen Leidenschaften und Empfindungen eben so, wie die Nachahmung der physischen Gegenstände, sich auf gewisse Verhältnisse und Analogieen gründet, in welchen die Töne und ihr Zeitmaaß zu den Empfindungen stehen, welche die Musik ausdrücken will.

Die Analogieen, welche wir schon oben zwischen den physischen Gegenständen und den Mitteln der Musik wahrgenommen haben, können uns auf diejenigen hinführen, die hier zu gebrauchen sind.

Es ist in der That schwer, ganz bestimmt anzugeben, worin diese Mittel bestehen; aber es ist genug, daß sie da sind, und daß man sie in den Wirkungen erkennt, welche die Musik hervorbringt. Ich will nur einige hier anführen, die uns berechtigen, mehrere andere anzunehmen, die wir hier nicht anzeigen können.

Es giebt ein Verhältniß zwischen den abgebrochenen erstickten Tönen und der Beengung des Herzens, welche wir im Kummer und im Gefühl der Angst bey uns empfinden.

Es giebt ein Verhältniß zwischen einem gewissen Tempo in der Musik und der innern Unruhe,

welche Leidenschaften verursachen; zwischen einem langsamen Tempo und der Schwermuth.

Es giebt eine Aehnlichkeit zwischen einem gemäßigten Andante und der Heiterkeit des Geistes, zwischen einem lebhaften Tempo und der Fröhlichkeit, und eben so wieder zwischen einer langsamen Melodie und der Betrübniß.

Es findet sich eine Beziehung zwischen dem Gang chromatischer Melodieen und dem Gefühl des Schmerzes, selbst wenn er stumm ist. — Eben so wird sich die harte Tonart zur Fröhlichkeit, und die weiche zur Schwermuth verhalten.

Ein gleiches Verhältniß zeigt sich zwischen gewissen Intervallen, so wie z. B. der kleinen Terz, der kleinen Sext aufwärts gerechnet, der untern Quart und falschen Quinte, und den sanften Empfindungen, und zwischen der großen Terz, Quinte, großen Sext, aufwärts gerechnet, und den festen bestimmten Empfindungen.

Die Töne, aus welchen diese Intervallen bestehen, bilden, wenn man sie zusammen anschlägt, Harmonieen, welche ähnliche Analogieen in sich enthalten, oder von ihnen abweichen, je nachdem die Natur der Intervallen beschaffen ist.

Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß diese Beobachtungen nur sehr unvollendet sind, daß einige mehr Schicklichkeit, andere mehr Bestimmung und Einschränkung fordern; den Tonkünstlern kommt es zu, sie zu bekräftigen oder anzugreifen;

aber es ist genug, daß ihnen Wahrheit zum Grunde liegt, und dieß, glaube ich, wird man nicht bezweifeln können. Ich bin überzeugt, daß alle Componisten, vielleicht ohne daß sie es wahrnahmen, sich von ähnlichen Beziehungen leiten ließen, und wenn dieß ist, so sind im Ganzen meine Bemerkungen wahr, was man auch gegen einzelne sagen könnte. Mit Recht schließen wir also, daß die Musik physische Gegenstände und ihre verschiedene Thätigkeit, ferner die Leidenschaften, ja selbst gewisse Empfindungen der Seele malen kann, die sich dieser Nachahmung zu entziehen scheinen.

Noch bleibt mir übrig, auf einen allgemeinen Einwurf zu antworten, der darauf abzweckt, die von mir aufgestellten Grundsätze umzustoßen, der indeß, einmal richtig widerlegt, sie nur befestigen wird.

Die Aehnlichkeit, welche die Tonkunst beabsichtiget, wenn sie es unternimmt, physische Gegenstände oder Empfindungen des Herzens zu malen, ist unstreitig unvollkommen. Der Schall, den physische Gegenstände hervorbringen, ihre Bewegung, Wirkung, selbst der Ausbruch der Leidenschaften und der Ausdruck in der wirklichen Sprache wird von der Musik nur so schwankend nachgeahmt, daß man ihr Gemälde nicht als ein Portrait ansehen kann. Der Ton einer Stimme oder Violine, so zart er auch sey, gleicht nie dem Gesang der Nachtigall, noch die rauschendste Musik einer Bataille

oder einem Sturm und reißendem Strom. Selbst der Ausdruck großer Leidenschaften, und mehr noch die natürliche Sprache aller andern Empfindungen, kann durch die Intervallen der Musik nicht treu wieder gegeben werden. Die Töne der wirklichen Sprache kann das Ohr des Componisten nicht abwiegen, noch durch eine Singstimme oder Instrument ausführen, da sie keinem Takt und Tempo unterworfen sind. Takt und rhythmische Abschnitte vertragen sich in keinem Fall mit der Heftigkeit und dem Ungestüm der Leidenschaften und mit den schwankenden oder freyen Neigungen des menschlichen Herzens; aber bey einer so bedeutenden Abweichung des Originals von dem seynsollenden Gemälde: was wird nun aus der Nachahmung und Darstellung der Musik?

Dieser Einwurf gründet sich auf eine falsche Idee von dem, was Nachahmung in den Künsten seyn soll; man fordert darin eine zu bestimmte Genauigkeit.

Man würde es leichter zugeben, daß die Tonkunst sowohl physische Gegenstände, als Leidenschaften darstellt und nachahmt, wenn man sich vorher überzeugt hätte, daß hier die Nachahmung weder vollständig, noch ganz streng seyn darf, daß sie sogar unvollkommen und in einer Rücksicht von der Natur verschieden seyn kann, ohne daß sie dadurch einen Theil ihrer Rechte und das Vermögen verliert,

diejenigen Eindrücke in uns hervorzubringen, welche sie hervorbringen will.

Dieß ist's, was ich jetzt zu beweisen gedenke, und ich hoffe, daß das, was ich darüber sagen werde, nicht nur hinreichen wird, den eben angeführten Vorwurf zu entkräften; sondern daß damit auch viele andere Fragen, die man seit einiger Zeit in der Theorie der schönen Künste aufgeworfen hat, sich werden beseitigen lassen.

Die Nachahmung in allen Künsten soll die Natur verschönern, das heißt: der Seele mehr Vergnügen geben, als die Wahrheit selbst. Nicht Wahrheit, sondern eine verschönerte Aehnlichkeit fordern wir von den Künsten; und um uns mehr zu geben, als die Natur giebt, zu dem Zweck wollen die Künste nachahmen.

Alle Künste machen eine Art von Vertrag zwischen der Seele und dem Sinn, welchen sie afficiren, und fordern, vermöge dieses Vertrages, gewisse Freyheiten, und versprechen dafür größere Vergnügungen, als sie ohne diese glückliche Freyheit nicht geben würden.

Die Poesie fordert in Versen, Bildern und in einem höhern als gewöhnlichen Ton reden zu dürfen.

Die Malerey bedingt sich, den Ton der Farbe erhöhen, ihre Modelle verbessern, ihrer Nachahmung Adel, Anmuth und Feinheit, mit einem Wort, Schönheiten geben zu dürfen, welche die

Gegenstände selbst nicht haben. Bis auf die Schreibekunst giebt es keine, welche nicht diese Freyheit kennte und anzuwenden wüßte, und ob man dadurch auch von der strengsten Wahrheit sich entfernt, und die Bestimmtheit und Richtigkeit den Bildern und der Harmonie aufopfert, so geschieht dieß doch nur um ein erhöhteres Vergnügen zu geben.

Die Tonkunst bedient sich gleicher Freyheiten; sie fordert, ihre Gänge cadenciren, ihre Perioden runden und die Töne durch eine Begleitung verstärken zu dürfen, die man in der Natur nicht findet. Dieß schwächt unstreitig die Wahrheit der Nachahmung, aber vermehrt zu gleicher Zeit auch ihre Schönheit, und giebt der Copie einen Reiz, welchen die Natur dem Original verweigert hat.

Homer, Guido und Pergolese erregen in des Menschen Gemüth angenehme Gefühle, welche die Natur allein nie hervorgebracht hätte, und doch sind sie Meister der Kunst; die Kunst also besteht darin, uns mehr zu geben als die Natur.

Man findet in der Natur nicht taktmäßige Arien, durchgeführte Melodieen und Begleitungen, die diesen Melodieen untergeordnet sind; aber man findet in ihr auch keinen Vers des Virgils, keinen Apollo von Belvedere. Die Kunst kann daher die Natur erhöhen, oder sie ausschmücken, um sie zu verschönern.

Nichts ähnelt dem Gesang der Nachtigall so sehr als die Töne der kleinen Schalmey, welche die Kinder mit Wasser füllen, dann hineinblasen und zwitschern. Aber welch Vergnügen macht uns diese Nachahmung? Keines, oder höchstens das der Ueberraschung. Aber wenn man dann eine gefällige Stimme in einer angenehmen Symphonie, wenn auch weniger treu dem Gesang der Nachtigall, hört, so wird Seel und Ohr davon entzückt. Ein Beweis, daß die Musik in etwas Größerm, als in der genauen Nachbildung der Natur bestehe.

Aber warum begnüge ich mich hier, die Musik, die den Gesang der Nachtigall nachahmt, mit einer treuern Darstellung desselben zu vergleichen? Ich wage es zu sagen, daß die Tonkunst sogar ihr Vorbild in der Natur übertrift, und daß es ein viel größeres Vergnügen gewährt, die Musik jener Worte zu hören: Se perde l' assignuolo il caro amato bene etc. wenn sie in einer lieblichen Melodie durch eine sanfte helle Stimme vorgetragen werden, als die Nachtigallen-Töne eines ganzen Hains. Ich weiß sehr wohl, daß eine gefühlvolle, vorzüglich liebende Seele, in einer schönen Nacht, gern dem Gesang der Nachtigall lauscht, und daß sie in der tiefen Einsamkeit, in dem Schweigen der ganzen Natur, in der Entfernung von allen Eindrücken eine stärkere und tiefere Rührung empfinden kann, als selbst die angenehmste Musik ihr darbieten könnte; aber dann ist's die Vereinigung einer Menge

anderer Empfindungen und Umgebungen, die jene Wirkungen hervorbringen, und nicht der Gesang der Nachtigall allein.

Wenn man jetzt nach den Mitteln fragt, welche die Künste, indem sie von der strengen Nachahmung sich entfernen, anzuwenden haben, um die Natur zu verschönern, so werden mehrere unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Das Erste ist: die Wahl einzelner Züge. Es giebt Augenblicke, wo die bloße Natur all den Reiz hat, den die Nachahmung nur haben kann, und dann ist das Beste, was wir thun können, treu zu kopiren; aber diese Augenblicke sind selten und vorübergehend. Irgend eine Mutter oder Liebende klagt in so zärtlichen Tönen, daß die Musik gewiß sehr rührend seyn würde, die sich begnügte, diese Klänge aufzufassen und zu wiederholen; aber nicht aus allen Müttern spricht eine so schöne Natur, und selbst wo sie es thut, dauert ihre Schönheit nur einen Augenblick. Die wirkliche Berenice schrie vielleicht laut auf, und überließ sich Bewegungen, die dem Auge oder Ohr wohl gar unangenehm waren. Die Musik wählt den schönsten Ausdruck des Schmerzes, und indem sie alles vermeidet, was die Sinne beleidigen könnte, wird sie die Natur verschönern und uns größeres Vergnügen gewähren.

Das zweyte Mittel, wodurch die Kunst, wenn sie für Wahrheit Nachahmung giebt, unser Vergnügen erhöhen kann, liegt in dem Recht, was sie

besitzt, auf einmal und an einem Gegenstande eine Menge angenehmer Züge und einzelner Schönheiten darzustellen, die in der Natur nie so vereint erscheinen. Jeder schöne Zug an der Medicäischen Venus findet sich einzeln in der Natur, das Ganze — nie. Eben so enthält eine rührende Melodie eine Sammlung vieler einzelner Töne, die aus gefühlvollen Herzen erklangen. Der Bildhauer und der Tonkünstler vereinigen diese zerstreuten Züge und geben uns ein angenehmes Gefühl, welches Wahrheit und Natur nie würde gegeben haben.

Aber drittens besteht das größte Vergnügen, welches eine nicht zu sclavische Nachahmung der Natur darbietet, in der Reflexion über die scharfsinnige Kunst, die Alles aufbietet, um uns zu täuschen; wohl ist dieß ein gemischtes, aber sehr lebhaftes Vergnügen, ohne welches der größte Reiz der Nachahmung zerstört ist, und das verschwindet, sobald man die Nachahmung für die Natur nimmt, oder die Täuschung vollkommen ist.

Man denke sich eine Venus von Medicis mit so wahren lebendigen Farben gemalt, daß eine unbezwingbare Täuschung statt findet; so wird uns diese schöne Gestalt nicht mehr eben das Vergnügen machen, welches wir empfanden, so lange wir in ihr ein Werk der Kunst sahen; ich sage: nicht mehr das aesthetische Vergnügen; denn ich zweifle nicht, daß man nicht ebenfalls in dem vorausge-

setzten Fall ein sehr lebhaftes Wohlgefallen empfinden sollte, nur gehört dieß zu einer Gattung, von welcher hier nicht die Rede ist.

Die Capuziner von Bologna, dem heil. Michael in Bosco gegenüber, besitzen einen heil. Franziscus von einem sehr berühmten Künstler, der ein sehr schönes und meisterhaft nach dem Leben colorirtes Bildhauerwerk ist; man glaubt einen Capuziner vor sich zu sehen, und weiß eben doch dem Künstler nicht großen Dank für die Täuschung. Der Anblick dieser Statue gewährt nicht so viel Vergnügen, als der eines Gemäldes ohne erhabene Arbeit, oder einer Statue ohne Colorit. Sobald zwey Künste, wie Malerey und Bildhauerey, sich vereinigen, und jede davon ihre Kräfte anwendet, um die Natur nachzuahmen, d. h. einen festen und farbigten Körper fest und colorirt nachzubilden, so schwindet das Verdienst der Kunst, weil zu viel und, vermöge der geschehenen Vereinigung, zu täuschende Mittel angewandt worden sind; man sieht dann nicht mehr die Nachahmung, aus dem Grunde, weil sie zu weit getrieben ist. Bey der Statue muß die Schönheit und Wahrheit der Stellung, der Umrisse und des Faltenwurfs und des ganzen Ausdrucks gleichsam des Marmors und des Steins Leichenfarbe bekämpfen; wir müssen dem Künstler Dank dafür wissen, daß er uns nicht ganz und gar hat täuschen wollen, und doch bis zu einem gewissen Grade glück-

lich getäuscht hat, ohnerachtet des Unterschiedes, den er zwischen seinem Werk und der Wirklichkeit bestehen läßt.

Meine Behauptung: die Täuschung müsse nicht vollkommen seyn, erfordert eine Erörterung; denn dem Anscheln nach ist bey dem Anblick eines schönen Kunstgebildes der Augenblick doch der vergnügenreichste für uns, wo die Täuschung ihren höchsten Grad erlangt hat. Merope rührt uns nie stärker als dann, wenn wir in Wahrheit eine Mutter, die ihren Sohn verlieren soll, vor uns zu sehen glauben; und nie ergreifen uns Zairens Schönheiten mehr, als wenn diese anziehende Dichtung in unsern Augen das volle Ansehen der Wahrheit gewinnt.

Vielleicht läßt sich dieser scheinbare Widerspruch erklären, wenn man zwey verschiedene Zeitpunkte bey dem Eindruck, den Kunstwerke auf uns machen, annimmt: es muß einen Augenblick geben, wo wir nicht wissen, daß man uns täuscht, und einen, wo wir wissen, daß man uns getäuscht hat; einen Augenblick, wo wir die Natur zu sehen glauben, und einen andern, wo wir die Kunst gewahr werden, die flieht und sich verbirgt; aber, wie die Schäferin beym Virgil: Se cupit ante videri. Diese Augenblicke müssen wechselsweise und geschwind auf einander folgen, denn wenn man mir, nach dem dargebotenen Anblick einer Nachahmung,

die ich für eine Wirklichkeit genommen habe, erst, nachdem ich einige Stunden durch in dieser Täuschung geblieben bin, anzeigt, daß es weiter nichts als eine Nachahmung sey, so heißt das, mich zu spät belehren, und man hat mich zu lange getäuscht. Es ist vielleicht dieser, zwischen Täuschung und Enttäuschung (wofern man mir diesen hier passendsten Ausdruck gestatten will) unterhaltene Wechsel, dem wir die schönsten Genüsse, welche die Künste uns verschaffen, zu danken haben; er setzt zwey mächtige Kräfte der Seele, Empfindungs- und Denkvermögen in Thätigkeit; und was dabey bemerkenswerth ist, er beschränkt eine um die andere in ihrem Spielraum, woraus Mannichfaltigkeit und Contrast, reiche Quellen des Vergnügens für uns, entspringen.

Man glaube aber nicht, daß die Täuschung, so unterbrochen, um so schwächer in dem Augenblick wirke, wo sie ihre Kraft ausübt; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß in diesem Kampf der Wahrheit gegen sie, die Täuschung neue Stärke zur Unterjochung unsrer Sinne und Einbildungskraft gewinnt. Sobald sie siegreich wiederkehrt, sind wir einverstanden mit ihr, und fliegen ihrer Herrschaft entgegen. Wir geben uns allen Bedingungen hin, entfernen Alles, was uns den Trug und die Irrthümer, die uns so angenehm sind, rauben könnte; und was ist der Kunst leichter, als uns zu betrügen, sobald

wir uns selbst zu ihren Mitschuldigen machen. Unsere Empfindung und Einbildungskraft, aufgeregt durch die Schönheit, den Reichthum und jene Art des künstlerischen Luxus, lassen uns einer Täuschung theilhaft werden, die, obgleich von kurzer Dauer, stärkere Eindrücke auf uns macht, als eine genauere Nachahmung, mit der länger währende Täuschung verbunden wäre. Plutarch, im fünften Buch seiner Tischgespräche, entwickelt diese nämlichen Grundsätze so einleuchtend, daß ich mich nicht enthalten kann die Stelle hier auszuheben.

„Warum," fragt er, „sehen und hören wir so gern Leute, die den Ergrimmten und Erboßten spielen, nicht aber solche, die es wirklich sind? Darum, weil wir das künstliche und sinnreich Hervorgebrachte lieben. Wenn man einem Kinde ein bloßes Stück Brod, oder einen kleinen Hund, oder Ochsen aus Teig gemacht, zeigt, so wird es allemal nach dem Teigbilde zuerst greifen. Eben so wird es, wenn man ihm unverarbeitetes Silber und irgend eine Thier-Figur aus Silber vorhält, sicher dem letztern den Vorzug geben, weil ihm dabey das Gepräge der Kunst ins Auge fällt. Wer in der That wüthet und tobt, zeigt nur gemeine und gewöhnliche Leidenschaften; aber um diese darzustellen und nachzuahmen, dazu ist ein besonderes Geschick und eine wohltreffende Fertigkeit erforderlich; deßwegen ergötzen wir uns am Anblick des einen, und wenden

uns vom Anblick des andern hinweg. Wir sehen mit nichts weniger als angenehmen Empfindungen Sterbende und Kranke; dennoch erfüllt uns die Betrachtung eines Gemäldes des leidenden Philoktets, oder einer Statue der unglücklichen Jokaste mit Vergnügen und Bewunderung. Bey Ergözzungen des Auges und Ohrs geht das Vergnügen nicht aus dem Sehen und Hören, sondern aus dem Verstande hervor; denn unsern Verstand belustiget die Nachahmung als etwas ihm eigenes rc." So weit Plutarch.

Ich habe gesagt, daß der Grundsatz: die Nachahmung müsse nicht gänzlich und vollkommen seyn, für alle schöne Künste paßt, und daß man sich desselben bedienen könne, um viele, seit langer Zeit über dramatische Kunst, Poesie, Beredsamkeit u. s. w. aufgeworfene Streitfragen zu entscheiden. Ich werde mir hier erlauben, ihn auf die dramatische Kunst allein anzuwenden.

Man streitet darüber, ob dramatische Werke in Versen oder Prosa geschrieben seyn sollen, ob das Trauerspiel in dem sogenannten natürlichen Styl verfaßt seyn soll, ob selbst die schönen Verse Racines nicht der Wahrscheinlichkeit schaden, ob die Begebenheiten, so wie sie sich ereigneten, dargestellt werden sollen, ob man von den drey Einheiten sich entfernen darf, ob die Declamation edel und geho-

den, oder der gewöhnlichen Unterredung gemäß seyn soll?

Es scheint uns, daß diejenigen, welche darauf bestehen: Cäsar und Agamemnon sollen in Prosa reden und sich keiner andern Ausdrücke bedienen als solcher, deren sich der Grieche und Römer gegen seine Frau oder seinen Freund bediente, und daß Athalia oder Clytemnestra sich etwa wie jetzt eine Bürgers-Frau ausdrücken soll, oder höchstens wie eine Königinn, wenn sie mit ihrer Tochter oder ihrem Gemahl im Schlafgemach sich unterhält, kurz, daß alle die, welche keine theatralische Wahrscheinlichkeit, die von der wirklichen ganz verschieden ist, anerkennen, sich sehr verirren, indem sie eine vollendete Nachahmung fordern, die mit dem Genie und dem Reichthum der schönen Künste unverträglich ist.

Und in der That, warum wäre auch eine so strenge Nachahmung nöthig, wenn die Kunst selbst uns für die Wahrscheinlichkeit nachsichtig macht, und wenn diese freye Nachahmung, so unvollkommen sie auch seyn mag, sich eine eigene Wahrscheinlichkeit bildet; und so ist's auch. Diese Nebendinge, die man so ansieht, als ob sie von der Natur uns entfernen, (z. B. die Harmonie, Schönheit der Verse, die Würde der Declamation,) wenn sie lebhafte Eindrücke auf uns machen, so bringen sie in uns eine hinreichende Täuschung hervor, ohne daß

es einer kleinlichern Nachahmung bedarf, indem sie uns zugleich ein Vergnügen verschafft, welches eine genauere Copie nicht geben würde.

Lange Zeit hat man in Neapel Komödien aufgeführt, in denen die Wirklichkeit sclavisch copirt war. Der Ort des Schauplatzes glich nicht unsern Theatern mit gemalten Decorationen, er bestand in ein oder zwey wirklichen Häusern, einem Garten und einer Straße. In einem von diesen Häusern, deren Inneres man sehen konnte, war ein Liebhaber und seine Geliebte; ein Mann und seine Frau unterhielten sich; ein Kranker lag im Bette, während seine Tochter von einem Balkon ihrem Cicisbeo Zeichen gab; zehn, zwölf, ja dreyßig bis vierzig Personen waren zugleich auf der Schaubühne. Die einen spielten, die andern schwatzten; man erblickte das ganze Gewühl einer Hauswirthschaft; Bedienten, die kamen und gingen; einen Herrn, der Befehle gab; eine erwartete Person, die in ihrem Wagen mit allen ihren Leuten ankam; man aß, trank; mit einem Wort, es war keine Nachahmung, es war die Sache selbst. Ich weiß wohl, daß nach dieser Darstellung viele Leser und wohl manche Gelehrte sich diese Art von Schauspiel zurückwünschen werden; man könnte mir sogar die ungeheure Vorliebe entgegen stellen, welche die Neapolitaner für diese Komödien gehabt haben, aber ich werde immer behaupten, daß eine solche Gattung von Schauspie-

len nur bey einem Volk statt finden kann, daß in Hinsicht der Kunst noch in seiner Kindheit steht, daß einen Menander und Terenz vergessen, und nie einen Racine oder Moliere gehabt hat. Jene Schauspiele sind die Attellana der Alten; sie unter uns wieder herzustellen, hieße Menschen, die einer guten Tafel gewohnt sind, auf die Speisen des goldnen Zeitalters beschränken.

Wie hat man je glauben können, daß die Kunst etwas gewinnen werde, wenn man sie so mit der Natur vermischt und sclavisch copirt; vernichten würde man sie dadurch, nicht vervollkommnen. Wenn ich nichts anders sehen will, als was auf der Straße oder in meinem Hause vorgeht, so habe ich nicht erst nöthig das Schauspiel zu besuchen. Man sagt mir, daß ein Drama der Wirklichkeit ganz entspricht, und ich behaupte, es ist eben darum tadelnswerth, denn nicht die Sache selbst will ich sehen, sondern ihre Nachahmung.

Wir wollen nun zur Musik zurückkehren, von welcher diese Digression uns nur zum Schein entfernt hat, und aus allen bisherigen Bemerkungen den Schluß ziehen, daß auch die Tonkunst, wie die andern schönen Künste, sich mit einer schwachen Nachahmung begnügen kann, und daß sie dadurch nicht eine schwächere, sondern eine feinere Darstellung wird; daß sie selbst schwache Analogieen zu Mitteln der Nachahmung anwenden kann; daß

ihre Nachahmungen wahr genug, und ihre Portraite ähnlich genug seyn werden, auch wenn nicht jeder Zug sclavisch wiedergegeben ist, denn sie wird uns durch eine Menge vereinter ähnlicher Züge schadlos halten. Ja, wir können schließen, daß Nachahmung und Darstellung der Tonkunst wohl in einem eben so hohen Grade zukommt, als den andern Künsten, die über uns eine so große Gewalt ausüben, und unsere Sinne und Einbildungskraft in eine so süße Täuschung wiegen können.

Morellet.

II.

Ein Jahr in Arkadien. Gotha, bey Ettinger 1805. 124 S. gr. 8.

Auch mit dem einfachen Titel:

ΚΥΛΛΗΝΙΟΝ.

Kyllenion läßt den Eindruck einer üppigen, romantischen Landschaft in uns zurück, welche alle Sinne und die ganze Phantasie einnimmt und erfüllt. „Auch ich bin in Arkadien gewesen;“ in diese Empfindung concentriren sich Anfangs alle andere, bis sie der Urtheilskraft Platz machen, welche das Ganze wie das Einzelne dieser reichen Scenerey ihrer Betrachtung unterwirft. Das Werk, eben so merkwürdig durch den Genius, von dem, als durch denjenigen, in dem es geschrieben, ist das Erzeugniß eines schön und frey und kühn spielenden Dilettantism, der, keiner fremden Regel unterthan, nur sich selbst Richtmaaß und Gesetz ist, der, wenn er will, leicht und gefällig in einfach-schönen Formen darstellt, aber, sein Spiel mit dem Spiel treibend, das Gigantische und Groteske zu ihnen gesellt, und überall das Naive mit dem Sentimentalen, das

Antike mit dem Modernen, das Natürliche mit dem Romantischen, Simplicität mit Phöbus gattet. Ein feiner, sinniger Geist ruht über der ganzen Anlage; die idyllischen Einzelscenen neigen sich zu dem Romantischen und Mystischen, in dem sich zuletzt alles vereinigt. Die Entwicklung wird selbst zur Verwicklung. Alles ist drauf angelegt, uns nach Griechenland zu versetzen; Arkadiens Natur wird uns mit starken Zügen, mit brennenden Farben gemalt; seine Hirten und überhaupt seine Einwohner sollen die alten, nur glänzender und herrlicher, seyn, mit ihren Gebräuchen und Sitten, auch mit ihrer griechischen Liebe. Die Sprache selbst, mit den Sternen griechischer Worte ausgeschmückt, wird aufgeboten, die Täuschung zu vollenden. Und wenn hier dennoch der Leser den griechischen Genius aus der Periode seiner höchsten Vollendung vermißt, so versetze er sich nur in das Zeitalter der schmuckreichen Erotiker und insonderheit der Pastoralien eines Longus, um unsern neuen Arkadier für einen Griechen gelten zu lassen. Liebliche Lieder sind in die Idyllien verflochten, die componirt und gesungen zu werden verdienen.

An der Spitze steht ein Akrostichon, worin Karoline Ettinger von dem Sänger zu einem Flug in das Land der Dichtung und auf sein Kyllene eingeladen wird. Das Werk selbst wird am Anfang und am Schlusse von zwey Sonetten Eros und Anteros eingefaßt, die auf den Inhalt mystisch

hindeuten. Zwölf Idyllien oder Scenen aus Arkadien, nach den griechischen Monaten genannt und auch noch mit besondern Ueberschriften versehen, werden eingeleitet durch ein Propylaion und gehen aus in einen Opisthodomos.

Das Propylaion, oder die Verheißungen, schildert ein glänzendes Winterfest auf dem Landhause der reichen Alcine unweit Mantinea, mit mehreren Gruppen von Greisen und Jünglingen, Männern und Töchtern; Mädchen und Jünglinge, Liebende und Geliebte, Beglückte und Betrübte, spielen die Hauptrollen darin. Auf einmal tritt (beynahe die Stelle des griechischen Fatum vertretend) Alethophone, eine Thessalische Demeterissa, wie ein Wesen aus der andern Welt mitten unter sie, verlangt von Jedem die Reihe herum seine Lieblingsweise zu hören, lehrt und warnt Jeden durch Sprüche, die der Zukunft zuvoreilen und sie leise andeuten.

In den nun beginnenden Idyllien treten die bey dem Fest zugegen Gewesenen nach und nach wieder einzeln auf, und an ihnen geht allmählig in Erfüllung, was die Allwissende hatte ahnden lassen. Letztere tritt lange in den Hintergrund zurück, bis sie zuletzt wieder als eine wunderthätige Fee erscheint.

Die erste Idylle, die Jagd, schildert einen nächtlichen Dialog in der ländlichen Hütte des Jukanthiskos, den sein roher, prahlerischer Bruder,

Barys besucht. Ein Wolf läßt sich in der Nähe der Hütte verspüren, dem Barys nacheilt, über eine Pinienwurzel stolpert und mit blutiger Nase in die Hütte zurückhinkt, sich vermessend, er habe dem Wolf eine starke Wunde beygebracht. Unter allen hat diese Idylle am wenigsten Anziehungskraft. Barys scheint nur bisweilen um des Contrastes willen in dem Werke hingestellt zu seyn; man empfindet immer bey seinem Erscheinen Widerwillen und Eckel.

Desto lieblicher ist das Ganze der folgenden Idylle, die Ueberraschung. Schön ist der Anfang von der vereinigten Kraft des Phöbos und Eros, die Natur zu beleben und zu durchglühen: „Phöbos zerstreute mit jungem, kräftigem Strahle „die feuchten Dünste des Winters, den unbändi„gen Zephyros an die akrokerauníschen Schneegipfel „bannend, und Keime und Blätter und Blüthen „mit freundlichen Blicken und heißen, belebenden „Küssen aus dem langen Winterschlummer erwek„kend; aber schier war sein goldener Köcher ver„schossen, und Eros, der Alleinherrscher des Welt„alls, bot ihm mit schmeichelnder Hand seine un„fehlbaren Pfeile, — und so kam es, daß der Gott „des Lichts und der Wärme und des Lebens, nach „seinem langen Kampfe mit dem starren, kalten „Winter, Gluth und schmachtende Sehnsucht und „verblendenden Rausch in die Herzen der Pflanzen, „der Thiere und der Menschen ausgießt, und ein

„heißes, gährendes Gift in dem Momente des Er„wachens jeden belebten Atom durchdringt. Auch „Arkadien blühte und glühte von Neuem. Die „Lüfte säuselten buhlend durch die zart bethauten „Wipfel; sehnend und seufzend wälzten sich Wellen „über Wellen, und der Schaum der Wasserfälle „verschlang gierig den glatten runden Kiesel der Un„tiefen. Philomele seufzte nur, sie sang nicht „mehr; und minne-gierige Turteltauben girrten „schmollend in den Kronen der Pinien über das „spröde Harren ihrer scheuen Gespielinnen, und „Schmetterlinge umkreisten gaukelnd ihre unstäten „Gefährten, bald über helle Veilchen, bald über „Adonis blutiges Grab, bald über die schlanken, „zehnmal gepaarten Lilien der Auen :c."

Die Hirtin Chrysotrichia, in der schweren Tracht des Winters, tritt lauschend aus ihrer Hütte; überrascht, den Apfelbaum schon mit rothen Knospen übersäet zu sehen, kehrt sie um und kommt bald in leichtern Gewändern, bekränzt von Myrten, mit der Chelys wieder heraus und lockt mit ihrem Gesang den abwesenden Liebling, Jkteas:

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald der Lenz die Wälder grünt; —
Der Lenz grünt längst die Wälder,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Taube sehnend girrt;
Die Taube hat gegirret,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Rebe ahndend zährt;
Die Rebe hat gezähret,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Apfelblüthe rost;
Die Blüthe hat geroset,
Und ach! du weilst noch ferne.

Da ward die Singende von der Ankunft des treuen Schäfers überrascht. Die Liebenden sinken sich in die Arme. „Auch sagt man seitdem in Arkadien, kommt einer unverhofft, indem man seinen Namen nennt: er kommt gleich Ikteas; und die Gewohnheit, sich auf Hochzeiten mit Apfelblüthen und Myrten zu kränzen, verdankt Chrysotrichien ihr Daseyn."

Die dritte Idylle: das Spiel. Die spröde Onikleia, mit Flechten eines Kalathiskos beschäftigt, verliert sich in Gedanken an den wunderschönen Städter aus Mantinea, der alljährlich an diesem Tage gekommen war, ihrem Bruder Wolle abzuhandeln. Sie singt eben das Lied der Bienen, als er eintritt und ihr über ihren Gesang viel Schmeichelhaftes sagt. Sie vergißt ihrer Sprödigkeit, singt ihm mehreres und verräth dem Entzückten ihr Herz. Das Spiel der Diota, an welchem mehrere anwesende Hirtinnen Theil nehmen, beschließt die Scene.

Die vierte Idylle: die Zusammenkunft. Minoe, traurend, daß Elternzwang sich ihrer Liebe für den Kyparissos entgegensetze, aber den Verheißungen der Demeterissa trauend, schleicht sich vom Lager der schlafenden Mutter zur Quelle der Nymphen, getrieben von unwiderstehlicher Gewalt, die auch den Kyparissos dorthin gerufen hatte. Des Jünglings Wünsche werden kühn; sie entzieht sich ihm und eilt tiefer in die Grotte der Nymphen, die kein männlicher Fuß betreten darf, wo sie ihren Schleyer opfert und dem Geliebten Treue schwört. Wie sie wieder hervortritt und ihm ankündigt, was sie gethan, da treten plötzlich Minoe's Mutter, Oenone, und Kyparissos Vater, Nikon, hervor, nicht zürnend über die Kinder, sondern versöhnt. Sie bekennen, von höhern Mächten hieher geleitet worden zu seyn, den Bund ihrer Kinder zu schließen.

Die fünfte Idylle, die Kräutersammlerinn, beschäftigt nicht bloß die Phantasie, sondern läßt auch das Herz nicht leer ausgehen. Der reichste der arkadischen Hirten, Telebiades, erkundigt sich bey seinem Ziegenhirten, dem Sklaven Mykas, warum Agathyllis, des letztern Jugendgespielinn, seit einiger Zeit stumm in der Gegend Kräuter sammle. Telebiades erfährt, daß sie die Kräuter für ihre arme, kranke Mutter suche, und daß sie ihre Kraft verlieren würden, wenn sie dabey spräche; Mykas stimmt ein Lieblingslied des Mädchens an, das sie

immer hieher lockte, wenn sie sich in der Nähe befand. Da sie dießmal ausbleibt, so geräth der Sklave um seine Freundinn in Angst, er fürchtet, ihre Mutter ist todt, und das arme Mädchen weiß nicht, wie sie die letzte Pflicht kindlicher Zärtlichkeit erfüllen soll. Er fleht seinen Herrn um die Erlaubniß an, zu ihr zu eilen. Gerührt über die Gesinnungen des Hirten erlaubt er es ihm nicht nur, sondern schenkt ihm auch die Freyheit, Trifften, Heerden und Hütten und eine volle Börse, mit seiner Freundinn zu theilen. Er eilt mit dem Glücklichen in das Haus drr Wittwe; sie finden die Genesende „in den Stralen des Nachmittags sich badend," und Telebiades vollendet sein edles Werk, das junge Paar zu vereinigen.

Die sechste Idylle hat ihre Ueberschrift von dem bedeutungsvollen Traum, den die reizende Schwärmerinn Nikrion, Julanthiskos Base und Freundinn, gehabt hat, und den sie der traumdeutenden Mitylenis und der räthsellösenden Eunome erzählt: „Eine Art von Julanthiskos war's, der „mich (im Traum) führte; aber große Riesenschwin„gen bogen sich hoch über den Scheitel, und die „mächtigen Pinnen berührten die Erde. Eburn „und blendend die unvergleichliche Göttergestalt, „phönix die serischen Haarschleifen auf der „Ehrfurchtgebietenden Stirn. Majestätisch und „voller Siegreiz schwebte er daher, tadellos und ge-

„wandlos. Wo er sich hinwandte, glänzte Mor-
„genroth, und Hyacinthendüfte umflossen ihn über-
„all, — gemischt mit des Euphons süßem Getön.
„Mit der Flöte, die er hielt, berührte er mir die
„Augen, und vor mir lag eine Rose, größer wie
„dieses Thal und schillernd und funkelnd in tausend
„Farben; und aus der Rose sprudelte ein ambrosi-
„scher Lichtstrom, warm und höher als der Olymp
„und der Sitz der Unsterblichen. Rechts, sagte er
„mir, unter diesem Rosenblatte ist Hyacinthos
„Grab; links, der Dioskuren Wiege; hier Orions
„Lager, und zu deinen Füßen Narcissens Quelle.
„Plötzlich entflog aus jedem Lichttropfen der Quelle
„eine bunte phantastische Ephemere, aber jede trug
„ein schönes Kinderhaupt, und küßte den nackten
„geflügelten Gott im Vorbeyfliegen, so daß zuletzt
„keine Stelle seiner herrlichen Gestalt ungeküßt
„blieb. Ich erkannte unter der Menge Julanthis-
„kos Züge, menschlicher und arkadischer, aber doch
„meinem himmlischen Führer ähnlich. Die Julan-
„thiskische Grille verschmolz sich mit ihr. Ihre
„Locken wurden brauner und ihre Färbung mensch-
„licher; ihre Schwingen und die Rose verschwan-
„den. Beschämt und getäuscht zog ich die Hand
„zurück. Eros wollte ich folgen, aber nicht einem
„arkadischen Flöter. Und mit einem Schrey des
„Zorns erwachte ich, und noch immer schwebt die
„entgötterte Liebe um mich her, und erfüllt mein
„Herz mit Scham und Groll." Die weißagenden

Jungfrauen heißen ihr dieses Gefühl nähren. Sie geben ihr einen mystischen Ring mit einer Anweisung nach Eleusis. Dort werde sie finden, wornach sie so lange geschmachtet. Indem sie so reden, tritt Julanthiskos herein, gegen den jetzt aller Zorn aus Nikrions Herzen verschwindet. Nikrion singt, in Begleitung von des Jünglings Flöte, ein Lied, das sich auf den Traum bezieht.

Die siebente Idylle, die Früherndte, beginnt mit einer malerischen Schilderung eines arkadischen Flusses und seiner Ufer: „Der brausende „Orasis (?), mit purpurnen Blättern, überreifen „Früchten und buntfarbigen Schwämmen beladen, „rollte seine schäumenden Wogen bald durch scharf„blättrige Schiefergeklüfte, bald wieder über glatt „und rund geschliffene halbdurchsichtige Kieselmas„sen, bald zwischen engverworrenen Wurzeln hängen„der Weiden und breitblättriger Platanen und stolz „sich erhebender Ulmen und nimmer ruhender Pap„peln und silberrindiger Birken; bald längs dem „Fuß sanftschwellender Rebhügel, bald aber über „spätgrünende Wiesen, große Büsche von dunkeln „lazurnen Gentianen und noch höherm Gestrippe „von purpurflockigen Disteln und amaranthtraubi„gen Kornushecken und karminschimmernden Zi„ziphos-Beeren; jetzt benetzte er, durch gefallene „Blätter und welkende Blüthen sich krümmend, „bleiche Veilchen und noch bleichere Zeitlosen; jetzt

„bespülte er Pans Altar, der, von fünf riesenmä-
„ßigen Feigenbäumen malerisch umstrickt, die Ky-
„mantrischen Wiesen beherrschte. An den runzeli-
„gen, knotigen, schlangenhaft gewundenen Zwei-
„gen schwebten tausend und abertausend Honig- und
„Nektarkugeln an kurzen unmerklichen Stielen, und
„dufteten Hyacinthen- und Veilchenhauch aus der
„phönix-bräunlichen gespaltenen Oberfläche; und
„um ihre Wurzeln wanden sich dunkelblaue Blu-
„menbüschel des treuen Wintergrüns. Zu den Füß-
„en des Altars wucherten rosenfarb und zimmet-
„braun gerippte Herbstschwämme, und auf den
„marmornen Seiten des heiligen Mals schwebten
„muntere Launen und üppige Bacchanten, und um
„die Rebenfriese flatterten naschhafte Vögel, mar-
„morne und zwitschernde, mit Beeren und Feigen
„in den gierigen Schnäbeln. Hier wühlte sich zö-
„gernd *Orasis in den Rosenhügel*, ehe er sich schnell
„um die Rebenhügel wand, um sich nördlich in den
„heiligen Nymphensee am Fuße des entfernten
„Kyllene zu ergießen." Alcine und Myris saßen
mit mehreren Jünglingen und Mädchen unter Bu-
chen, mit den Gaben des Herbstes sehr beschäftigt.
Julanthiskos singt unter ihnen das Lied der
Schwalbe:

Chelidon, wohin, wohin?
Ueber Berge, über Flüsse,
Ueber Länder, über Meere,
Treibet mich mein innrer Sinn
Nach entferntem Frühling hin.

Chelidon, woher, woher?
Ueber Meere, über Länder,
Ueber Flüsse, über Berge,
Fand ichs fremd und freudenleer;
Darum komm' ich reuig her.

Chelidon, so bleibe hier;
In dem Schatten unsrer Hütte
Findest Ruhe du und Minne. —
Ewig rasten räthst du mir?
Nein; nur Wechsel lieben wir.

Ein Theil der wildern Brüder entfernt sich und überläßt sich bacchantischem Taumel, während Julanthiskos nebst den Mädchen dem Pan ein Dankopfer für die überschwenglichen Wohlthaten des Jahres bringt.

Der Anfang der achten Idylle, die Hofnung, malt den Herbst. „Der Herbst schüttelte „mit seinen lohfarbenen Sperberschwingen feuchte „röthliche Abendwolken und rasselnde gekrümmte „Blätter und schwärzliche Schieferblätter in das „trockne Moos und die welkenden Genißsträuche, „über die runden Abfälle des heiligen Kyllene, in „die tiefen wärmern Thäler, die der hochuferige „Orasis schäumend laut durchmurmelt. Nur die im„mergrünen Eichen, die stolzen kernreichen Pinien, „die harzigen Mastixbäume, die glänzenden Tinos, „die korallentragenden Stechpalmen und die Fel„senumklimmenden Smilaxbüsche trotzten dem Alles „Verheerenden. Phoibos streckte segnend

„seine goldnen Arme über Arkadien „aus, und ruhte sein purpurlockiges „Götterhaupt an die Lazurpfosten seiner „nächtlichen Kammer, ehe er Messenien „und Elis sein Abschiedslied hören ließ,“ (Die Stelle von Phoibos ist uns nicht klar, wiewohl wir eine Anspielung auf den Hirtengott Phoibos vermuthen, von dem Ovid Met. 2, 679. singt: Elin Messaniaque arva colebas) „und bange, „süße Ahndung zirpte wie Grillenklang durch die „müden Herzen.“ Julanthiskos, der für Alexis glühte, gab sich auf der Jagd seinen trüben Gedanken über unbelohnte Freundschaft und mordenden Undank hin, als er Onikleia um Hülfe schreyen hört und bald darauf ihr Lieblingslamm von einem Raubvogel, der auf dasselbe gestoßen, in den Abgrund gestürzt sieht. Außer Athem, mit zerrißnem Gewand, kommt Onikleia herzugestürzt; sie verliert das Bewußtseyn. Als sie zu sich kommt, heißt sie den Jüngling weggehen, der, voll Mißmuth im Herzen, heimkehrt, entschlossen, nicht wieder auf Männerliebe und Mädchendank zu rechnen; aber am Hausheerd kehrt neue Hofnung ihm zurück. Er stimmt vor Hermes Bilde das Lied der Hofnung an; plötzlich hört er sich von einer übermenschlichen Stimme nennen — es war Hermes Philozügetes, der über Arkadien hinflog, — blickt auf, sieht am Halse seines Haus-Hermes ein leuchtendes Strephon (so, statt στρεπτὸς, übersetzt der Verf. das Hals-

band) und denkt sogleich der Verheißung der prophetischen Mitylenis und Eunome: „Wenn Alexis „bespritzt von dem feindlichen Blute liegt, hinge„streckt an des Kyllene gähnendem Abgrund, findest „du, lieblicher Jüngling, nach dreyßig Tagen und „Nächten, Minne in Klüften und Minne am hei„ligen Male; doch mußt du opfern das herrlich „glänzende Strephon dem schützenden Sohne der „Maja." Ganz klar wurde ihm erst die Weißagung durch das, was

Die neunte Idylle, die Erfüllung, erzählt. Julanthiskos geht zu jagen auf den Kyllene. Die Hülfe rufende Stimme des Alexis beflügelt seine Schritte; er kommt an eine breite Kluft, jenseit deren er seinen Alexis, von einem Büffel verwundet, abgeirrt von seinen Gefährten, hülflos daliegen sieht. Er überspringt den Abgrund und rettet den Freund. Der mächtige Sprung vereinigte, die sich vielleicht sonst nie gefunden hätten. „Die „Jünglinge wurden endlich von Alexis Sklaven ge„funden, wie sie Mund an Mund auf dem weichen „Moose einer der Kyllenischen Höhlen schlummer„ten. Alexis, der Gerettete, war nicht mehr un„dankbar, und Julanthiskos, der Findende, nicht „mehr unglücklich; mit Alexis Strephon ge„schmückt Julanthiskos, und in Julanthiskos Man„tel eingewickelt Alexis."

Die zehnte Idylle schildert das Dankopfer, welches Julanthiskos dem Hermes brachte. Einige

Hirten hatten einen getödteten Lämmergeyer, den wahrscheinlichen Mörder von Onikleins Lamm, am Fuße einer Herme als ein Opfer niedergelegt. Hieher kommt auch Julanthiskos und hängt dem Gotte, der ihm das Herz des Freundes zugewandt, zum Dank ein goldnes Strephon um den gesenkten Hals. Während er betend an der Hermessäule niedergesunken ist, da umschlingt ihn der Freundesarm des Alexis, der ihm nachgefolgt war. „Komm," sagte er, mit ihm die Fingerspitzen zärtlich verschränkend und die Lippen ihm auf die weißen Schultern drükkend, „komm, treues, frommes Gemüth. Einmal „führtest du mich durch Irrwege und Dunkel. Itzt „stütze dich auf meinen Arm, ich will dich führen." Zu Hause schenkt er seinem Julanthiskos ein anderes prächtigeres Strephon und eine zierlich geschmückte Leyer. Das Titelkupfer gehört zu dieser Idylle. Es zeigt die Herme mit dem Strephon, und zu deren Fuße den Lämmergeyer ausgestreckt nebst verschiednen Gefäßen mit ländlichen Opfern.

Die eilfte Idylle heißt die Weberinnen. Onikleia und Molissa besuchen im Winter eine Freundinn in Mantinea. Man vertreibt sich die Zeit mit Weben, Spinnen und Singen. Onikleia singt das Lied der Biene, das einst auf den Bruder der Wirthinn, da er es von Onikleia zuerst hatte singen hören, so tiefen Eindruck gemacht hatte (s. die dritte Idylle). Wie damals, so überraschte

auch dießmal die Singende der Jüngling, der eben von einer langen Reise nach Hause kehrt. Er drückt die Beklommene an sein Herz und spendet dem Eros und Hermes einen Becher des besten Weins. Den andern Tag holt er von Onikleiens Eltern das Jawort und neun Tage hernach wird das Vermählungsfest gefeyert.

Die letzte Idylle, der Ring. Von itzt an wird alles mystisch. Ein Fremdling, angeblich Metrokles aus Mantinea, wird gastfreundlich von Kyparissos und Minoe aufgenommen, und erzählt, er reise schon lange vergeblich herum, Aufklärung suchend eines Traumes: daß zwey Schlangen seinem Hausheerd entschlüpft wären, die eine, die Opferfladen gierig verzehrend, die andere, einen Ring mit einem Karfunkel im Rachen haltend, dessen Inschnitt der Fremde leider vergessen hat. Minoe hilft ihm aus dem Traum, da ihr die Demeterissa besagten Ring für den Fremdling anvertrauet hat, den sie ihm jetzt überantwortet. Des andern Morgens ist der Fremde fort, aber statt seiner finden sie eine große Lyra mit einem Blatt, worauf stand: „Ich „fand, eh' ich es glaubte, was ich suchte. Bringt „meinen Dank und dieses Blatt Alethophonen, und „behaltet die Lyra." Auch las man hier das Wort Liparos, über welches kein Aufschluß vorhanden ist. (S. 108 kommt Liparos Ring vor.) Halb Arkadien glaubte, es wäre ein Gott gewesen, welcher der guten Hirten Treue erprobt und sie so präch-

tig belohnt habe; aber ihnen wollte das nicht einleuchten. Sie weihten die Leyer im Tempel der Nymphen, und ließen den Namen Liparos in Marmor graben.

Und nun schließt sich an die Idyllen als Kehrseite zu dem Propylaion der Opisthodomos an: das Thal der Orakel, ein Wunderthal, wo die Demeterissa wohnte, seit sie Thessalien verlassen. Ein Zug arkadischer Jungfrauen reist nach Eleusis, sich dort in die Mysterien einweihen zu lassen. Alexis und Julanthiskos begleiten sie. Am Kyllene, bey der wunderthätigen Herme mit dem goldnen Strephon, nehmen die Mädchen von ihren dort versammelten Freundinnen Abschied. Minoe flüstert der scheidenden Nikrion zu: „Du weißt also, wer uns die schwere Leyer brachte?“ Ja, ist die Antwort, bey der Weisheit verwahrenden Göttinn, dein Herz hat sich nicht geirrt; der falsche Jüngling war die Allwissende! Eine Dämonenstimme aus den Wipfeln heißt sie schweigen. Minoe kehrt erschrocken in ihre Hütte zurück; aber ein trauriges Gefühl erfüllt ihr Herz, das, ihre Freundinn Nikrion nie wieder zu sehen, die gewiß mit Julanthiskos nie wieder zurückkehren und im Thal der Orakel die Hirten und Arkadien vergessen würde, und die Angst, den wundersamen Pilger oder Alethophone, die Allmächtige, beleidigt zu haben. Auf einmal überbringt ein Bote von Eleusis einen Gruß von Nikrion und dazu einen Brief von einer Freundinn

(vermuthlich der Demeterissa) des Inhalts: „Se-
„gen und Gruß meiner arkadischen Freundinn, Mi-
„noe. Weine nicht; mach dich auf mit deinem
„Cypariß, denn du wirst bey mir finden, den du be-
„weinst. Ich könnte über deinen Mismuth zürnen.
„Doch ich liebe dich, Minoe; mache dich auf, holde
„Hirtinn, du wirst finden den Weg nach Alsotheo-
„nien (dem Thal der Orakel). Folge einem rosen-
„farbenen Schwan, er wird dich geleiten. Betrach-
„te den Abdruck des Siegels;“ (vermuthlich von dem
Siegelringe, den Minoe dem Pilger gegeben;)
„lebe wohl! Segen und Freude, Minoe!“ Kypa-
rissos und Minoe machen sich auf; der Schwan ist
ihr Wegweiser; in einer mit Wunderblumen über-
rankten Höhle sinken sie kraftlos hin, nicht wissend,
was mit ihnen geschehen und wo sie sind. „Hier
„theilte sich das liebliche Jahr in einen langen Früh-
„ling, einen milden, kurzen Sommer und einen
„lauen, obstreichen Herbst. Zweymal blüheten die
„Veilchen, viermal die Rosen, und dreymal reiften
„die nektarinischen Früchte der niedern Hügel. Die
„Sänger der Myrtenhaine hauchten in süßen Eu-
„phonen ihre Minnegluth himmlischer und tonrei-
„cher als irgendwo. Die Bäche murmelten nicht,
„sie rollten singend über Onyx und über Agathe.
„Die euosmischen erfrischenden Lüfte stahlen
„nicht den Rosen und den Veilchen ihre fliegenden
„Würzen; nein, sie brachten hoch, hoch von oben,
„Duft von Ambra und berauschenden Thau von

„Nektar; und das sonst so schöne Arkadien schien
„auch im reizendsten Lenzschmuck der häßlichen Ein-
„öde und der scheußlichen Schlange gleich, welche
„neidisch lauschend ihren zackigen Rücken um das
„köstliche Kleinod ringelt, was sie bewacht. Ja,
„so wanden sich die unwirthbarsten Eishöhen um
„das bis jetzt unbekannte Lieblingsthal Alethopho-
„nens. Doch, wer die reizendste der Sterblichen
„sah, vergaß schnell die Wunder, die sie beherrsch-
„te und wovon sie gewiß die Schöpferinn war, da
„noch bis jetzt keiner der arkadischen Schäfer Also-
„theonien mit seinem verborgenen Himmel erspäht
„hatte. Keiner von ihnen war noch bis jetzt so be-
„glückt, sich in die tausend und abertausend Ge-
„nüsse dieses demeterischen Heiligthums zu wagen.
„Nur einige schätzten sich glücklich, der mächtigen
„Wundersängerinn ihre Ehrerbietung und ihre Dank-
„barkeit unter den riesenmäßigen Agath-Stoen
(Säulengänge, στοαὶ) „durch kleine Geschenke zu
„beweisen, und sie unter den prächtigen Propyläen
„zu begrüßen, die sie sich bey dem engen Eintritt
„Alsotheoniens erbauet hatte. Hier saß sie oft auf
„hohem, leichtschwebenden Erker, im Morgenroth
„sich badend, und blickte still und bescheiden in die
„tiefen Thäler Arkadiens zu ihren Füßen, die bald
„in Sonnengluth schmachteten, bald, wie jetzt, im
„Winterschnee erstarrt schlummerten; aber weder
„der sengende Staub, noch der verwundende Reif
„gelangten bis zu der hochthronenden Quelle der

„Wahrheit, und die kleinen, winzigkleinen Men-
„schen trieben sich zu ihren Füßen mit ihren Heer-
„den, ihren Gewerben, ihren Launen und ihrem
„Stolze, wie das Spielzeug des Ungefährs und
„der augenblickliche Bewohner des schnell verwisch-
„ten Schimmels. Aber die Nachbarschaft der
„Wohlthätigen verwandelte den nahen Winter Ar-
„kadiens in einen längern Herbst, und die mühsam
„heraufklimmenden Pilger vergaßen gerne in ihrer
„Nähe, was sie auf der langen Wanderschaft erlit-
„ten, und schlichen erquickt und gestärkt wieder zur
„Alltäglichkeit herab, wenn sie so glücklich gewesen
„waren, einige Töne ihrer pieridischen Stimme zu
„hören." Eben saß Alethophone in der krystallnen
Halle der Wunder, schreibend und zaubernd, wäh-
rend unzählige zarte Dämonengestalten hin- und
herflattern, mit Geschenken und Aufträgen an ihre
Alleinherrscherinn. Im Hintergrund sitzen neunmal
neun königlich gebindete, dicht verschleyerte Bas-
kaniden oder zaubernde Jungfrauen. Zu einer von
ihnen wendet sich Alethophone und heißt sie die
treueste Gattinn Minoe hieher bringen, welche müh-
sam heraufklimme, um zu beichten und zu büßen.
Die Schäferinn wird lichtflugs hergebracht und
liegt ohnmächtig in ihrer Wohlthäterinn Arme, die
ihr durch einen Kuß Leben und Jugend und Fröh-
lichkeit von neuem schenkt. „Du träumst nicht,
treues gutes Gemüth, du zweifelst nicht mehr an
meiner Macht; du verstandst mich nur nicht, und

glaubst in deiner ländlichen Einfalt, der geborgte Name gehöre wirklich dem fremden Wanderer Metrokles." Noch zweymal küßte sie die Hirtinn; und nach dem dritten Kuß lagen Minoe und Kyparissos wieder auf ihrem ländlichen Lager in Arkadien, und beym Erwachen strahlten ihnen herrliche Geschenke Alethophonens in die Augen. Auf gleiche Weise kamen zu Alethophonen heran Agathyllis und ihr junger Gatte Mykas, und brachten ihrer Wohlthäterinn kleine Geschenke dar; sie werden durch unsichtbare Diener zurückgeführt, und finden zu Hause die Mutter verjüngt. Jetzt erscheinen auch Julanthiskos, seine Base Nikrion und Chrysotrichiens kleiner Bruder, Eranthos, benetzend das Gewand Alethophonens mit Thränen des Dankes, der Hofnung und der Ahndung. Die Demeterissa fragt Julanthiskos: warum Alexis nicht mit hier sey? „Ach," entgegnet der Hirt, „Alexis blieb daheim schamhaft erstau„nend und über Eros und Anteros Frieden errö„thend." Die Thessalische Jungfrau küßt ihn auf die Lippen. Da umwallt ihn sogleich ein herrliches Gewand und er liegt in Alexis Armen, der es nicht von selbst gewagt hatte, vor Alethophonen zu erscheinen, die ihm einst bey Alcinens Feste seinen Stolz und Kaltsinn gegen Julanthiskos verwiesen, aber auch die Zeit hatte voraussehen lassen, wo Eros den Anteros umarmen und Julanthiskos mit Alexis sich vereinigen würde. Nikrion und der kleine Eranthos bleiben bey Alethophonen. „Ni-

„krion vergaß bald die Welt und ihre unbelohnte
„Liebe (zu Julanthiskos), und der kleine Eranthos
„lernte nie Männer hinter den purpurnen Vorhän-
„gen der krystallenen Propyläen kennen.“ Noch
viele andre Arkadier und Arkadierinnen kamen ge-
bessert, geheilt, getröstet und beglückt hieher, alle
kamen, zu danken, aus ihrer niedern Alltäglich-
keit zu Alethophonen heraufgetragen. „So erhebt
„Gebet und Dank den niedern Bewohner des
„Staubes zur fernen Gottheit.“ Gerührt wendet
sich Alethophone zu den neunmal neun verschleyerten
Königinnen: „Anfangs des Jahres sang ich, und
„mein weißagendes Lied erkaufte mir alle diese Her-
„zen. Seyd so gütig, ihr Verehrten, und singet
„mir ein Lied am Ende des Jahrs, daß ich meine
„Erdenbannung und meine Unvollkommenheit ver-
„gesse, ehe mich Eros und Anteros, die Versöhn-
„ten, abholen.“ Die Königinnen sangen; „die
„Welten und Sonnen schwammen in unnennbarer
„Lust, und ihre Unvollkommenheit kleidete sich in
„Himmelsträume ein, und die Unermeßlichen, wie
„das kleine enge Arkadien, wußten nicht, was die
„neunmal neun Königinnen der Allmacht sangen.“

So endigt sich diese Apulejische Feerey. Man
sieht, Alethophone ist eine Gottheit, die sich, wahr-
scheinlich durch Sprödigkeit und Undank gegen einen
himmlischen Anbeter, den Zorn der Olympier zuge-
zogen und die deswegen aus dem Olymp auf die

Erde verbannt ist, wo sie durch Vereinigung liebender Geliebten den Eros und Anteros zu versöhnen sucht. Ueber manchen Einzelheiten ruht ein Schleyer, den etwa die Wissenden durchdringen mögen, und den der erlauchte Verf. vielleicht geflissentlich nicht lüpfte. Zauber und Wunder sind in dem Reich der Poesie an ihrer rechten Stelle, aber wenn der Zauberer uns ihre wahre Tendenz und ihren Sinn nicht durchschauen läßt, so verlassen wir ihn nicht ganz befriedigt.

Niemand darf dem Verf. absprechen, daß er sein Thema, die Liebe der arkadischen Hirten, mit vieler Zartheit und Feinheit behandelt hat.

Geadelt zur Gedankenwürde
Fließt die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.

Selbst was die eminenteste Gruppe, Alexis und Julanthiskos, betrifft, so würde man, käme sie bey einem griechischen Dichter so vor, gestehen, daß sie mit unendlichem Zartgefühl ausgeführt worden. Ob wir aber, aus höhern Rücksichten, in unsern Werken des Geschmacks nicht besser auf die Zeichnung solcher Erscheinungen der Griechheit verzichteten, darüber appelliren wir an die Hochherzigkeit des Verfs. selbst.

Von des Verfs. blühender und im Ueberfluß schwelgender Darstellung, insonderheit von seinem

Talent der malerischen Beschreibung, der Erdichtung kühner labyrinthischer Träume und mysteriöser Verwicklungen haben wir hinlängliche Proben gegeben. Fast zu einförmig läßt er in den meisten Idyllien den geliebten Gegenstand als einen Deus ex machina gerade in dem Moment erscheinen, wenn die Geliebte seiner denkt, oder ihre Gesänge an ihn richtet. Wie überhaupt des Verfs. Sprache neu, belebt, glänzend und gewagt, oft glücklich gewagt ist, so borgt er auch, wie schon oben erwähnt worden, häufig auf eine noch unversuchte Art, die wir von keinem unberufnen Nachahmer befolgt wünschen, eine Menge Wörter aus dem griechischen Sprachschatz, sey es, an die Stelle des verbrauchten Deutschen etwas durch den Reiz der Neuheit Anziehendes zu setzen, oder den griechischen Anstrich seines Romans zu befördern, oder aus Gründen des Wohllautes. Daß er griechischen Pflanzen, Früchten, Geräthschaften, Kleidungsstücken u. s. f. ihre eigenthümlichen, schönen griechischen Namen läßt, wird man noch am ersten billigen. So liest man hier von Moly, Diptam, Moros, Tymben, Milion, Bromos, Xiphos, Melien, Krateriskén, Dioten, Trapezen, Chlänen, Hypochlamys, Katapetasma, Bomos, Dictyen u. s. w. Nicht glücklich zusammengesetzt ist das neuantike Wort Zistrophoros S. 64. Weniger wird man Adjectiven, wie folgt, Beyfall geben: „glaukes Moly," „phönix die serischen Haarschleifen."

Auch die römische Sprache liefert einzelne Beyträge, wie: Eburgestalt, der eburne Wagen, der lydische Modus. Ein Glossarium erklärt die erotischen Worte, jedoch nicht alle. So fehlt S. 29 Argosion, das Ruhebett. Von glücklich gebildeten Ausdrücken sind bereits oben in den ausgehobenen Stellen Beyspiele genug vorgekommen, denen wir nur ein Paar kleinere beygesellen: „seine Laune verrauschen;" „langgewimperte Onyxaugen;" „ihr Mund umgrübte sich wie zum Kusse;" „großes „schieferblaues Auge."

Irren wir nicht, so findet sich noch ein höherer Grad von wundersamer Originalität in den aus derselben Feder geflossenen höchst merkwürdigen Briefen, die Jean Paul mit den seinigen herausgegeben hat*). Hier spielt, bildert und schwärmt eine unerschöpflich reiche und regsame Phantasie, die bis an die äußersten Grenzpunkte alles Denkens, Ahndens und Träumens fliegt, aber

— —, — — ceu nescia falcis
Silva comas tollit fructumque exspirat in umbras.

Und in dieser Schrift kündigt Jean Paul von seinem Geistesverwandten, der ihn wo möglich im ätherischen Phantasieenflug noch überbietet und überholt,

*) Jean Paul's Freyheits-Büchlein; oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm; und die Abhandlung über die Preßfreyheit. Tübingen, Cotta 1805. 128 S. 8.

ein großes episches Mährchen über die Liebe, Polyneon, an: »welches alles, was große Kennt-»nisse und große Kräfte von Frucht- und Blumen-»Gewinden, Perlen-Schnüren und Venus-Gürteln »in einander flechten können, zu seinem Zauber-»Kreis der Liebe ründet.« Welch ein seltnes Phänomen am Thronhimmel! Und J. Pauls Vorkritik darüber enthält im Tadel großes Lob: »Eine »geniale Phantasie ist, gleich dem Luftballon, leicht »in die Höhe und in die Tiefe zu lenken; aber das »wagrechte Richten wird bey beyden etwas schwer; »indessen hielt man es bisher doch für das größere »Wunder, sich in den Himmel zu erheben, als sich »darin zu steuern.«

III.

Homeri Hymni et Batrachomyomachia. Denuo recensuit, auctario animadversionum et varietate lectionis instruxit atque latine vertit Aug. Matthiae. Leipzig, Weidmann 1805. VIII u. 304 S. gr. 8.

Durch die 1800 herausgegebenen und von uns im 65sten Bd. 1stes St. S. 41 ff. angezeigten Animadversiones in hymnos Homericos hat sich Hr. Director Matthiä in Altenburg zu dieser kritischen Ausgabe der Homerischen Hymnen vorgearbeitet, welche ein für unsre Literatur um so willkommneres Geschenk ist, da der Wolfische Text der Homerischen Hymnen zwar sehr correct und berichtigt, aber von gar keiner kritischen Zuthat begleitet ist. Unser Her. hat, nach seinen vormaligen kritischen Studien über diese schätzbaren Reste der Homeriden, den Text einer nochmaligen strengen Revision unterworfen und nach den Regeln der Kritik verbessert, zugleich aber eine Retractation seiner Animadversiones vorgenommen, und, wo er in dem kritischen und grammatischen Theile derselben

Bestätigung, Aenderung und Besserung nöthig fand, sie der silva variantium lectionum, welche unter dem Text steht, einverleibt. Dieß ist unter dem Auctarium animadversionum zu verstehen, welches man in einem Anhang gesucht hätte. Eine Recension des Hrn. Prof. Hermann von den Animadversiones des Verf. in der Allg. Lit. Ztg. gab noch insbesondere, theils in der Vorrede, theils in den Anmerkungen unter dem Text, Stoff zu manchen gelehrten Auseinandersetzungen und Retorsionen. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß der Her. itzt die Heynische Digamma-Lehre fleißig auf die Homerischen Hymnen anwendet, und daß er eine in manche Theile der Sprachlehre, namentlich der Partikeln, tiefer eindringende Forschung an den Tag legt. Dem Text angehängt ist eine reinlateinische Uebersetzung, eingerichtet nach den Lesarten der neuen Recension. Von letztern kommt es uns zu, hier Proben aufzustellen.

Im Hymnus auf den Delischen Apollo V. 70—2 folgt er itzt der ungezwungensten Verbindungsart dreyer Pariser Handschriften, und interpungirt so: Ich fürchte, sagt Delos, daß Apollo

Νῆσον ἀτιμήσας (andere ἀτιμήσῃ), ἐπειὴ κραναήπεδός εἰμι,
Ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ (Stephanus setzt δ' hinein) ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν.

Zwey Participia ohne Binde-Wort kommen nicht selten vor. Ποσσὶ καταστρ. wollte der Her. in den Animadvv. durch cum ipsis radicibus evertens erklärt wissen. Wir sind ungewiß, ob er vielleicht itzt davon abgeht, da er darauf dringt, Ποσσὶ κατ. ὤσῃ unmittelbar mit einander zu verbinden; uns scheint Ποσσὶ der Ablativ des Werkzeugs und von den Füßen des Apollo gesagt zu seyn. Möchte sich doch der Her. über den Sinn folgender Verse 78—81 erklärt haben, wo Delos die Leto anfleht, ihr zu schwören, daß Apollo

Ἐνθάδε μιν πρῶτον τεύξειν περικαλλέα νηὸν,
ἔμμεναι ἀνθρώπων χρηστήριον, αὐτὰρ ἔπειτα
πάντας ἐπ' ἀνθρώπους, ἐπεὶ πολυώνυμός
ἐστιν —

Wie nachlässig und verworren ist der Gedanke ausgedrückt: Apollo soll auf Delos einen Tempel bauen zum Orakel der Menschen, (das) aber bald nachher unter allen Menschen (verbreitet werde), weil (Apollo?) berühmt sey. Wenigstens müßte statt ἐστιν die Moskauer Lesart ἔσται angenommen werden, von des (noch ungebohrnen) Apollo künftigem Ruhme. Aber wir sind des Glaubens, daß der Homeride so oder ähnlich geschrieben habe:

— — — — — — — — ὄφρ' ἂν
ἔπειτα
Πάντας ἐπ' ἀνθρώπους εἴη πολυώνυμος αἰὲν —

„damit der Tempel in Zukunft unter allen Völkern hochgepriesen werde.“ Genau angesehen, wird

man einige Spur dieser Lesart in den Zügen der Moskauer Handschrift erkennen: ἐπιὴ πολυώνυμος ἔσται. Das letzte Wort entstand aus der Endsylbe des vorhergehenden und dem Anfang von αἰέν. Zu Belegen für unsre Vermuthung diene V. 56 ff. und ähnliche, obgleich von einem andern Tempel sprechende Stellen V. 298 f. (H. auf Ap. Pyth. V. 120 f.) V. 482 f. (303 f.) Indeß wollen wir nicht bergen, daß uns überall V. 80 f. ein späterer Zusatz zu seyn scheint, entlehnt aus dem Hymnus auf den Pythischen Apoll (der als Seitenstück zu jenem anzusehen ist und zur Verherrlichung des Delphischen Tempels und Orakels, wie jener zum Preiß des Delischen Apollo-Tempels, gesungen wurde) V. 69 f. (247 f.) 81 f. (259 f.) 110 f. (288 f.) Denn in der uns verdächtigen Stelle des H. auf den Delischen Apollo kommt die einzige Spur von einem Orakel zu Delos vor; in der Antwort der Leto V. 86 auf das von der Delos geäußerte Verlangen, ist nur von einem Altar und Temenos die Rede, und nur von einem Tempel V. 56. 75. 136 u. s. w.

V. 161—3, welche die auffallenden Angaben enthalten, daß die Delischen Mädchen verstanden hätten, aller Menschen Stimmen täuschend nachzuahmen und die Musik mit Castagnetten, hält der Her. für abgeschmackte Interpolationen. Indeß bleibt es immer auffallend, wie und woher eine

solche Sage entstanden? Es nimmt uns Wunder, wie der Her. V. 250 f. (Ap. Pyth. 72 f.), welche er in den Animadvv. wegen des sonderbaren Gegensatzes des Peloponnes und Europa verurtheilte, itzt ganz unberührt läßt, und nicht einmal Reizens herrlicher Verbesserung gedenkt, der ἤπειρον statt Εὐρώπην liest. Bemerkenswerth ist die gründliche Ausführung zu V. 335. (Ap. Pyth. 157.) Τιτῆνες τε θεοί, τοὶ ὑπὸ χθονὶ ναιετάοντες, daß dieß nicht für οἳ ὑπὸ χθονὶ ναιετάετε und daß das Particip nie schlechtweg für ein Verbum finitum stehen könne, sondern daß dieses immer aus dem Vorhergehenden in Gedanken zu wiederholen oder aus dem Folgenden herauszunehmen sey; daher diese Stelle vielmehr für ein Anacoluthon genommen werden müsse, indem der Dichter habe schreiben wollen: οἱ — ναιετάοντες, ἄνδρας τε θεούς τε ἐφύσατε, dafür aber sage: οἱ — ναιετάοντες, τῶν ἐξ ἄνδρες τε θεοί τε. Ob man aber nicht am einfachsten ἐστέ zu ναιετάοντες denken kann? Eine andere grammatische Ausführung über den Gebrauch des relativen Pronomen, um nach einer Abschweifung wieder zur Sache zurückzukehren, liest man bey V. 355 (Ap. Pyth. 177). Es verdient gewiß Beyfall, daß V. 383 (205) Ruhnkenius so gut unterstützte Conjectur πετραίης προχοῇσιν für πέτρῃσι προχυτῇσιν aufgenommen worden ist.

— — ἐπὶ ῥίον ὦσεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλ-
λων
πετραίης προχοῇσιν, ἀπέκρυψεν δὲ ῥέεθρα.

Apollo stürzte (ἐπῶσε) den Gipfel des Berges in die Felsen-Quelle und verstopfte sie damit. Bestätigung giebt die vorhin aus dem Hymnus auf den Delischen Apollo angeführte Stelle V. 72 μὴ—νῆσον—ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν. Die vom Her. in den Animadvv. vorgeschlagenen Versetzungen von V. 387—93 (212—18) haben jetzt ihre Stelle in dem Texte gefunden, und sind eben sowohl als das Futurum V. 389 (214) οἵ τέ ῥα πεύσονται ausführlich gerechtfertigt worden. V. 402 (223) wird vom Her. als Parenthese genommen und im Texte nach einer sehr wahrscheinlichen Verbesserung also gelesen: τῶν δ' οὔτις κατὰ θυμὸν ἐπεφράσατ' οὐδ' ἐνόησε statt ἐπεφράσατο νοῆσαι. In dem Text aber oder in der Note ist ein Druckfehler; denn in letztrer steht: τὸν δ'—ἐνόησε. Sic edidi etc. da doch der Text τῶν hat. Gleichwohl ist jenes noch annehmlicher und wird auch vom Her. in den Animadvv. ausgedrückt: Nemo eum cognoscebat nec animadvertebat. In der neuen Uebersetzung giebt er es dagegen: nemo autem eorum (τῶν) cognoscebat, nec, quis esset, animadvertebat.

In den Anmerkungen zum Hymnus auf den Hermes wird zu V. 6 der Sprachgebrauch von ἔσω,

von dem Befinden an einem Ort, erläutert, ὄφρα, wann mit dem Optativ, zu V. 8. Unterschied von ἔξω, ἔσω ποιεῖν und ποιήσασθαι zu V. 77. Die Unächtheit von V. 80 wird umständlich aus der Sprache gezeigt. V. 109 ist die auf den Moskauer Codex gegründete Verbesserung ἐπέλεψ' ἐνὶ ἄλλῳ, von Riemer in seiner Bearbeitung von Schneiders griech. Wörterbuch. Vgl. über diese Stelle Schneider zu den Ecl. phys. S. 137. — V. 125 f. hat, wie man ihn immer wenden oder verbessern mag, ganz das Ansehen eines Zusatzes eines spätern Glossator, der einen Gebrauch seiner Zeit mit dem, was Hermes that, verglich. — Zu V. 200 steht eine gelehrte Anmerkung über ἐπὶ mit dem Dativ, in so fern irgend eine Verbindung, durch diese Partikel ausgedrückt wird. Ueber ἂν mit dem Indicativ bey zweifelnden Fällen zu V. 224 — V. 256 setzt er mit Ilgen in den Text: ῥίψω γάρ σε λαβὼν (statt des tautologischen βαλών) ἐς Τάρταρον ἠερόεντα. Noch gewählter würde seyn: ῥίψω γὰρ τεταγών σ' ἐς Τάρταρον nach dem Beyspiel des Homer Il. 1, 591 ῥῖψε, ποδὸς τεταγών. Schön ist Hermanns (z. Orpheus S. 757 f.) Verbesserung von V. 294., welche der Her. noch nicht benutzen konnte. Statt des unverständigen: σὺν δ' ἄρα φρασσάμενος τότε δὴ u. s. w. liest er nämlich: Apollo ergriff den Knaben Hermes:

Σπάργαν' ἀφασσόμενος τότε δὲ κρατὺς Ἀργειφόντης
οἰωνὸν προέηκεν.

Im Hymnus auf die Aphrodite V. 9 läßt der Her. zwar im Text οὐ γὰρ οἱ εὔαδεν ἔργα stehen, ungeachtet οἱ mit dem Digamma das vorhergehende γὰρ lang machen würde, aber in der Note verbessert er so: οὐ γάρ οἱ ἅδεν, ein Vorschlag, den auch Hermann z. Orpheus S. 780 macht.

Im Hymnus an die Ceres V. 64 stand sonst:
Ἠέλι', αἴδεσσαί με θέας ὕπερ, εἴποτε δή σευ
ἢ ἔπει ἢ ἔργῳ κραδίην καὶ θυμὸν ἴηνα.
Voß las: θεᾶς ὕπερ und noch besser Ilgen: Θέης ὕπερ, „ich beschwöre dich, o Helios, bey deiner Mutter Thia." Kühner ändert der Her. diese Worte und setzt in den Text: αἴδεσσαί μ' ἐλέησόν τ'. Ist nun diese Zusammenstellung beyder Wörter gleich Homerisch, so ist doch der vom Verf. in den Animadvv. angegebene Grund der Aenderung, weil niemals in Beschwörungsformeln Jemand zugleich bey dem (ὑπέρ), was ihm das Liebste sey, und in Betracht dessen, was man jemals für den andern gethan, (εἴ ποτε) gebeten werde, durch entgegengesetzte Beyspiele zu widerlegen. Virgil Aen. 4, 314 ff.

— — — Per ego has lacrimas dextramque tuam te,
Per connubia nostra, per inceptos Hymnaeos,
Si bene quid de te merui, fuit aut tibi quidquam
Dulce meum: miserere domus etc.

Statius Achilleis 1, 267 ff.

— per ego hoc decus et ventura juventae
Gaudia, si terras humilemque experta maritum
Te propter, si progenitum cet.

Gut scheint die Bemerkung, daß V. 223 in den Worten der Metanira zur Ceres: Wenn du meinen Sohn erziehst,

— — — τόσα κέν τοι ἀπὸ θρηπτήρια
δοίη

statt δοίην geschrieben werden müsse, da nicht die Eltern, sondern die Kinder ihren Verpflegern die θρηπτήρια bezahlten. So Il. 17, 303 οὐδὲ τοκεῦσι θρέπτρα φίλοις ἀπέδωκε. Warum sollte indeß nicht auch von Eltern gesagt werden können, daß sie den Erzieherinnen ihrer Kinder herrlichen Lohn verheißen? Die bekannte schwierige und verdorbene Stelle V. 344. 5. ἠδ' ἐπ' ἀτλήτων Ἔργοις θεῶν μακάρων μητίσετο βουλῇ hat der Her. theils nach fremden, theils nach eignen Conjecturen so abdrucken lassen:

— — — ἡ δ' ἔτ' ἄτλητον
ὀργισθεῖσα θεῶν μακάρων μηνίετο βουλῇ,

und versteht unter den Zürnenden die Proserpina, Hermann hingegen zum Orpheus S. 757, welcher den Vers auf die Ceres bezieht, liest also:

ἡ δ' ἐπ' ἀλάστοις
ἔργοισιν μακάρων ὀλοὴν μητίετο βουλήν.

Den Homerischen Hymnen hat der Her. noch die Batrachomyomachie zugesellt, die er in seinen

Animadversionen nicht bearbeitet hatte. Nebst den bekannten kritischen Hülfsmitteln benutzte er dabey auch den Florentinischen Codex, der mit der griechischen Metaphrase, Florenz und Leipzig 1804 abgedruckt worden, und eine von Hrn. Professor Jacobs besorgte Collation einer Breslauer Handschrift. Ohne in die Untersuchung über die wesentlichen Verschiedenheiten der Handschriften der Batrachomyomachie einzugehen, welche nicht blos in der Anordnung der Verse sichtbar sind, sondern auch darin, daß manche Handschrift theilweise ganz andere Verse hat als die anderen, sucht er aus den so abweichenden Texten, denen vielleicht ursprünglich eine doppelte Recension zum Grunde lag, einen möglichst berichtigten und geläuterten Text herzustellen, der von den bisherigen, auch von dem Ilgenschen, in vielen Stücken abgeht.

Wir bemerken noch, daß Hr. Prof. Schäfer in Leipzig (der Corrector, wie er seyn sollte, und wie man ihn für alle wichtigen kritischen Werke wünschen möchte) nicht nur für einen sehr correcten Abdruck dieser Ausgabe gesorgt, sondern sie auch durch einige gelehrte Anmerkungen bereichert hat.

IV.

Les Caractères de Théophraste, traduits par la Bruyere avec des additions et des notes nouvelles, par J. G. Schweighäuser. Paris, Stéréotype d' Herhan. X. — 1802. LV u. 162 S. 12.

Dieß ist der dritte, mit einem besondern Titel versehene Theil der

Oeuvres de la Bruyere,

die man in einer gefälligen stereotypischen Ausgabe aufs Neue hat drucken lassen. Als Hrn. Schweighäuser, dem gelehrten Sohn eines gelehrten Vaters, der Auftrag geworden war, die Redaction zu übernehmen, wußte er der neuen Ausgabe von La Bruyere's berühmter Uebersetzung der Theophrastischen Charaktere einen eigenthümlichen Werth zu geben, theils, indem er durch Vergleichung der ältern Ausgaben, dieser Uebersetzung hie und da bessere Lesarten herstellte, theils, indem er die Uebersetzung nach den neuern Aufklärungen in Anmerkungen verbesserte, auch die zwey letzten erst lange nach La Bruyere

ans Licht gestellten Charaktere selbst übersetzte, theils endlich durch eigne gelehrte Kritiken und Erläuterungen, welche dieser Ausgabe auch neben Coray's, Schneiders und Hottingers Arbeiten einen besondern Werth geben.

Die Hofnung, welche der Her. nährte, aus den eilf Handschriften der National-Bibliothek bedeutenden Vortheil für Theophrasts Charaktere zu ziehen, schlug fehl. Abgerechnet die Bestätigung einiger bereits vorgeschlagenen Verbesserungen und die Entdeckung einiger unbedeutender Scholien, gab die Untersuchung nur das Resultat, daß keine dieser Abschriften mehr als die ersten funfzehn Capitel enthält, und zwar mit allen den verdorbnen Stellen und Lücken der andern Handschriften. Indeß machte der Her. doch die besondre Bemerkung, daß sich, in den drey ältesten Handschriften, diese Charaktere unmittelbar hinter einem unedirten Commentar des Syrianus über Hermogenes Tractat de formis orationis finden. Im zweyten Buche der letztern Schrift nämlich wird von der Schilderung der Sitten und Charaktere gehandelt, und es werden kurze, aus dem Zusammenhang gerißne Beyspiele zur Erläuterung beygefügt. Am Ende nun des Commentars dazu, sagt Hr. Schw., l' auteur paroit annoncer qu' il va donner des exemples plus étendus que ceux d'Hermogene, en publiant à la suite de ce morceau les caractères entiers qui sont venus à sa connoissance.

Cet indice sur la manière dont cette partie de l'ouvrage nous a été transmise explique pourquoi on la trouvé si souvent, dans les manuscrits, sans la suite, et toujours avec les mêmes imperfections. Möchte uns doch der Her. hier Syrianus eigenste Worte gegeben haben, auf die hier so viel ankommt. Die Meynung des Her. scheint zu seyn, daß die funfzehn ersten Kapitel des Theophrast (die sich in allen Handschriften, die Vaticanische ausgenommen, allein befinden) aus diesem Anhang zum Syrianus hergeflossen und in die andern Handschriften übergegangen. Ueberall tritt der Her. der Schneiderschen Hypothese bey, daß wir nur Excerpte aus Theophrast besitzen. Was unlängst Pockels in seinem Werk: der Mann, Bd. 2, S. 227 f. über die Schrift gesagt hat, verdient hier wohl eine Stelle: „Ich halte die Charaktere des Theophrast für weiter nichts als hingeworfene Skitzen vielleicht zu größern und ausführlichern Zeichnungen. — Es sind einzelne, individuelle Fälle, die er erlebte oder sich fingirt hatte, und die er denn unter irgend eine allgemeine Benennung einer individuellen menschlichen Thorheit bringt, — und personificirt. Allein dieß giebt immer nur eine magere Ansicht der Eigenthümlichkeiten des Charakters, weil uns in einer solchen arbitrairen Sammlung einzelner Züge der ganze Umriß und Zusammenhang seiner Natur nicht sichtbar wird, — wenn auch einzelne Partieen, wie im

griechischen Sittenmaler, scharf genug bezeichnet seyn sollten. Theophrast läßt uns in seinen Zeichnungen nie das Ganze eines Menschen sehen, — dagegen bekümmert er sich auch nicht um jene psychologische Deuteley des Eigenthümlichen, wodurch sich Aristoteles in seinen Gemälden des menschlichen Alters auszeichnete. Jener schrieb mehr in dramatischer Hinsicht, dieser mehr für den Psychologen." Daß Theophrast nicht lediglich in ethischen, sondern auch in dramatischen Beziehungen das Charakter-Studium behandelte, scheint daraus hervorzugehen, daß er selbst über die Komödie schrieb, daß er den Menander, den Dichter der neuen Komödie, bildete, daß er sich, wie Hr. Schw. aus dem Athenäus I, 38 p. 78 Schweigh. Ausg. anführt, in seinen Vorträgen einer theatralischen Declamation und Gesticulation bediente und einst bey der Schilderung eines Leckermauls die Nachahmung so weit trieb, daß er mit herausgestreckter Zunge die Lippen leckte. Gewagter scheint uns die Vermuthung des Hrn. Schw. S. XLV. zu seyn, daß man durch Theophrasts Charakter-Studium in der Geographie auf die Sitten und Gebräuche der Völker aufmerksamer geworden seyn möge. Er schließt dieses aus den Bruchstücken zweyer geographischen Schriften des Dicäarchus, wovon die ältere, welche aber blos aus technischen Versen über die Namen der Oerter bestanden, dem Theophrast selbst gewidmet gewesen, die andere aber merkwürdige Beobachtungen über

den Charakter und die Eigenheiten der verschiedenen griechischen Völkerschaften enthalten habe. Mit mehr Grund möchte man, noch vor dem Theophrast, dem Aristoteles das Verdienst zuschreiben, die Länderbeschreiber auf diese Punkte hingewiesen zu haben, da von ihm, wie Hr. Schw. selbst S. LII anführt, Cicero (de fin. 5, 4.) sagt: omnium fere civitatum, non Graeciae solum, sed etiam barbariae, ab Aristotele mores, instituta, disciplinas cognovimus. Noch zeichnen wir die Schweighäusersche Bemerkung S. 4 aus, daß der Ausdruck „ethische Charaktere," den Diogenes von Laerte und Suidas von Theophrasts Charakteren brauchen, nach dem Hermogenes de formis orationis 2, 1 insonderheit fehlerhaften Charakteren, z. B. Leckermäulern, Furchtsamen, Geizigen zukomme, welche Bedeutung allerdings auf Theophrasts Schilderungen gut paßt. Nach S. 22 sollte vor diesem Volume eine antike Büste des Theophrast vorgestellt seyn, welche sich aber wenigstens in unserm Ex. nicht findet. Diese, im Museum Capitolinum abgebildete Büste wird hier nach Viscontis Mittheilungen für die ächteste Vorstellung dieses Philosophen erklärt, und behauptet, daß die Basis mit dem Namen des Theophrast und seines Vaters wirklich zu der Büste gehöre.

Der Uebersetzung schickt der Her. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Moral in Griechenland vor dem Theophrast voran, worauf la Bruyere's

Versuch über den Theophrast mit des Her. Anmerkungen folgt.

Eine Probe gelehrter Anmerkungen zum Theophrast, wie sie der Her. jetzt la Bruyere's Uebersetzung zur Begleitung gegeben, enthält Lettre de J. G. Schweighäuser à Mr. Millin, sur quelques passages de Théophraste, Suidas et Arrien. Paris 1803. 21 S. 8.

Im zweyten Kapitel von dem Schmeichler: Ἀμέλει δὲ καὶ τὰ ἐκ γυναικείας ἀγορᾶς διακονῆσαι δυνατὸς ἀπνευστὶ übersetzt Hottinger im Attischen Museum: „Er macht sich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkt für euch herbey zu holen, und dabey läuft er sich außer Athem.“ Der Her., nicht zufrieden mit diesem dem ersten Blick sich darbietenden Sinn, sucht eine verstecktere Anspielung auf einen unanständigen Dienst, den dieser parasitische Schmeichler einem Herrn erzeigt: „Er ist im Stande ein gewisses Geschirr zu präsentiren, das man auf dem Weibermarkt kauft.“ Hier wurde allerley Geschirr und Töpfe verkauft, also auch derjenige, den die Sklaven ihren zechenden Herren unterhalten mußten. Ἀμίδα παρακρατεῖν, nennt es Arrian.

Sinnreich ist des Her. Vermuthung zu K. 4., wo der Tölpel, der in die Stadt geht und sich schon nach dem Preis von dem und jenem erkundigt hat, fragt: εἰ σήμερον ὁ ἀγὼν νουμηνίαν ἄγει, daß hier ἀγὼν von der Versammlung der Menschen auf dem Markt und νουμηνία von dem Markttag, der am

ersten des Monats gehalten wurde, die Rede sey. Es fällt ihm also erst itzt ein, zu fragen: „ob die Versammlung heut etwa Markttag halte.“ Das Lächerliche, meynt der Her., bestehe eigentlich darin, daß er nach etwas frage, was er schon zu Hause hätte wissen müssen, bevor er sich auf den Weg begeben. Vielleicht veranlaßt ihn auch erst das Getümmel, welches er auf dem Markt erblickt, zu der Frage: Ob es denn etwa Markttag sey, weil der Zulauf von Menschen so groß sey.

K. 5. zieht der zuvorkommend Höfliche oder Höfling, wie es Hottinger im zweyten Stücke des neuen Att. Mus. ausdrückt, die Kinder des Mannes, bey dem er zu Tische ist, an sich, spielt mit ihnen, und sagt: Ἀσκὸς, Πέλεκυς, welches man gewöhnlich so versteht, als zeige er ihnen allerhand Spielzeug, kleine Schläuche, Aexte. Der Her. bemerkt, daß Visconti im Mus. Pio-Clement. Vol. 3 pl. 22 die Bildsäule eines kleinen Kindes erläutere, welches eine mit lauter solchem kleinen Spielzeug, worunter auch ein Beil, umgebene Schärpe trage, welches Visconti auf den Dienst der Cabiren deute. Beym Theophrast hingegen vermuthe Visconti, daß von bacchischen Symbolen die Rede sey. Hr. Schw. selbst meynt, jene beyden Worte könnten auch wohl in einem Kinderspiel gebräuchlich gewesen seyn. Hottinger hat auch einige gute Einfälle über diese Stelle. Zu demselben Kapitel theilte Visconti dem Her. eine schätzbare Er-

läuterung über die Θυρικὰς (oder, welche Lesart er vorzieht, Τυρικὰς) τῶν στρογγύλων ληκύθους mit, die er für Gefäße von tyrischem Sand, d. h. von Glas nimmt, „zu welchem man sich damals ausschließend dieses Sandes bediente, welches ihm einen sehr großen Werth gab. Man kennt keine berühmte Vasen-Fabrik in den verschiednen Städten, welche den Namen Thurium (nach der Lesart Θυρικὰς) führten. Erst zu den Zeiten der Römer hörten die gläsernen Gefäße auf kostbar zu seyn, und man konnte sie um einen sehr niedrigen Preis haben (s. Strabo B. 16 nach Casaubonus gewisser Verbesserung).“ Hottinger übersetzt: „runde, Thyrische Balsamfläschchen.“ Der Höfling räumt seine Palästra, nach dem Schlusse des Kapitels, den Philosophen, Sophisten, Fechtmeistern und Tonkünstlern zu ihren Epideixeis ein. „Er selbst (so übersetzt Hottinger nach den Verbesserungen von Nedham und Schwarz) kömmt erst, nachdem die Uebungen angefangen haben, damit etwa der eine und andre von den Zuschauern seinem Nachbar sage: Seht, da kömmt der Besitzer der Palästra“ ὅτι τούτου ἐστὶν ἡ παλαίστρα. Der Her. ändert nur τούτου in τούτων um, und folgt übrigens der gemeinen Lesart: ὕστερον εἰπεῖν ἐπὶ τῶν θεωμένων πρὸς ἕτερον, ὅτι τούτων u. s. w. Er sagt während der Vorstellung zu seinem Nachbar von den Zuschauern: „Die Palästra ist für sie;“ d. h. für ihr Vergnügen bestimmt. Einer glücklichen

Correction einer Stelle dieses Kap. von Hottinger gedenken wir noch, weil sich in den Abdruck im Att. Mus. ein Druckfehler eingeschlichen hat. Theophrast sagt, der Höfling καὶ πίθηκον θρέψαι δεινὸς, καὶ τίτυρον κτήσασθαι, καὶ Σικελικὰς περιστεράς. „Er hält sich einen Affen, kauft einen Satyr.“ Dieß ist nach Hottingers Meynung eben so, als wollte Jemand sagen: „Er hält sich ein Pferd und einen Schimmel.“ Da sich in Handschriften bey τίτυρος ein Glossem findet: πίθηκος μικρὰν ἔχων οὐράν, so hält H. πίθηκος für Glossem von τίτυρος und liest: καὶ τίτυρον (so wollte er offenbar schreiben, es steht aber πίθηκον) θρέψαι δεινὸς, καὶ κτήσασθαι Σικελικὰς περιστεράς.

Der Ehrlose tanzt, nach K. 6., nüchtern und ohne Maske den Kordax im komischen Chore. Gegen la Bruyere's Ableitung des Wortes Kordax von χορδὴ, wird erstlich eingewendet, daß es dann heißen müßte Chordax; allein der griechische Name Kronos kommt auch von χρόνος her; ferner: χορδὴ werde blos von den Darmsaiten gebraucht. Wahr; aber wie wenn die Kordaxtänzer sich gewöhnlich oder ursprünglich an Darmsaiten, oder vielleicht bey den Dionysien an langen Därmen und Schläuchen, die bey diesen Festen eine Rolle spielten, angefaßt hätten? Allein Visconti leugnet in der beygebrachten Anmerkung, daß man sich überhaupt bey diesem unzüchtigen Tanz eines Strickes oder einer Saite bedient habe, und erklärt die Aus-

drücke des Aristophanes „den Kordax ziehen“ und des Terenz Brüder 4, 7 „restim ductans saltabis?“ uneigentlich vom bloßen Reichen der Hände. Er will sich dieser Bemerkung in einem noch ungedruckten Mémoire über ein Basrelief von Tänzerinnen in der Villa Borghese bedienen, um die berühmte Stelle des Livius 27, 37 zu erklären, wo sich der Verf. von einem heiligen Tanze des Ausdrucks bedient: restim dare. Vielleicht könnte auch der Kureten-Tanz beym Lucrez 2, 630 f. hieher gezogen werden: Heic armata manus — inter se forte catenas Ludunt in numerumque exsultant. Warum man leugnen will, daß man sich beym Kordax eines Seiles bedient, will uns indeß noch nicht einleuchten, da dieß etwas so ganz natürliches ist, und auch heut zu Tage Tänze üblich sind, wo man sich an Bändern und Tüchern anfaßt. — Wenn Gaukler ihre Künste auf der Straße sehen lassen, so läßt sich der Ehrlose dazu brauchen, Geld dafür von den Zuschauern einzusammeln, und er zankt sich mit denen herum, die gratis sehen wollen und keine Marke oder kein Billet aufzuweisen haben. Richtig scheint uns der Her. nach Coray übersetzt zu haben, welcher die Negation den Worten hinzugesetzt hat: μάχεσθαι τοῖς τὸ σύμβολον οὐ φέρουσι, wenn gleich Schneider bekennt, den Grund davon nicht einzusehen. An den Worten: τὴν μητέρα μὴ τρέφειν, welche mitten unter entehrenden Gewerben und Beschäftigun-

gen des Ehrlosen stehen, hat weder Uebersetzer noch Her., überhaupt kein Gelehrter bis auf Hottinger, Anstoß genommen, der diese Worte entweder für eine unpassende Interpolation oder für verdorben hält, und sehr passend zu lesen vorschlägt: μητραγυρτεῖν, unter den Bettel-Priestern am Feste der Cybele Almosen sammeln. Wem diese Veränderung zu kühn dünkt, der würde vielleicht weniger Anstoß an folgender Conjectur nehmen: θηριοτροφεῖν, welches Wort im Aristänetus 2, 20 und im Alciphron fragm. 5 vorkommt. Ein Thierwärter in einer Menagerie oder einem Park zu seyn, gehörte vermuthlich nicht unter die geachteten Professionen.

K. 7. vom Schwätzer, bezieht der Her. die Worte: προσδιηγήσασθαι — τὴν ἐπ' Ἀριστοφῶντός ποτε γενομένην τοῦ ῥήτορος μάχην nach Casaubonus Vorgang, dem auch Hottinger beypflichtet, mit Recht auf den Streit des Demosthenes gegen den Aeschines über die Krone und die deshalb gehaltenen Reden. Unnöthig ist wohl Casaubonus Vorschlag τῶν ῥητόρων. Dagegen glauben wir mit Hottinger, daß die nächstfolgenden Worte καὶ τὴν τῶν Λακεδαιμονίων ἐπὶ Λυσάνδρου als ein fremdes Einschiebsel ausgestrichen werden müssen, worauf sich denn das Ganze so hübsch rundet, wie es Hottinger übersetzt hat: »Zuweilen recensirt er die Streitreden, welche die beyden großen Redner unter dem Archontate des Aristophon gehalten haben, und geht von da auf die Reden über, welche er selbst et-

wa, nicht ohne Beyfall, in der Volksversammlung vorgetragen habe."

K. 8. erzählt der Zeitungs- oder Neuigkeitsträger, Kassander sey aufs Haupt geschlagen worden: „Unglücklicher Kassandros!" (ruft er aus,) „Bedauernswürdiger Mann! Wie das Glück sich so schnell wendet! War er doch ein so mächtiger Fürst! Allein," setzt er hinzu, „das bleibt unter uns!" So übersetzt Hottinger. Ganz anders Hr. Schw., der ἀλλ' οὖν ἰσχυρὸς γενόμενος u. s. w. so erklärt: Nachdem er es durchgesetzt hatte, daß man ihm glaubte (alors étant devenu fort, d. h. ayant fini par se faire croire), so setzte er hinzu: das muß unter uns bleiben. Aehnlich drückt sich Maro von der Fama aus:

Mobilitate viget viresque acquirit eundo,
Parva metu primo, mox sese attollit in auras.

Kap. 14 sagte der Stupide nach der alten Lesart, wenn es regnet: Ἡδύ γε τῶν ἄστρων νομίζει, ὅτι δὴ καὶ οἱ ἄλλοι λέγουσι πίσσης. Sinnreich war der Einfall des Her., mit einem nach der Analogie geprägten Worte zu lesen: Ἡδύ γε τὸ ἀστρονομίζειν, Quand il pleut, il dit, ah! qu' il est agréable de connoître et d' observer les astres! Die nächsten Worte schreibt er einem Glossator zu, in dem Sinne: lorsque d'autres di-

sent que le ciel est noir comme de la poix. Wir sehen nicht ein, warum dieser Gedanke nicht vom Theophrast selbst seyn könnte, wenn er ihn anders deutlicher ausgedrückt hätte, etwa: ὅτε δὴ κ. οἱ ἀ. λέγουσιν, οὐρανὸς ὡς πίσση. Indessen haben Coray und Schneider diese Stelle bereits berichtigt. Beyde lesen zu Anfang: Ἡ. γε τῶν ἄστρων ὄζει, und am Ende ist mit Schneider für πίσσης zu lesen: τῆς γῆς, für welche Lesart der junge Schweighäuser selbst hernach die sicherste Bestätigung in einer Pariser Handschrift des Athenäus fand, wie dieses sein Vater in den Animadvv. ad Athenae. T. 7, p. 682 selbst berichtet. — Am Schlusse dieses Kap. ist vom Hinaustragen der Todten κατὰ τὰς ἱερὰς πύλας die Rede. Da die Leichen aber nicht durch das heilige Thor getragen wurden, so nimmt auch der Her. Meursius Verbesserung Ἠρίας an. „Barbié du Bocage, bemerkt er, glaubt, daß es kein eignes Thor dieses Namens gegeben, sondern, daß man diesen Namen bisweilen der porta δίπυλος gegeben habe, die er in seinem Plan von Athen in der Voyage du jeune Anacharsis an diese Stelle setzt; und die eben so gelehrten als ausgedehnten Untersuchungen, die er seitdem über diesen Plan angestellt hat, haben diese Meynung bestätigt. Vielleicht war dieses Thor doppelt, wie sein Name anzeigt, und einer von den Ausgängen wurde Eria genannt und insonderheit zu Leichenbegängnissen bestimmt.“

Im Kap. 16. von dem Abergläubischen kommt in einem aus der Vaticanischen Handschrift gewonnenen Zusatz eine merkwürdige Notiz von Verehrung der Hermaphroditen im Hause am vierten und siebenten Tage vor, welche neulich Heinrich in der Monographie über die Hermaphroditen, Hamb. 1805. 4., die wir in unsrer Bibliothek Bd. 70, S. 289 ff. angezeigt haben, beleuchtet und erläutert hat. Die schätzbaren Bemerkungen des Hn. Schw. theilen wir im Auszug mit: „Die vierten Tage des Monats, oder vielmehr der Decade, waren dem Merkur geweiht. (Noch mehr gehört hieher das Zeugniß des Philochorus bey Heinrich S. 10, daß der vierte dem Hermaphrodit heilig sey.) Die Hermaphroditen sind Hermen mit Venus-Köpfen (nach Heinrich, Hermen-Säulen, auf welchen eine männliche Venus oder Aphroditos stand). Die Verehrung der Venus war oft mit der des Merkur verbunden. S. Arnaud de diis synedris C. 24. Der siebente Tag, wenn anders die Zahl richtig ist, kann nicht der siebente des Monats seyn, welcher, wie der erste, nicht der Venus, sondern dem Apollo geweiht war. Man muß daher annehmen, daß dieses Opfer alle sieben Tage gebracht wurde, und diese Stelle wird daher, wegen der Heilighaltung des siebenten Tages, bey den Profan-Völkern wichtig. Ich bemerke zur Bestätigung dieser Meynung, welche von Visconti ist, daß auf den ersten heidnischen Denkmälern seit der Einführung der pla-

netarischen Woche in den R. Kalender, welche sich aus dem zweyten Jahrh. der christlichen Zeitrechnung herzuschreiben scheint, Venus die siebente Stelle unter den Gottheiten einzunehmen scheint, welche den Tagen dieser Periode vorstehen (Les peintures d'Herculanum T. 3, pl. 50); daß der geheiligte Tag der Muhamedaner der Freytag ist, und daß dieser Tag im Alterthum von den Ismaelitischen Völkern zur Ehre der Venus Urania gefeyert worden (Selden. de diis Syris, S. 2, c. 2. 4.); endlich, daß die Venus, von welcher Pausanias spricht, als Herme eine Venus Urania war, die zu Athen eine besondre Verehrung genoß. Die wöchentliche Verehrung dieser Göttinn kann durch Alexanders Eroberungen nach Griechenland gekommen seyn, so wie die Beobachtung des Sabbats zu Rom durch die Einnahme von Palästina eingeführt worden zu seyn scheint. (S. außer Ovid, Horaz, Tibull, Augustin C. D. 6, 11.) Aus Athenäus 12, 4 ist es beynah gewiß, daß die Perser in sehr alten Zeiten eine Wochen-Verehrung hatten; und, nach Herodot 1, 130, hatten sie die Verehrung der Urania von den Arabern und Assyrern bekommen, und hatten diese Göttinn Mitra genannt, welches zu beweisen scheint, daß sie sie mit dem Mitras, ihrer Haupt-Gottheit, in Verbindung gesetzt haben. (Vergl. was wir in dieser Bibliothek Bd. 70. S. 296 f. über die Verehrung des siebenten Tages in den Morgenländern und nach den alten

Philosophen gesagt haben.) Vielleicht ist aber der Text des Theophrast verstümmelt, und es kann in demselben vom *sechsten* Tag des Monats oder der Dekade die Rede gewesen seyn, welcher der Venus heilig war (Iamblich. vit. Pythag. c. 28 s. 152). In diesem Fall ist es merkwürdig, daß die Tage der Sonne, des Merkur und der Venus in unsrer Woche denselben Platz einnehmen als die Tage, welche durch die Religion der Griechen den Gottheiten geweiht waren, welche diesen himmlischen Körpern entsprechen, in dem Monat zu Athen einnahmen, oder in jedem der drey Theile, in welche der Monat eingetheilt war; d. h. daß die einen und die andern in die ersten, vierten und sechsten Tage dieser Perioden fallen. Diese griechischen Superstitionen haben ihren Ursprung unstreitig in der Aegyptischen Sitte, jeden Tag einer Gottheit zu widmen (Herodot 2, 82); und dieser alte Gebrauch ist wahrscheinlich allmählig zu Alexandria zusammengeflossen mit der Mond- oder planetarischen Woche, welche die andern Nationen des Morgenlands verehrt zu haben scheinen, mit der Heilighaltung des Sabbats bey den Juden und mit der des Sonntags bey den Christen."

Der Schmutzige, Kap. 19. ἐλαίῳ σαπρῷ ἐν βαλανείῳ χρώμενος σφύζεσθαι. Das letzte Wort ist aus der Vaticanischen Handschrift, giebt aber, so wie es hier steht, keinen schicklichen Sinn.

Visconti liest beym Her. σφίγγεσθαι, in dem Sinne se serer dans ses habits. Er salbt sich mit ranzichtem Oel, und ohne es erst an der Sonne eintrocknen zu lassen, wie man zu thun pflegte, hüllt er sich sofort wieder in seine Kleider. Aehnlich wäre dem griechischen Wort in der angeführten Bedeutung constringere. Beym Statius Wälder 2, 1, 129 brevibus constringere laenis Pectora. Von den vier letzten Charakter-Zügen dieses Kap. muthmaßt der Her., daß sie dem folgenden Kapitel angehören, wogegen sich einige andere, die hieher gehörten, ins folgende Kap. eingeschlichen hätten.

Im folgenden Kap. ist ein verdorbner Zusatz der Vaticana, in welchem der Ueberlästige seine Mutter fragt: „wie ihr der Tag vorgekommen wäre, da sie Geburtsschmerzen gehabt und da sie ihn gebohren hätte?" (nicht, wie Schneider sagt: qua se conceperit et deinde qua se pepererit) und er antwortet in ihre Seele: ὡς ἡδύ ἐστι· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχοντα οὐ ῥᾴδιον ἄνθρωπον λαβεῖν. Der Her. glaubt, Theophrast wolle den unzeitig Scherzenden folgendes im Namen seiner Mutter sagen lassen: Un moment bien doux a dû précéder celui-là; et sans ces deux choses il est impossible de produire un homme. Theophrast müßte sonach etwa geschrieben haben: ὡς ἡδύ ἐστι συλλαβεῖν· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχον-

σαν οὐχ οἷόν τε ἐστι ἄνθρωπον γεννᾷν. Auch in diesem Kapitel sind verschiedene Züge, welche sich aus verschiednen andern Charakteren hieher verirrt zu haben scheinen.

Die Definition der ἀνελευθερία Kap. 22: ἐστι περιουσία ἀποφιλοτιμίας δαπάνην ἔχουσα kann nicht richtig seyn, und der Her. scheint uns die wahre Verbesserung ausfündig gemacht zu haben: ἀπουσία φιλοτιμίας δαπάνην ἐχούσης. — Der Geizige miethet, nach einem Zusatz der Vaticana, seiner Frau zur Begleitung beym Ausgehen ἐκ τῆς γυναικείας παιδίον συνακολουθῆσαι. Bey γυν. denkt Schneider ἀγορᾶς hinzu, aber auf dem sogenannten Weiber-Markt waren keine Sklavinnen zu haben, sondern, wie Hr. Schw. aus dem Menander beym Pollux bemerkt, Töpfe. Letzterer stimmt daher vielmehr für die Emendation von Visconti: ἐκ τῶν γυναικείων παιδίων, il loue une jeune fille pour la suivre dans ses sorties. Die letzten Worte dieses Kap. καθεζόμενος παραστρέψαι τὸν τρίβωνα, ὃν αὐτὸς φορεῖ erklärt der Her. auf eine eigne Art davon, daß sich der Geizige nicht, nach der Weise der Reichen, einen tragbaren Stuhl (ὀκλαδίας, θρόνος πτυκτός) durch die Sklaven in die Versammlung bringen lasse, sondern seinen Mantel selbst zusammenlege und sich darauf setze: pour s' asseoir il roule le vieux manteau qu'il porte lui-même.

Kap. 23. heißt es vom Prahler: ἐπὶ τὰς κλίνας ἐλθὼν ἱματισμὸν ζητῆσαι. Der Her. billigt eine Verbesserung Visconti's κλισίας statt κλίνας. Schneider erklärt aber die gemeine Lesart von demjenigen Theile des Marktes, wo Polster zu den Ruhebetten, nebst den Decken über dieselben verkauft worden.

Der Stolze Kap. 4. entscheidet Streitigkeiten laut auf öffentlicher Straße: καὶ βιάζειν ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνειν. Sehr annehmlich ist die Verbesserung des Her. καὶ βαδίζων. Il juge la cause en marchant dans les rues.

In Kap. 26. sagt der Oligarch, über die plebejischen Richter aufgebracht: Ich wundre mich, wie noch Jemand an Staatsämtern Theil nehmen mag: καὶ ὡς ἀχάριστόν ἐστι τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος sc. ἕνεκα. Daß dieses Wörtchen zu der dunkeln Redensart hinzugedacht werden müsse, scheint der Her. gefühlt zu haben, weil er glaubt, die Stelle so erklären zu müssen: tandis que les fonctions publiques sont si désagréables à cause de l'espèce de gens qui les confere et en dispose. Oder hatte er Schneiders freyeren Vorschlag im Sinn: ὡς ἀχ. ἐστι τὸ πλῆθος τοῦ δήμου τὰς ἀρχὰς διανέμοντος κ. δ.

Kap. 27. wird von dem Alten, der noch immer lernen will, was er versäumt hat und sich dabey sehr verkehrt benimmt, unter andern gesagt: ἕνδεκα λίτραις (so liest Schneider statt λιταῖς) συν-

ἄγειν τοὺς μετ᾽ αὐτοῦ συνάζοντας, welches der Her. giebt: il fait des pique-niques de onze oboles. Ueber das hierin liegen sollende Lächerliche theilt er folgende Vermuthung mit. In einem Bruchstück aus Sophrons weiblichen Mimen beym Pollux 4, 174 kommen die Worte vor: „der Preis ist zehn Litren.“ (Ὁ μισθὸς δεκάλιτρον). Dieß sey vielleicht der Preis für eine Umarmung bey den gemeinen Hetären gewesen, die davon wohl gar den Spottnamen *Dekalitren* bekommen haben möchten. Nach diesem könne man vielleicht im Theophrast lesen: ἐν δεκαλίτραις; Il fait des pique-niques chez des danseuses. Witzig ist diese Vermuthung, aber sie beruht auf zu gewagten Combinationen, als daß man etwas darauf bauen dürfte. Auch sieht man ja darin gar keine Spur von ὀψιμαθία. Die Redensart: μακρὸν ἀνδριάντα παίζειν πρὸς τὸν ἑαυτοῦ ἀκόλουθον vergleicht der Her. mit dem modernen Ausdruck: Il tire au mur avec son esclave und führt zur Erläuterung eine antike Lampe an, auf welcher Visconti den Pfahl erblickt, gegen welchen die R. Gladiatoren zur Uebung kämpften.

Der Medisirende Kap. 28. spricht übel von den Weibern in einem Zusatz aus der Vaticana. Diese Weiber, sagt er, τοὺς παριόντας συναρπάζουσι, wo Bernard Ep. ad Reisk. p. 223 nicht glücklich σαρκάζουσι lesen wollte; ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέρχονται: der Her. übersetzt

im Allgemeinen: elles se prostituent dans les rues, wo vielleicht zu lesen ist: ὥσπερ αἱ κύνες — συνερχονται oder συνέχονται. Eben so sehr hält er sich im Allgemeinen bey Folgendem: καὶ τὸ ὅλον ἀνδρόλαλοί τινες, sont toujours à la poursuite des hommes, wo Schneider vorschlug ἀνδρόλαγνοι. Eben soviel Grund hätte man zu vermuthen: ἀνδρόμαχλοι.

Kap. 29 glaubt der Her., der Zusammenhang erfordre Φυλάττειν γὰρ αὐτὸν τοὺς ἀδικουμένους f. ἀδικοῦντας zu lesen: Je garde ceux qui essuient des injustices. Nicht übel ist des Her. Vermuthung, daß die diesem Kapitel angehängte Moral: Καὶ τὸ ὅλον u. s. w. Zugabe eines Glossators seyn möchte.

Die Definition der αἰσχροκερδία zu Anfang des 30sten Kap. wird mit Recht für verstümmelt angenommen. Schrieb etwa Theophrast: ἐστὶν ἔρως οὐσίας αἰσχρός? Der Her. ist der Mangelhaftigkeit des Textes durch folgende Paraphrase zu Hülfe gekommen: L' homme qui aime le gain sordide emploie les moyens les plus vils pour gagner ou pour épargner de l' argent.

Eine angenehme Zugabe hat die Uebersetzung des Theophrast durch Beyfügung einiger Charakter-Schilderungen aus andern alten Schriftstellern vom Her. erhalten. Aristoteles hat dazu aus der Ethik an den Nicomachus den Charakter der anständigen Prachtliebe und des Muthes, der Peripatetiker

Lycon den Charakter des Trunkenbolds beym Rutilius Lupus, der Verf. der Schrift an den Herennius den Charakter des Windbeutels, und Dio Chrysostomus den des Geizigen, des Wollüstigen und des Ehrgeizigen beygetragen. Die Schilderungen aus dem Aristoteles und Dio sind nur frey und Auszugsweise, die des Lycon und des Ungenannten an den Herennius aber in einer treuen Uebersetzung geliefert worden.

Der gelehrte Hr. Rect. Görenz in Zwickau, von dem wir eine neue Bearbeitung der Charaktere des Theophrast zu erwarten haben, wird gewiß den Schweighäuserschen Bemühungen um diese Schrift volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir bemerken noch in Bezug auf die Kritik des Theophrast, daß Burgeß im Conspectus lit. Mus. Oxon. 1792. p. 4 erzählt, er sey im Besitz von Lesarten der Charaktere, die aus einer alten Handschrift, aus seltnen Ausgaben und aus dem Stobäus von M. Maittaire ausgezogen worden.

V.

Kürzere Anzeigen.

Hymnus auf Gott, ein musikalisches Gedicht; nebst einigen geistlichen Liedern. Magdeburg, bey Keil 1804. 80 S. 8.

Skolien. Magdeburg, 1805. 62. S. 8.

Der Verfasser dieser Poesieen ist H. von Köpken, ein unter unsern lyrischen Dichtern nicht unbekannter Nahme. In einem kleinen Vorberichte, der vor seinem Hymnus steht, äußert er über die dem Singedichte zu gebende Form einige Gedanken, die unsern Lesern mitgetheilt zu werden verdienen.

Es giebt, sagt er, dreyerley Singedichte: bloß lyrische, lyrisch-dramatische und lyrisch-epische. Bloß lyrische Singedichte können sich, wenn sie von Umfange sind und einige Stunden ausfüllen sollen, schwerlich in der leidenschaftlichen Begeisterung und in dem hohen Odenschwunge erhalten, welche die lyrische Poesie erfordert, und würden, wenn das auch möglich wäre, den Zuhörer ermüden. Sie gehen daher gewöhnlich in Cantaten (das Wort im engern Sinn für recitirendes Gedicht genommen)

über. Aber bey diesen fragt man gemeiniglich, wie bey dem Tode Jesu von Ramler: Wer spricht? wer singt? Der Dichter? Woher dann die Veranlassung zu Duetten, Chören u. s. w.? die eingemischten erzählenden Personen? woher bey diesen der Ausbruch in den stärkern Affect und dessen musikalische Darstellung? — Lyrisch-dramatische Singstücke verlieren, bey der Aufführung in Kirchen und Concerten, zu viel, wegen der fehlenden Pantomime und des gänzlichen Mangels der theatralischen Decoration und Vorstellung. — Die erzählende oder epische Ode endlich, die Brown in Bezug auf Drydens und Popens bekannte Arbeiten und auf sein eignes Stück, die Heilung Sauls, in Vorschlag brachte, treffen meistentheils die Erinnerungen, die sich gegen die Cantate erheben. Wenigstens ist gewiß, daß eine sich vor unsern Augen entwickelnde Handlung an sich schon mehr Interesse erregt, als die Erzählung einer bereits vorgegangenen Begebenheit.

Diese Beobachtungen, die der Verfasser bey den meisten Singestücken machte, veranlaßten ihn, die Einrichtung derselben genauer zu erwägen, und so dachte er sich, um wenigstens einige der angeführten Unschicklichkeiten zu vermeiden, eine Mittelgattung musikalischer Gedichte, für unsere Concerte und Kirchen-Musiken, bestehend aus einer Nachahmung des Hymnus der Alten und der Chöre in den frühern griechischen Trauerspielen. „Man

mache," sagt er, (um seine eignen Worte zu brauchen) „den Hymnus zum Hauptsujet des Stücks. Um diesem mehr Umfang, Mannigfaltigkeit und Interesse zu geben, und den Ausdruck der Empfindungen durch Individualität zu verstärken, bestimme man die Situation, worin gesungen wird, verwebe irgend eine Art von Handlung damit, lasse das Volk und einzelne Personen daran Theil nehmen, durch sie den daraus natürlich entstehenden Affect ausdrücken, und so Freude, Klage, Trost, Belehrung, nach den Umständen, abwechseln. Weil aber das Lyrische hier die Hauptsache ist, und die Fülle der Empfindungen gewisse Unordnungen, Sprünge und Lücken macht: so dürfte die Handlung nur sehr einfach, und nach Art der ältesten griechischen Schauspiele mehr episodisch, die Verbindung also nicht strenge seyn, und der Plan nur durchschimmern. Das Ganze aber müßte im hohen, begeisterten, leidenschaftlichen Tone gehalten werden. — Zwar nähert man sich durch diese Einrichtung etwas der dramatischen Form. Wenn man aber eigentlichen Dialog ganz vermeidet, die singenden Personen nicht zu genau bestimmt, sondern es dem Zuhörer überläßt, sie sich nach seiner besondern Stimmung und der Lokalität zu denken, und das Lyrische der herrschende Ton des Stücks bleibt: so verliert sich das Anstößige, was sonst hierin bey der Concert-Musik liegt. Dagegen gewinnt der Componist freyeres Feld, und wird durch den Ausdruck der

Empfindung im Augenblicke des Entstehens leidenschaftliches Mitgefühl bey den Zuhörern sicherer erwecken."

Es ist unläugbar, daß der Verfasser die Hindernisse, die der Vervollkommnung der höhern musikalischen Poesie entgegenstehen, sehr richtig gewürdiget hat. Aber wir zweifeln, ob für Singestücke, die mehrere Stunden hindurch dauern sollen, irgend eine Form ausfindig zu machen sey, die ganz befriedige. Die Unwahrscheinlichkeit, die aus der dramatischen Einrichtung großer Oratorien entspringt, dürfte der Hörer zu übersehen sich wohl noch geneigt finden lassen; allein der Hauptton, der in allen Singstücken, mag die äußere Anordnung derselben beschaffen seyn wie sie will, vorwaltet, und nothwendig vorwalten muß, ist offenbar der lyrische, und in der lyrischen Stimmung, — der höchsten, in welche uns die Poesie versetzen kann, — sich ununterbrochen und mehrere Stunden zu erhalten, dürfte wohl selbst dem entschiedensten Musik-Freunde unmöglich seyn. Es bleibt also, um der Ermüdung, der Feindinn alles Genusses zu begegnen, nichts weiter übrig, als das Vergnügen abzukürzen und die Dauer der Singestücke auf einen kleinern Zeitraum zu beschränken, — eine Foderung, die hier um so mehr an ihrer Stelle ist, da nicht nur die Musik, als Kunst, zwischen den angenehmen und schönen Künsten in der Mitte schwebt, und den Sinnen vielleicht noch mehr ange-

hört, als dem Verstande, sondern auch die Mittel, die der Tonkünstler in seiner Gewalt hat, um auf den Hörer zu wirken, allmählig ihre Gränzen erreichen und sie im Recitative beynahe erreicht haben.

Von diesem Vorwurfe einer zu großen Ausdehnung können wir dann auch den Hymnus des Verfassers und vorzüglich einige Recitative nicht frey sprechen. Als musikalisches Ganzes, fürchten wir, wird er, seiner guten Anlage ungeachtet, dem Schicksale ähnlicher ausführlicher Singestücke schwerlich entgehen; als poetisches Ganzes hingegen bleibt ihm, so wie den meisten der angehängten geistlichen Lieder, das Verdienst einer edlen kraftvollen Sprache und eines leichtfließenden und doch volltönenden Rhythmus unbestritten.

„Zum Lesen," sagt der Verfasser von seinen Skolien, „ist keine einzige derselben gemacht, und *billig sollten alle* fröhlichen Lieder nur gesungen werden: denn der Buchstabe tödtet zu oft ihren lebendigen Geist." Unstreitig eine wahre Bemerkung, die wir aber nur dann gern unterschreiben und unbedenklich gelten lassen, wenn der Dichter, was hier der Fall ist, ihrer nicht bedarf, um die Kritik zu entwafnen. Die meisten der gelieferten Skolien sind recht artig, und lassen sich nicht bloß singen, sondern auch lesen.

Ruth. Ein Gedicht in vier Gesängen. Von Karl Streckfuß. Wien, bey Schaumburg und Comp. 1805. 8. 133 Seiten.

Ob die Geschichte der Ruth ein dankbarer Stoff für ein Gedicht ist, daran zweifeln wir aus mehr als Einem Grunde. Allein Hr. Streckfuß hat ihn einmal gewählt, und wir wollen daher, ohne für oder wider diese Frage zu entscheiden, uns bloß auf die Untersuchung einschränken, wie ihm sein Bestreben, einem Voß und Göthe nachzueifern, gelungen ist.

Naemi, nachdem sie ihren Gatten Eli-Melech und ihre beyden Söhne Mahlon und Chilion verloren hat, will nach Bethlehem, ihrer Vaterstadt, zurückkehren; denn in Moab, dem Ort ihres bisherigen Aufenthalts, ist ihr, wie sie sagt,

„so öd und so leer, ein jegliches Plätzchen
Trägt der theuren Erblichenen Spur; dort kniet' Eli-Melech,
Sonst aufstehend zum Herrn, bey den ersten Strahlen der Sonne;
Hier stand das Bett, wo mein Chilion starb, und es zeiget die Stelle
Immerfort mir den theuren Sohn im Kampfe des Todes,
Zeiget mir Mahlons Bild, der bey dem sterbenden Bruder
Da stand, tief gebeugt, das eigene Schicksal nicht ahnend.

Ach, und so mahnet jegliche Stell' und jedes Geräthe
An die Erblichenen mich, und öffnet neu mir die Wunden."

Und, redet sie ihre beyden Schwiegertöchter, Arpa und Ruth, an:

„Ihr auch, denk' ich, vermißt in der leeren Hütte den Gatten,

— — — — — —

Darum wär' es euch gut, zu verlassen die Hütte des Unglücks."

Die Reise wird beschlossen und wirklich angetreten. Kaum aber sind die Wandernden zu einem nahen Hügel gelangt, als Naemi eine lange Rede an die Schwiegertöchter hält, und sich zur Rückkehr erbietet, im Fall Reue über ihren Entschluß sie angewandelt hätte. Ruth erklärt, ohne sich zu bedenken, ihren festen Willen, zu gehen, wohin die Mutter das Herz rufe. Arpa erklärt das nämliche; aber auf eine Art, die von schweren Kämpfen im Innern zeugt. Naemi nimmt ihre Zuflucht zum Gebet, und dieß hat Arpa's Rückkehr zur Folge. Dieß ist der Inhalt des ersten Gesangs. Der zweyte beschreibt die Ankunft in Bethlehem; Naemi's Empfindungen beym Anblick der Vaterstadt, und eines neu aufgeblühten, ihr ganz fremden Geschlechts; die Armuth, die sie mit der Schnur erduldet; ihre Reue, der innern Ahndung, die ihr die Reise mißrieth, nicht gehorcht zu haben, und eine Unterredung mit Ruth, worin

sie dieser aufs neue zur Rückkehr räth. Im dritten Gesang führt Ruth ihren Entschluß, Aehren auf dem Felde zu sammeln, aus. Sie wird bey dieser Gelegenheit mit Boas bekannt, der sich wohlthätig gegen sie erzeigt. Bald entdeckt er ihr die Neigung, die sie ihm beym ersten Anblick einflößte, und die mit jedem Tage zugenommen hat. Zugleich verhehlt er ihr aber auch nicht, daß, wenn der nähere Erbe ihres Mannes des Ackers und ihrer begehre, er nach der Sitte seines Volks sie diesem überlassen müsse. Im vierten Gesang entsagt der nähere Verwandte dem Erbtheil; die Heurath geht vor sich, und die Nachricht von der Geburt eines Söhnleins, aus dessen Geschlecht David und der Messias entsproßte, beschließt das Gedicht.

Das Erste, was Bedenklichkeiten bey uns erregt, ist der Grund, aus welchem Naemi sich zu der Auswanderung entschließt. Eine empfindsame Romanleserinn aus unsern Zeiten klagt vielleicht, daß jede Stelle, jedes Geräthe sie an eine verstorbene Person erinnere. Aber schwerlich wird sie es so weit treiben, daß sie aus diesem Grunde nicht etwa bloß die Wohnung, sondern sogar Stadt und Land verläßt. Und nun vollends eine verständige, gesetzte, bejahrte Matrone des alten Testaments. Nichts davon zu gedenken, daß die Trauer über den Verlust geliebter Personen nicht sehr tief seyn kann, wenn man dem Angedenken an dieselben zu

entfliehen sucht. Aber nicht genug, daß wir der Flucht der beyden Damen — vor ihrem Hausgeräthe — unsern Beyfall nicht schenken können, wir wissen uns zugleich auch in die sie begleitenden Umstände nicht zu finden. Es ist eine sehr löbliche Sache um das Gebet, besonders wenn es zur rechten Zeit geschieht. Wir würden es daher auch recht erbaulich finden, wenn Naemi sich die göttliche Leitung bey ihrem Vorhaben vor der Ausführung desselben erbeten hätte. Aber sie erfüllt diese fromme Pflicht erst, da sie sich bereits auf der Reise befindet, und daher wird sie es uns nicht übel nehmen, wenn wir sie für eine Frau halten, welche die Etikette gegen den Himmel nicht gehörig zu beobachten weiß. Im Ernst, Naemi giebt uns weder von ihrem Verstand, noch von ihrer Gottesfurcht einen sonderlichen Begriff; wenn sie zwar überzeugt ist, daß ein für ihr ganzes Leben wichtiger Schritt auf eine Entscheidung von oben ausgesetzt werden müsse, dieser Ueberzeugung aber erst dann gemäß handelt, nachdem ihr Entschluß zur That geworden ist. Und wodurch wird dieses Gebet veranlaßt? Nicht durch irgend einen Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Reise, sondern bloß durch Arpa's innern Kampf zwischen der Liebe zur Schwiegermutter und der Liebe zur Heimath. Weisheit ist es, was Naemi sich erbittet. Aber diese wird, vermuthlich weil ein Kampf zwischen Liebe und Liebe sich schwer durch Vernunftgründe entscheiden läßt, weder ihr noch

den Schwiegertöchtern zu Theil. Bloß von neuen Kräften gestählt (was das wohl für Kräfte seyn mögen?) raffen sie sich auf, und die plötzlich zurückkehrende Arpa scheint sich der Gründe ihres Entschlusses selbst nicht bewußt zu seyn, weil sie sonst zuverlässig der Schwiegermutter Rechenschaft davon gegeben hätte. Ueberhaupt ist diese Arpa eine sehr überflüßige Person in dem Gedicht. Soll sie etwa dazu dienen, um Ruths treue Anhänglichkeit an die Schwiegermutter noch mehr herauszuheben? Unmöglich kann der Dichter sich diesen Vortheil von ihr versprechen. Sie bringt kein geringeres Opfer als jene. Je mehr es sie kostet, desto verdienstlicher ist es; und was ihre Rückkehr betrifft, so ist ja diese nicht Folge des Mangels an Liebe zur Schwiegermutter, sondern einer göttlichen Eingebung. In Bethlehem leben die Ankömmlinge in großer Armuth. Wir verlangen billig zu wissen: woher diese Armuth kommt? Um ihretwillen bereut Naemi, daß sie Moab verlassen hat. Dort kann sie also unmöglich ihr Loos gewesen seyn. Bey dieser Gelegenheit dringt sich uns noch die Frage auf: Wie läßt sich Naemi's Bekenntniß im zweyten Gesang:

„Schwerer als alles drückt mich der Vorwurf, die warnende Stimme,
Die in der Brust mir ertönt, als wir aus Moab gezogen,
Ihrer nicht hab' ich verblendet geachtet;"

wie läßt sich dieses Bekenntniß mit dem, was wir im ersten Gesang von den Wirkungen ihres Gebets erfahren, vereinigen? Zwar hat der Dichter allerdings den Fehler begangen, diese Wirkungen ziemlich unbestimmt anzugeben. Aber er spricht doch von göttlichen Flammen, die aus dem reinen Gebet entströmten; er berichtet uns, die Betenden hätten, von neuen Kräften gestählt, sich aufgerafft, und sagt uns also mehr als genug, um die Nachricht von einer warnenden Stimme, welche Naemi nicht geachtet habe, höchst unerwartet zu finden. Der wichtigste Vorwurf, der unserm Bedünken nach das Gedicht trifft, ist der gänzliche Mangel eines Interesse, wodurch der Leser am Ende des ersten Gesangs festgehalten wird. Naemi und ihre Schwiegertochter ziehen nach Bethlehem. Daß jene dort durch kein Geräthe mehr an ihren Verlust erinnert wird, daß sie also den Zweck ihrer Reise glücklich erreicht, dieß zu errathen, muß der Dichter nothwendig dem eigenen Scharfsinne seiner Leser überlassen. Wen also nicht die bloße Neugierde, welches Schicksal der Zufall den beyden Damen etwa in ihrem neuen Wohnorte bereiten möchte, fortzulesen bewegt, mag immer das Buch aus der Hand legen. Und selbst der Neugierige, wie wenig findet dieser seine Rechnung! Alltäglicher und langweiliger kann nichts seyn, als die Liebes- und Heurathsgeschichte, welche den Inhalt des dritten und vierten Gesangs ausmacht. Denkt der Dichter et-

wa sich hinter die Einfachheit der biblischen Geschichte, oder das Wesen einer Idylle zu verstecken, wenn man bey seinem Gedicht innern Zusammenhang und fortschreitendes Interesse vermißt? Diese Eigenschaften dürfen keinem Werke fehlen, wenn es auf den Namen eines Gedichts, und nicht bloß auf den Titel eines schalen Histörchens Anspruch machen will.

Es ist noch übrig, daß wir über einige einzelne Punkte unsere Meynung sagen. Im folgenden Anruf der Muse:

„Wende sinnend den ernsteren Blick nach heiliger Vorwelt,
Nach der beseligten Stadt, der kleinsten einer Judäa's,
Aber vor allen geliebt von Jehovah, mit Ehre gekrönet,
Denn sie gebar uns den Heiland, den liebenden, göttlichen, großen;“

ist die Vermischung der christlichen und heydnischen Mythologie von einer um so unangenehmern Wirkung, je leichter sie zu vermeiden gewesen wäre. Man mag zur Vertheidigung dieser Freyheit sagen, was man will, wir werden uns nie mit der Zusammenstellung einer Muse mit dem Heiland der Christen aussöhnen. Daß das Kostüme weder in den Charakteren, noch in den Sitten, noch in der Sprache der handelnden Personen mit Strenge beobachtet

ist, wollen wir nicht rügen, obgleich man kaum ernsthaft bleiben kann, wenn Boas von

„der Scherze gaukelnden Schar“

spricht. Die seltsame Behauptung S. 10. daß die Schönheit schnell der Schöne erkennt, mag Hr. Streckfuß beweisen, wenn er kann. Ein Muster einer fehlerhaften Metapher enthält folgende Stelle:

„Doch gießt in die Wellen der Freude
Bittre Tropfen mir die Sorg' und der Zweifel.“

Von einem Becher der Freude, in welchen zuweilen bittere Tropfen fallen, haben wir wohl gehört. Aber Wellen, die durch Tropfen bitter gemacht werden, sind uns eben so fremd, als Wellen, die man trinkt. Im höchsten Grade gezwungen und unpassend ist folgende Vergleichung. Es ist von den Weibern die Rede:

„Gleicht doch ohne sie der Mann dem Baume. Des Sommers
Gift'ges Gewürm verzehrt ihm die Blätter, die trauernden Aeste
Strecken schmucklos den Lüften sich zu; es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen.
Aber des Weibes liebende Hand, sie zaubert die Blätter
Und die Blüthen des Lenzes hervor, und das innere Leben
Kehrt dem Erstorbenen zurück und der Kräfte herrliches Treiben.“

Ein Baum hat Blätter, die zuweilen von Gewürm verzehrt, er hat Aeste, die zuweilen ihres Schmukkes beraubt werden; aber was sind Blätter des Lenzes, welche die liebende Hand des Weibes bey dem Manne hervorzaubert! Wenn es noch bey den Blüthen geblieben wäre. Aber Blätter und Blüthen! Sonderbar ist es auch, daß hier nicht von Einem Baume, sondern von dem Baume überhaupt gesprochen wird. Als ob jedem Baum im Sommer die Blätter von giftigem Gewürm verzehrt würden. Die Stelle:

„— — es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen,"

paßt offenbar gar nicht zu den vorhergehenden Versen. Diese schildern uns den Baum in einem sehr kläglichen Zustande. Aber daß er am Boden wurzelt und den wüthenden Stürmen trotzt, dieß hat er auch mit nicht entblätterten Bäumen gemein. Wir ahnden wohl, der Dichter will sagen: der Mann entbehrt ohne das Weib die Anmuth, und nur die Stärke, oder vielmehr der rohe Troß ist, was er behält. Aber eben, daß wir dieß bloß ahnden müssen, verdient Tadel.

Wir schließen hier die Beurtheilung eines Gedichts, das zu einem neuen Beweise dient, daß für die meisten unsrer heutigen Dichter selbst die gewöhnlichsten Gesetze des Denkens und des Schreibens — Geheimnisse sind.

Ruth. Ein biblisches Gemälde in drey Idyllen. Von Karolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 96 S.

Wenn gleich Madam Pichler nicht, wie Herr Karl Streckfuß, ihr Gedicht mit einem Compliment an die Muse beginnt, so ist diese ihr doch ungleich günstiger gewesen, als jenem. Die flüchtigste Vergleichung beyder Gedichte muß für die weibliche Feder entscheiden. Zwar können wir auch diese Ruth nichts weniger als ein Meisterstück nennen, zwar bemerkt man auch bey ihr einen Mangel an Interesse, der in dem Stoffe liegt, und also nicht gehoben werden kann. Aber wenn auch das Gedicht sich nicht eben durch große poetische Schönheiten auszeichnet, so finden wir doch manche Spuren, daß die Verfasserinn mit Liebe und Besonnenheit arbeitete; finden eine durchaus reine und natürliche, obgleich nicht immer kräftige Sprache, eine nicht selten hinreissende Wärme der Empfindung; finden endlich, daß die Dichterinn manche Klippen vermieden hat, an welchen ihr Mitstreiter gescheitert ist.

Sie theilte ihr Gedicht nicht in Gesänge, wie Hr. Streckfuß, sondern in drey Idyllen, ohne Zweifel, weil es ihrer Aufmerksamkeit nicht entging, daß Naemi's Rückkehr nach Bethlehem und die Heurath zwischen Ruth und Boas Handlungen sind, die unter sich in keiner solchen Beziehung stehen,

um zu einem Ganzen verbunden werden zu können. Dem Vorwurf, der Hrn. Streckfuß trifft, entging sie also zum Theil. Wir sagen, zum Theil. Um ihm ganz zu entgehen, müßte jede der drey Idyllen ein für sich bestehendes Ganzes ausmachen. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Denn wenn gleich die folgende die vorhergehende nicht erläutert, so setzt doch immer jene eine Bekanntschaft mit dieser voraus; das heißt, man kann zwar die erste Idylle ohne die zweyte, aber nicht umgekehrt die zweyte ohne die erste lesen. Alle drey Idyllen sollen also nach der Absicht der Dichterinn unter einander in Verbindung stehen, ohne jedoch ein eigentliches Ganzes auszumachen. Daß aber ein Plan dieser Art ein Unding ist, bedarf wohl nicht erst umständlich dargethan zu werden. Besser, als beym Hrn. Streckfuß, ist die Rückreise nach Bethlehem motivirt. Was soll Naemi nach dem Tode des Gatten und der Söhne länger in dem öden Hause, in einer ihr fremden Stadt, unter einem ihr fremden Volke? Und was ist natürlicher, als daß die Einsame sich nach der Vaterstadt zurücksehnt? Bey Hrn. Streckfuß werden die Schwiegertöchter von Naemi aufgefordert, die Heimath mit ihr zu verlassen. In dem vor uns liegenden Gedicht handelt diese weniger selbstsüchtig. Die Entschließung der Schwiegertöchter entsteht aus eigener Bewegung. Auch wird Arpas Rückkehr durch verständige Vorstellungen der Schwiegermutter bewirkt. Die Einführung der

Thamar, einer Tochter der Jugendfreundinn Naemi's, von welcher diese, als sie vor ihrem Eintritt in Bethlehem an einem Felsenquell ausruht, erkannt wird, ist keine unglückliche Erfindung. Der nähere Verwandte endlich entsagt hier seinem Anspruch auf den Besitz des Ackers und der Ruth, weil sein Herz schon anders gewählt hat, und also aus einem ungleich natürlicherm und anständigerm Grunde, als bey Hrn. Streckfuß, in dessen Gedicht die Entsagung darum erfolgt, weil der Erbe die Fremde nie gesehen hat, und weil ihm ihre Abkunft und der Glaube, zu dem sie sich bekennt, anstößig sind. Die Armuth der Ausgewanderten ist auch hier ein Umstand, in den man sich nicht recht finden kann, und der die Dichterinn selbst in Verlegenheit gesetzt zu haben scheint. Nicht am rechten Ort scheint uns die umständliche Rede der Thamar an ihre Gespielinn, als sie in Naemi die Jugendfreundinn ihrer Mutter erkennt. Unter andern sagt sie:

„Wohl erkenn' ich sie noch, und sie auch wird mich erkennen.
Hat sie doch oft als Kind mich auf dem Schooße geschaukelt,
Hat mir süße Datteln geschenkt, und allerley Spielzeug,
Was die Kinder erfreut! Denn Freundinn war sie der Mutter.
Ach, wie würde die Gute sich freu'n, die theure Naemi

Zu umarmen, wenn ihr des Herren heiliger Wille
Hätte vergönnt, den Tag des Wiedersehens zu schauen!“

Uns dünkt, die Situation hätte sehr an Lebhaftigkeit gewonnen, wenn Thamar Naemi selbst an diese Umstände erinnert hätte, und also erst jetzt redend eingeführt würde, statt daß hier die Dichterinn das Wort nimmt, und ziemlich trocken so fortfährt:

„Also sagte bewegt das Mägdlein, trat zu Naemi
Dann mit freundlichem Gruß und Thränen im lächelnden Auge,
Nannte vertraulich sie beym Nahmen, rief ihr die Tage
Ihrer Jugend zurück, der Mutter theures Gedächtniß,
Und hieß, innig gerührt, sie in der Heimath willkommen.“

Nur wenige Dichter besitzen Schärfe und Feinheit des Urtheils genug, um nie auf eine ähnliche Art zu fehlen, um nicht zu erzählen, wo man die handelnden Personen lieber selbst reden hörte, und umgekehrt, diese nicht reden zu lassen, wo eine bloße Erzählung zugereicht hätte. Das Hauptschütteln der Ruth S. 16. ist nicht nur ein höchst unbedeutender Umstand, sondern er wird auch in der Erzählung beynahe zu einer Plattheit. Zum Ueberfluß wird uns dieselbe Bewegung auch im zweyten Gesang von der Naemi nicht verhalten. In der Stelle:

„von zwey herrlichen Söhnen gefolgt, zwey sprossenden Cedern,“

passen die ihrer Mutter folgenden Söhne nicht zu dem Bilde der Cedern, das uns überhaupt auch aus dem Grunde nicht recht gefällt, weil zwey unsinnliche Gegenstände, die künftige Größe der Cedern und die künftige Größe der Knaben, unter einander verglichen werden, und also durch das Bild selbst nicht versinnlicht wird. In dem Verse:

„Aber dies' erhuben die Stimmen und weinten"

ist nicht nur die Elision dies' statt diese unerträglich, es ist auch lächerlich zu sagen, sie erhuben die Stimmen — und weinten. Soviel wir wissen, bedarf man zum Weinen, in so fern es von Geheul und Geschrey verschieden ist, nur der Augen, und nicht der Stimme. Der Begriff, der Herbst war längst vorüber, konnte kaum auf eine unglücklichere Art ausgedrückt werden, als in folgender Stelle geschieht:

„Längst schon hatte der Traube Blut des Winzers Gewande
Purpurn gefärbt."

Daß Ruth den Gedanken, Aehren auf dem Felde zu lesen, das doch nach Thamars Versicherung auch in Bethlehem bey den Armen eine ganz gewöhnliche Sache war, für eine göttliche Eingebung hält, kann man nicht anders als sonderbar finden. Ueberhaupt wird dieser Umstand mit zu vieler Wichtigkeit behandelt. Zu welchem Ende wird uns Seite 42 berichtet, daß der Nachtwind kältend und feucht über die Fluren gefahren sey, und reichlicher Thau der

Erde heiß durchglühten Schooß benetzt habe? Muß man, um von Jemand zu sagen, er habe sich wegen der einbrechenden Nacht nach Hause begeben, ein vollständiges Gemälde der Nacht selbst liefern? Ueberhaupt enthält die zweyte Idylle eine Menge nichts bedeutender Umstände und müßiger Beschreibungen. Seite 59 sagt Boas:

„Meine Tochter! Es freut mich sehr, daß vor anderen Feldern
Du das meine gewählt, und mir Vertrauen bewiesen.“

Abgesehen, daß man sich unmöglich matter und prosaischer ausdrücken kann; woher weiß Boas, daß Ruth durch Wahl und nicht durch Zufall auf sein Feld gekommen ist? Es fehlt nicht an Stoff zu mehreren ähnlichen Bemerkungen. Aber es mag an diesen genug seyn. Die Charaktere sind nicht die vorzüglichste Seite des Gedichts. Besonders fehlt es dem Charakter der Ruth beynahe ganz an Eigenthümlichkeit. Am wenigsten ist der Dichterinn die Darstellung der Naemi mißlungen.

Mährchen nach Gozzi. Von Karl Streckfuß. Berlin, bey Johann Friedrich Unger 1805. 8. 173 Seiten.

Herr Streckfuß stiftet mehr Unheil, als irgend ein Zauberer in den von ihm bearbeiteten Mährchen. Sein Kiel verwandelt die lebendigen Schöpfungen einer warmen italiänischen Dichterphantasie in kalte

Bildsäulen. Man sehe einmal, welche Sprache die Liebe bey ihm redet.

Zelica.

„Soll ich ihn nennen, den geliebten Nahmen?
Alcouz — ja nicht länger berg' ich dir,
Was diese bange Brust für dich verschließet,
Ich liebe dich, wie noch kein Weib geliebt.

Alcouz.

Du liebst mich Zelica? Welch neue Welt
Wird plötzlich mir aus diesem Wort entfaltet!
Entzaubert bin ich meinem langen Harme.
Doch zweifelnd blick' ich noch um mich herum.
Ists wahr, was ich gehört? Ich liebe dich,
Ist's süße Täuschung? Sprichs noch einmal aus
Das Zauberwort.“

Was ist frostiger und alltäglicher, als ein Liebhaber, der das Geständniß der Geliebten für eine süße Täuschung hält, und die Schöne bittet, ihm aus dem Traume zu helfen? Wundern muß man sich übrigens sowohl über das plötzliche Entfalten der neuen Welt des Liebhabers, als über ihr plötzliches Verschwinden; und zugleich bedauert man seine vergebliche Mühe, sich von der Wahrheit des Gehörten — durch umhergeworfene Blicke zu überzeugen.

Neun Verlegenheiten, in ernsthaften und launigen Erzählungen. Herausgegeben von G. F. Fischer. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Friedrich Schödel 1805. 8. 270 Seiten.

Eine Kinder- oder eine Spinnstube ist ohne Zweifel die Schule, in welcher dieser Herr Fischer sich zum erzählenden Schriftsteller gebildet hat, und er war ein so gelehriger Schüler, daß in der unseligen Kunst, die armen Leser auf der Folter der Langeweile zu martern, sich keine Amme des heiligen römischen Reichs mit ihm messen darf. Dieses allzu gelinde Urtheil gilt aber bloß seinem Vortrag, und keineswegs seinen Erfindungen, die noch ungleich elender als jener sind, und zuverlässig das Schicksal haben, selbst in den Bierschenken ausgezischt zu werden. Lohnte es sich der Mühe, bey einem Schriftsteller dieses Schlags Kleinigkeiten zu rügen, so würden wir ihm sagen, daß seine Stümperey schon mit dem Titel seines Buchs beginnt, der ein zweytes Bändchen von neun bereits vollständig im ersten enthaltenen Erzählungen ankündigt.

Hoffentlich wird die zehnte Verlegenheit die eigene Person des Verfassers betreffen, und darin bestehen, daß für seine künftigen Armseligkeiten sich der durch Schaden klug gewordene Verleger bedankt.

Malven. Von Friedrich Kind. Zwey Bändchen. Züllichau und Freystadt, in der Darnmannischen Buchhandlung 1805. 8. 447 S.

Diese Malven, zu welchen auch ein ungenannter Freund des Herrn Kind einige Beyträge geliefert hat, bestehen aus prosaischen Erzählungen und Gedichten. Die Sammlung gewährt im Ganzen eine sehr angenehme Lectüre, und die Talente beyder Verfasser lassen das Publikum dereinst noch vollendetere Arbeiten hoffen. Unter den Erzählungen scheinen uns die Bilder der Ahnen von dem Ungenannten den Vorzug zu verdienen, obgleich das Ganze nur eine Gespenstergeschichte ist. Die Erzählung des Herrn Kind, die Treibhausblumen, ist ebenfalls nicht ohne Werth, obgleich gegen den Plan und die Charaktere nicht unbedeutende Einwendungen statt finden möchten. Was soll man z. B. von einem Liebhaber sagen, der seine Braut vernachlässigt, weil sie den Blumen, die er ihr an ihrem Geburtstage zum Geschenk gemacht hat, nicht Aufmerksamkeit genug widmet, und — weil ihm die funfzehnjährige Tochter des Gärtners, bey dem er die Blumen kaufte, besser gefällt? Was sonst, als daß er weder als ein redlicher, noch als ein vernünftiger Mann handelt? Ueberhaupt kann man sich in das Verhältniß dieses Paares nicht finden. Sie sind verlobt. Man weiß von keinem Hinderniß ihrer Verbindung, und doch wird sie nicht vollzogen.

Den Bräutigam macht seine neue Liebe zerstreut und tiefsinnig. Die Braut und ihre Anverwandten bedienen sich eines gemeinschaftlichen Freundes, um ihn über diese Stimmung zur Rede zu stellen. Wie sonderbar! Was konnte die Braut abhalten, selbst eine Erklärung zu verlangen? Aber noch auffallender ist das Benehmen des Bräutigams. Auch er erklärt sich nicht selbst gegen die Braut, sondern antwortet dem sogenannten Vermittler. Und was antwortet er ihm? Er habe nie aufgehört, die Verbindung mit Julianen zu wünschen, und sey zu jeder Zeit, deren Bestimmung einzig und allein von ihr selbst abhänge, bereit, ihr seine Hand zu geben. Von der Braut also erwartet der Bräutigam, daß sie, unaufgefordert von ihm, ihm sage: Morgen will ich zum Altar geführt werden! Und von dieser zärtlichen Gesinnung läßt er sie und die Ihrigen durch einen Dritten unterrichten! Die Leser erwarten ohne Zweifel, daß ein gänzlicher Bruch die unmittelbare Folge dieses Betragens ist. Aber nichts weniger. Die Trennung wird durch eine weit unbedeutendere Veranlassung, sie wird dadurch bewirkt, daß der Reitknecht des Bräutigams den Domestiken der Braut einen Besuch der Gärtners Tochter bey seinem Herrn entdeckt. Ein etwas gedrängterer Vortrag wäre dem Herrn Kind ebenfalls zu wünschen. Auch scheint ihm der ernstere Ton besser zu gelingen, als der launigte. Das sogenannte Reisegeschichtchen, das die Ueberschrift hat: wie

man sich irren kann, ist sehr unbedeutend, und die Entwicklung beleidigt alle Delikatesse. Unter den beyden Kriminalgeschichten, der Schwan und der Sonnenstaub, kann nur die erste sich Beyfall versprechen. Der zweyten gebricht es an psychologischer Wahrscheinlichkeit. Von den Gedichten ist keines ganz ohne poetisches Verdienst; aber es gebührt auch keinem das Lob der Vollendung. Die vorzüglichsten sind: der Korn-Engel, die Ballade Simonides (ob sie gleich den Kranichen des Ibykus von Schiller sichtbar nachgeahmt ist) und die beyden Windspiele. Die sogenannte Arabeske: das wunderthätige Grab, eine seynsollende komische Erzählung, ist gänzlich verunglückt, und dient zu einem abermaligen Beweis, daß Herr Kind für dieses Fach nicht geschaffen ist.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1806. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 16. 192 Seiten.

Auch für das Jahr 1806. ist den deutschen Damen durch die Bemühungen des Herrn Cotta großes Heil, und zwar in Prosa und Versen, in Holzschnitten und Kupferstichen wiederfahren. Giebt es Ungenügsame unter ihnen, die wohl gar glauben, es könnte des Guten mehr und des Mittelmäßigen

weniger seyn, so denke man darum nicht schlimmer von den Verfassern. Man weiß ja, wie schwer die Schönen zu befriedigen sind. Einer umständlichen Anzeige enthalten wir uns. Nur müssen wir die Leser im Nahmen des Herrn Christian Schreiber um Verzeihung bitten. Er hat auch hier wieder, wie gewöhnlich, Accorden und Worten, Accorde und Worte, Accord und Wort gereimt, und man kann also nicht länger zweifeln, daß dem armen Dichter durch eine höhere Gewalt diese Idee und dieser Reim aufgedrungen wird. Uebrigens fehlt es seinen hier gelieferten Gedichten nicht an einzelnen guten Stellen. Ob das Ansehen des Herrn von Göthe Zusammensetzungen wie bequemgesellig, und Worte wie sicherstellig, vollgehaltig und reichgestaltig in Aufnahme bringen wird, steht zu erwarten. Wenn die Damen die Hauslehren des Hesiodus und die Genesung aus Tibull hier nicht ganz an ihrem Platz finden, so müssen sie bedenken, daß ohne diese Stücke der Nahme Voß nicht im Kalender stände. Die Kupfererklärungen enthalten sehr schwerfälligen Witz, und wir wollten künftig beynahe lieber auf das Verstehen der Kupfer Verzicht thun, als sie uns auf diese Weise erklären lassen.

Molieres Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne. Von Heinrich Zschokke. Dritter und vierter Band. Zürich, bey Heinrich Geßner 1805. 253 und 318 Seiten. 8.

Gern möchten wir von diesen beyden Theilen mehr Gutes sagen, als von den beyden ersten, wenn es uns nur die Gewissenhaftigkeit erlaubte. Aber Herr Zschokke ist gar zu unbekümmert um das, was man Eleganz des Styls nennt. Man glaubt, er suche absichtlich und mit Anstrengung für jeden Gedanken den gemeinsten Ausdruck, und bemitleidet ordentlich die handelnden Personen, daß sie sich einer so rauhen und ungebildeten Sprache zu bedienen genöthigt sind. Auch glauben wir im Ernst, daß dieser Dialog den Organen der Schauspieler wirkliche Beschwerden verursacht. Herr Zschokke hat zuverlässig als Schriftsteller seine guten Seiten. Desto mehr bedauern wir, ihn hier so ganz außer seiner Sphäre zu finden.

Heravine, oder Schönheit und Liebe. Roman. Braunschweig, bey Karl August Schröder 1805. 8. 111 Seiten.

Wenn die Leser die beyden ersten Seiten dieses Buches durchlaufen, so können wir ihnen die Bekanntschaft eines Mannes versprechen, der erstens seine Arme kreuzweise wild zusammen wirft; zwey-

tens sein nasses Auge auf die Wand richtet; drittens, es gen Himmel hebt; viertens, es wieder sinken läßt; fünftens, in ein wahnsinniges Lachen ausbricht; sechstens, heftig rasend (billig hätte er sanft rasen sollen) vom Stuhle aufspringt; siebentens, mit schnellen Schritten die Stube entlang geht; achtens, an der Thür plötzlich stehen bleibt; neuntens, die Hand an die Stirn legt; zehntens, sich rasch umdreht; eilftens — ins Tollhaus wandert? hören wir fragen. Nicht doch. Er trägt am Ende, obgleich sich immer gefährlichere Symptome einstellen, seine theure Heravine davon, die freylich seiner vollkommen würdig ist. Möchten doch gewisse Autoren, wenn je ihre göttliche Raserey sich nicht anders als auf eine dem Papier verderbliche Art zu äußern vermag, dasselbe lieber zerreißen, als beschreiben!

Julius und Julie, oder das unsichtbare Mädchen. Von Gottlieb Müller. Zwey Theile. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 174 und 126 Seiten.

„Hohle der Teufel die Mädchen!“ Mit diesem einem Obersten in den Mund gelegten Ausruf beginnt Herr Gottlieb Müller seinen Roman. Die zahlreichen Flüche dieses Obersten, von welchen aber keiner eine so schreckliche Blasphemie als der erste ausdrückt, sind das Beste im ganzen Buch; denn

der übrige Theil desselben besteht aus Plattheiten und faden Reflexionen. Von einem mit Verstand angelegten Plan und einer nur halb erträglichen Charakterzeichnung ist gar die Rede nicht.

Romantische Gemälde und unterhaltende Erzählungen. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung 1805. 8. 243 Seiten.

Es ist uns nicht klar, wie die in diesem Buche der Lesewelt aufgetischten Histörchen zu dem vornehmen Titel: Gemälde, kommen. Schreiben kann der Verfasser freylich nicht. Aber daraus folgt keineswegs, daß er sich desto besser aufs malen versteht. Doch das erste seiner Tableaus mag den Lesern einen Begriff von der Kunst dieses Raphaels mit dem Gänsekiel geben. Man erblickt ein Posthaus; in diesem Posthause einen Grafen, der aus dem Fenster sieht; vor demselben einen Büttel mit einem Knittel, und einen Menschen in abgetragener durchlöcherter Kleidung. Zu diesem romantischen Gemälde gehört folgende unterhaltende Erzählung. Der Graf heißt Heilberg, hat seine Gesandtschaftsstelle im **schen aufgegeben, und ist eben auf dem Wege nach seinen Gütern, wo er den Rest seiner Jahre ungestört verleben will. Herzensgüte und Geistesstärke, zwey Eigenschaften, die nach der scharfsinnigen Bemerkung

des Verfassers selten vereinigt sind, leuchteten unverkennbar aus allen seinen Handlungen hervor. Daß er dieses rühmliche Zeugniß wirklich verdient, davon giebt er sogleich mehrere Beweise. Der Büttel ist nämlich ein Grobian, und will dem Menschen in der abgetragenen und durchlöcherten Kleidung seinen Nahmen, Stand und die Ursachen seines Aufenthalts abfragen.' Aber in einer abgetragenen und durchlöcherten Kleidung kann zuweilen sogar ein Autor stecken, der romantische Gemälde und unterhaltende Erzählungen ans Licht stellt, und seinen Nahmen aus Gründen nicht sagen will, seinen Stand aber nicht sagen kann. Kein Wunder also, daß unser Unbekannter, den wir am Ende nicht als einen Autor, sondern als eine ungleich wichtigere Person kennen lernen, den Büttel mit spöttischen und unbefriedigenden Antworten abfertigt, und, als dieser droht, in noch häufigere Beleidigungen gegen ihn und die Orts-Obrigkeit ausbricht. Jetzt winkt der Graf, und fragt den sogleich vor sein Fenster gebrachten Fremden: Wer seyd ihr? Antwort: Ein Landstreicher.

Der Graf. Einen rühmlichern Stand hättet ihr wählen können.

Der Unbekannte, (mit einem verächtlichen Blick auf den Stern unterm Oberrock des Ministers). Ja wohl, ja wohl! Zum Beyspiel Landaussauger. Jeder hat aber so seine Grillen.

Der Führer des Unbekannten, ein Mensch ohne Herzensgüte und Seelenstärke, hob hier seinen Stock in die Höhe, und der Graf giebt durch einen finstern Blick, der sogleich den Arm des Büttels entwaffnet, den ersten Beweis seiner oben gerühmten Tugenden. Dabey läßt er es aber keineswegs bewenden. „Ueberlaß' er mir den Menschen," sagt er zum Büttel, und der Unbekannte scheint den Platz im Wagen des Grafen nur angenommen zu haben, um die Herzensgüte und Seelenstärke seines Wohlthäters auf alle mögliche Proben zu setzen. Er erschöpft sich in Impertinenzen. Aber der Minister, weit entfernt, empfindlich zu werden, präsentirt bey der Ankunft auf seinem Gute seiner Tochter Emilie den Unhold mit den Worten: „Ich bringe dir einen Gast ins Haus, Schätzchen!" und hört zugleich eine scharfe Lection des Lumpenhundes, daß er sich herausnehme, ihn für seinen Gast zu erklären, ohne ihn zuvor gefragt zu haben, ob er es auch zufrieden sey, nicht nur mit Gelassenheit an, sondern bekennt sich auch der Verletzung einer Regel des Wohlstandes überwiesen. Was sagen unsere Leser zu dieser Menschendarstellung? Muß man nicht am Ende glauben, jedes deutsche Bedlam wäre zugleich eine Romanen-Fabrik?

Bella und Clarissa Fonti, Anführerinnen eines furchtbaren Räuberkorps im Kirchenstaate. Eine Geschichte wunderbar und seltsam. Seitenstück zur Seeräuberkoniginn Antonia Della Roccini. Von demselben Verfasser. Braunschweig, bey Karl August Schröder 1805. 2 Theile. 8. 199 u. 197 Seiten.

Wie hungrige Raben um todte, so schwärmt ein zwar nicht befiedertes, aber doch bekieltes Geschlecht, das nur der deutschen Literatur eigen ist, um lebendige Räuber, Diebe und Spitzbuben, und gewinnt seine Nahrung von ihnen. Schriftsteller dieser Gattung sind eben so vogelfrey in der gelehrten, als ihre Helden in der bürgerlichen Welt. Nur hat es noch Niemand der Mühe werth gefunden, auch auf ihre Köpfe einen Preis zu setzen. Der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte scheint die Banditen männlichen Geschlechts zu verachten, und sein glänzendes Talent blos dem Galgen und Rad verspottendem weiblichen Heroismus gewidmet zu haben. Nichts desto weniger dürften die Damen Bella und Clarissa Fonti ihren Biographen, wenn sie von ihm Kundschaft erlangten, zwar nicht ausplündern, aber doch zuverlässig — auszischen.

Der Lieutenant. Ein Gemälde aus den Verwicklungen des menschlichen Lebens. Mit einem Kupfer. Hildesheim, bey F. D. Gerstenberger 1805. 8. 423 Seiten.

Sollten auch die Generale, die Kanzleyräthe, die Doktoren und Pastoren, und selbst die Julien, Emilien, Amalien und Florentinen, denen der Verfasser dieses Romans eine Rolle zugetheilt hat, von den Lesern herzlich langweilig gefunden werden, ja sollte sogar der Herr Lieutenant so unglücklich seyn, ihnen zu mißfallen, so erwarten wir doch, sie werden dem Herrn D. M**, Postmeister zu C**, Gerechtigkeit wiederfahren lassen: denn dieser, sollen sie wissen, ist ein gar braver, rechtlicher Mann, der da glaubt, nur pflichtmäßig zu handeln, wenn er auf nüchterne Postillone und gute Pferde hält, und der sogar einst soweit ging, folgendes Glaubensbekenntniß abzulegen: „Der Postmeister muß für das Unglück verantwortlich gemacht werden, das sein Postillon anrichtet; denn er selbst bewirkt es dadurch, daß er liederliche und ungeschliffene Kerle in den Dienst nimmt, die er dann freylich wohlfeiler als ordentliche zuverlässige Leute haben und unterhalten kann.“ Es ist unverzeihlich, daß der Verfasser diesen wahren Phönix von einem Postmeister nur in einer Note seines Buchs aufführt, und daß er nicht einmal ihn selbst, sondern nur die Anfangsbuchstaben seines Nahmens unsterblich macht. Doch

ohne Zweifel erkennt er sein Unrecht, und schreibt einen zweyten Roman, worin wir die Freude erleben, daß der Herr Postmeister eine Frau Postmeisterinn bekommt.

Raimund der Unerbittliche. Oder schreckliche Folgen der Hartherzigkeit. Eine wahre Familiengeschichte. Leipzig, bey Karl Tauchnitz 1805. Erster Theil 228. Zweyter Theil 194 Seiten. 8.

Nicht genug, daß die deutschen elenden Scribenten mit den Geburten ihrer eigenen Armseligkeit dem Publikum zur Last fallen, sie setzen ihm auch noch fremde Fündlinge vor die Thür. Der Verfasser dieser Geschichte hat, wie er sagt, die vier starken Bände des französischen Originals in zwey mäßige verwandelt. Diese Abkürzung ist löblich. Aber wozu auch nur zwey Bände, wenn es schon an zwey Seiten zu viel ist?

Lyrische Gedichte von Rudolph Friedrich Heinrich Magenau. Anspach 1805., bey des Commissionsraths Haueisen Wittwe. 8. 136 Seiten.

Die Muse des Herrn Magenau heißt — Alltäglichkeit. Keines seiner Gedichte erhebt sich auch nur Stellenweise über das Gewöhnliche, oder zeich-

net sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit aus. Da die Sammlung den Titel lyrische Gedichte führt, so begreifen wir nicht, wie die Stücke: Der Canzellist, Philoxen (eine Anekdote, die ohnehin schon unzähligemal und besser erzählt ist), das Mährchen Hallo, und einige andere einen Platz darin erhalten konnten. Sollte es mit der Dichtkunst des Herrn Magenau überhaupt einen bessern Fortgang gewinnen, so wird er ohne Zweifel auch mehr Fleiß auf die Versification wenden, und sich weder Reime wie Boden und Todten, Eisen und zerreissen, Schwerdte und werde, begannen und Fahnen, noch Härten wie war'n, woll'n, Kranch (Kranich) erlauben. Das Lied: der Osterbuch, dankt sein Daseyn einem Versprechen des Herrn Magenau, ein Einweihungslied für ein Haus zu dichten, das der Besitzer eines Guts dieses Nahmens zu bauen beschlossen hatte. Das Haus, sagt Herr Magenau, wurde zwar nicht erbaut, aber das Lied wurde gedichtet. Mancher Leser dürfte wohl wünschen, die Sache verhielte sich umgekehrt. Am Schluß seines Buchs hat den Herrn Magenau ganz unvermuthet eine satyrische Laune angewandelt. Er verfertigte unter dem Titel: Leichenkarmen auf Einen und Manchen, ein Gedicht, dessen Zweck Spott über einen verstorbenen Liebling der Lesewelt ist, und dessen Pointe darin besteht, daß das Publikum ein altes Weib sey. Wir wissen nicht, wie das Publikum diese etwas starke poetische Licenz auf-

nehmen wird. Aber schwerlich dürfte es den ihm beygelegten Charakter dadurch rechtfertigen, daß es den Herrn Magenau, wär's auch nur auf kurze Zeit, zu seinem Lieblingsdichter erhebt.

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano. Frankfurt a. M., bey Friedrich Wilmanns 1805. 8. 387 Seiten.

Die Verfasserinn dieser Sammlung beschämt durch ihr standhaftes Bekennen der neuen poetischen Lehre einen großen Theil ihrer männlichen Glaubensgenossen. Wenn diese vor dem Hohn ihrer Verfolger sich, wenn nicht in Höhlen und Klüften, doch in Dachstuben verbergen, oder gar zu den alten Götzen zurückkehren, so ist sie kühn genug, sich, das Unaussprechliche verkündigend, unter den Tempel zu stellen, der leider schon jetzt wieder den Einsturz droht, ob er gleich bestimmt war der Vergänglichkeit zu trotzen. Schade, daß für diese große Sache nur Dinte und kein Blut verspritzt wird! Madam Brentano würde zuverlässig die Märtyrerkrone mit dem Lorbeerkranz vereinigen, und selbst auf dem Rost mit einem Sonnett im Munde sterben. Gegenwärtig erscheint sie als eine wahre Göttinn des poetischen Ueberflusses, und schüttet aus ihrem Füllhorn Sonnette und Romanzen, alte und neue Lieder, eine Legende, eine altdeutsche Geschichte und ein Bruchstück einer vergessenen Tragödie über das

Publikum aus. Sogar der Mann von vier Weibern, ein Roman aus dem alt-poetischen England, hat sich zur Sprache des neu-poetischen Deutschlands bequemen müssen. Der Held der Legende ist Johannes mit dem güldenen Mund. Er hatte das Unglück, einigen kleinen Schwachheiten zu unterliegen, die man außer den Legenden Bubenstücke nennt. Das dramatische Fragment hat den alten Andreas Gryphius, einen echten Vorläufer der heutigen poetischen Welterlöser, zum Verfasser, und Madam Brentano giebt uns die angenehme Hoffnung, daß nächstens ein junger und mächtiger Dichter unserer Zeit (also ein Napoleon in der Reimkunst) das ganze Bild mit aller seiner tragischen Herrlichkeit wieder hervorrufen werde. Dieser literarische Geisterbeschwörer heißt Ludwig Achim von Arnim. Die „drey schöne alte Lieder" sind köstliche Reliquien, und Madam Brentano verdient den Dank des Publikums für ihre Aufbewahrung, wär's auch nur wegen der Wörter: Anefang, Ungefälle, rumme und umme &c. Die drey Sonnette, mit welchen die Sammlung eröffnet wird, heißen der neue Frühling, und sind der Triumph der göttlichen Kunst. Die Wolken sehen süßbewegt hernieder, und können sich der Thränen kaum enthalten; der Fluß erglänzt vor innigem Vergnügen; die frohe Erde träumt von grünen Bäumen und Blumen; Halm und Blüth wartet mit süßem Sorgen auf den Morgen; die Sonne lacht mit muntern

Augen herein, und schickt, neugierig, was die Nacht wohl still verborgen habe, den lichten rothen Morgen ins Thal. Der Bitte, mit welcher die Dichterinn schließt, daß der Frühling der Erde Herz mit grüner frischer Treue bestreuen möchte, fügen wir den Wunsch bey, daß diese grüne frische Treue, unsern Rindern und Schafen, die sie wahrscheinlich der Mutter Erde vom Herzen wegfressen dürften, nicht schlimmer bekomme, als gemeines Gras. Schließlich können wir, so leid es uns thut, um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß unserer Dichterinn, trotz ihrem göttlichen Gemüth, zuweilen etwas Menschliches begegnet, und daß ihr dann Stellen entwischen, die auch von ungeweihten und bloß vernünftigen Leuten mit Beyfall gelesen werden können. Wir hoffen indessen, das bessere Publikum werde, eingedenk des Spruchs: Ubi plurima nitent etc. diese kleine Verirrung nicht zu streng ahnden. Madam Sophie Mereau hat zu lange die Fesseln des sogenannten guten Geschmacks getragen, als daß Madam Sophie Brentano gegen jeden Rückfall gesichert seyn könnte. Ueberdieß hören wir ja zuweilen auch aus dem heiligsten Munde ein unschickliches Wort, oder gar einen Fluch.

Bibliothek der Robinsone. In zweckmäßigen Auszügen. Vom Verfasser der grauen Mappe. Erster Band 406. Zweyter Band 394 Seiten. Berlin, bey Joh. Friedr. Unger 1805. 8.

Die Robinsone waren die Lieblings-Lectüre unserer Väter, und sie hatten sich wahrlich ihrer weniger zu schämen, als die Söhne und Enkel der Ritter-Räuber- und Geister-Geschichten. Wenigstens finden zuverlässig Kopf und Herz ihre Rechnung mehr dabey, einem Unglücklichen, der, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, mit der höchsten Anstrengung der körperlichen und der Seelenkräfte sich zuerst die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, und dann auch die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten desselben zu verschaffen weiß, Gesellschaft zu leisten, als die Schinderhansen und Consorten von einer infamen Unternehmung znr andern, und am Ende zum Galgen zu begleiten. Schon in dieser Hinsicht verdient also die Idee des bereits durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannten Verfassers den Beyfall des Publikums, und unsere überweise Jugend kann aus manchem Product, mit dem er sie bekannt macht, lernen, daß ein von ihr mit Unrecht verachtetes Zeitalter, wenn gleich auf einer niedrigern Stufe der Kultur, sich dennoch gegen Sittlichkeit, gesunde Vernunft, und selbst gegen den guten Geschmack unendlich weniger versündigte, als ihr eigenes. Schwerlich wird auch dem

besten Roman aus einer der genannten Klassen je die Ehre wiederfahren, gleich dem Robinson Crusoe von einem Wezel oder Campe der spätern Zeit in usum Delphini bearbeitet zu werden; und sollte je dereinst ein Mann von Geschmack eine Bibliothek der Mode-Lectüre unserer Zeit anlegen: so kann es nur darum geschehen, um die Verfasser und ihr Publikum dem gerechten Spott der Nachwelt Preis zu geben. Der Herausgeber hat sich übrigens eine weder sehr leichte, noch sehr angenehme Arbeit aufgelegt; denn es ist weder leicht, noch angenehm, selbst aus gutgeschriebenen Büchern Auszüge zu machen, und unter die gut geschriebenen Bücher gehören die Robinsone im Ganzen keineswegs. Er hat aber schon in diesen beyden ersten Bänden hinlänglich gezeigt, daß er seinem Unternehmen vollkommen gewachsen ist. Besonders verdient der Auszug aus dem Robinson Crusoe, dem Stammvater und zuverlässig auch dem vorzüglichsten aller Robinsone, bemerkt zu werden. Er ist gedrängt ohne trocken zu seyn, und indem der neue Erzähler die Geschwätzigkeit seines Urbilds glücklich vermied, die übrigen Gebrechen desselben aber theils zu heben, theils zu verstecken suchte, hat er dennoch seine Eigenthümlichkeit nicht verloren gehen lassen. Daß er überhaupt über sein Unternehmen gedacht hat, beweist die neunzehn Seiten lange Vorrede, in welcher er von dem Zwecke, dem Plan und den Gränzen desselben Rechenschaft ablegt. Er theilt die Werke,

denen seine Bibliothek gewidmet ist, in sechs Classen, wovon die erste die eigentlichen Robinsone, die zweyte solche Werke, die diesen Titel blaß als einen Aushängeschild benutzten (wie z. B. Gil-Blas, der als spanischer Robinson erschien), die dritte die Entdecker und Bevölkerer wüster Inseln, bey welchen jedoch mehr der rohe Anfang und die stufenweisen Fortschritte des gesellschaftlichen Zustandes, als das einsame Bewohnen von Inseln und Ländern das Wesentliche des Stoffs ausmachen, die vierte die Entdecker unbekannter Südländer, deren Zweck vorzüglich Darstellung der Sitten dort geträumter Völker ist, die fünfte die Abentheurer zu Wasser und zu Lande, und endlich die sechste die von der frühesten Kindheit an der Gesellschaft entrückten Menschen in sich begreift. Diese beyden Bände enthalten übrigens zuerst eine geschichtliche Einleitung, worin von der Insel Juan Hermandez, von Will, dem Moskiten, von Alexander Selkir, und von dem Engländer Daniel Defoe, dem Verfasser des Robinson Crusoe, Nachricht ertheilt wird; sodann: das Leben und wunderbare Begebenheiten des Engländers Robinson Crusoe, erster, zweyter, dritter bis fünfter Theil; der dänische Avanturier, oder wunderbare Begebenheiten und Reisen des Herrn von R. . ., eines Verwandten des Robinson Crusoe; Robinson Crusoe, neu bearbeitet. (Von Wezel.) Zwey Theile 1779; Robinsons Colonie (von ebendemselben); Friedrich Robinson, ein Lesebuch

für Kinder, von C. F. Sander, 1784; Robinson, der jüngere, ein Lesebuch für Kinder, von J. H. Campe, 1779; Robinsons, des jüngern, wunderbare und merkwürdige Schicksale zu Wasser und zu Lande, für den Bürger und Landmann, 1800; Robinsons, des jüngern, Beschreibung seiner Reise nach Otaheite und den Südsee-Inseln, ein nützliches Lesebuch für die Jugend, 1803; Robinson, der jüngste, ein Lesebuch für Kinder, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Erster Theil 1797. Wir sehen der Fortsetzung des Werks mit Vergnügen entgegen, und glauben ihm eine gute Aufnahme bey mehr als Einer Classe von Lesern versprechen zu dürfen.

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredtsamkeit. Von Franz Horn. Berlin, bey Johann Friedrich Unger. 1805. 8. 230 Seiten.

Wer bedauert, daß die ehemaligen Orakel sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben, den verweisen wir auf Herrn Franz Horn, Doctor der Philosophie in Berlin. Die Sprüche dieses modernen Priesters des delphischen Gottes sind zum Theil so dunkel, als die, welche einst die berühmte Pythia von ihrem Dreyfuß ertheilte; sie entbehren, wie jene, aller Beweise; sie widersprechen, wie jene, nicht selten dem gemeinen Menschensinn, und zeichnen sich endlich, wie jene, zuweilen durch eine ge-

wisse Kühnheit aus, die ihren göttlichen Ursprung beurkundet. Die gegenwärtige Schrift ist nichts anders, als eine Sammlung solcher Sprüche. Des Herrn Doctors glückliche Schüler in Berlin haben sie in seinen Vorlesungen mit eigenen Ohren gehört; aber das minder glückliche Publikum muß sich mit dem todten Buchstaben begnügen. Wir wollen unsere Leser nur über einige der merkwürdigsten — erstaunen lassen. Liscov verdient die Celebrität nicht, die man ihm in spätern Zeiten noch zuerkannt hat. Ihm fehlt, ob man ihm gleich eine ziemlich leichte Beweglichkeit des Geistes und einzelne witzige Einfälle und parodirende Laune nicht absprechen kann, doch zur echten Satyre jene tiefsinnige und vollkräftige Freyheit (eine tiefsinnige Freyheit!) des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig übersieht, (übersieht das Zeitalter die Freyheit, oder diese jenes?) ohne von seinem irren Getriebe berührt zu werden ꝛc. Rabener ist, wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Sein Witz ist der eigentliche Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde ꝛc. Wir wissen nun, wie Herr Franz Horn von Liscov und Rabener urtheilt. Schade, daß wir nicht auch wissen, wie Liscov und Rabener von Herrn Franz Horn urtheilen würden! Lessing wird gegen sich selbst und andere, die ihm poetische Talente abge-

sprochen haben, in Schuß genommen, und recht rührend treuherzig sagt der Verfasser, es möchte doch etwas zu vorschnell gewesen seyn, dem Manne das poetische Talent ganz abzusprechen. Der glückliche Lessing — und der unglückliche! Glücklich durch die pfalzgräfliche Huld des Herrn Franz Horn, und unglücklich, daß er sich ihrer nicht mehr erfreuen kann. Doch was ist an der Poesie gelegen, wenn man seine Stärke in der Polemik besitzt? Und, „was Lessings Polemik betrifft," sagt Herr Franz Horn, „so ist sie, wie mich dünkt, noch immer nicht in ihrer ganzen Größe und Würdigkeit anerkannt; denn es ist, meines Wissens, noch nie mit Bestimmtheit ausgesagt (man merke sich dieses Franz Hornsche kräftige Wort!) worden, daß er die Polemik zu dem erhoben habe, was sie wirklich werden konnte und geworden ist, zu einer Wissenschaft." (Werden konnte und geworden ist? Wird man etwas, das man nicht werden kann? Man sagt, ein Ding ist geworden, was es werden konnte. Aber wenn man den Satz, wie es hier geschehen ist, umkehrt, so wird er zum lächerlichsten Unsinn. Ueberhaupt möchte dem Herrn Franz Horn zu rathen seyn, Vorlesungen über den Styl nicht zu halten; aber — zu hören.) Zu den bedeutendsten Verdiensten Wielands — wir bitten unsere Leser, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln; denn sie sollen ihre Wunder hören — zu den bedeutendsten Verdiensten Wielands also gehört insonderheit die

Anerkennung des — Hanns Sachs. Der gute Wieland! Hätte er doch von dem Augenblicke dieser Anerkennung an auf seinen Lorbern ausgeruht, und uns mit seinem Agathon, seiner Musarion, seinem Oberon und seinen übrigen vergänglichen Werken verschont, oder wenn sie ja unglücklicherweise schon geschrieben waren, sie verbrannt! Doch wer weiß, was jetzt noch geschieht, wenn ihm der Ausspruch des tiefsinnigen Kunstrichters zu Gesicht kommt? Auf alle Fälle wird aber das Gedicht: Geron der Adeliche, dem Auto da Fe entgehen; denn Herr Franz Horn sagt, er finde für gut, nur dieses in seinem Buche anzuführen. Es ist uns unmöglich, den Verfasser noch in einem glänzendern Lichte darzustellen, und wir sind es also ihm selbst schuldig, unsere Anzeige hier abzubrechen, soviel wir auch noch sagen könnten. Hoffentlich wird das Publikum ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und wenn auch nicht seinen Kopf, doch wenigstens seine — Stirn bewundern.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie. Erster Theil. Mit dessen Bildniß, von einem Landmann gezeichnet und gestochen. Cöthen 1805. Gedruckt und verlegt in der Aueschen-Hofbuchhandlung. 8. 250 Seiten.

Es giebt Leute, die über alles die Nase rümpfen; Leute, die sogar sich herausnehmen, einen

Mann, der Taubennester, Ziegel, Besen und Verse verfertigt, statt durch ihn zum höchsten Erstaunen hingerissen zu werden, zum Ziel ihrer muthwilligen Einfälle zu machen. Und warum? Weil den eingebildeten Kennern seine Poesie nicht poetisch genug ist, und weil sie gewohnt sind, einem Unglücklichen, der sich der brodlosesten aller Künste befleißt, Dinge zuzumuthen, bey denen selbst einem Professor, und also noch mehr einem armen Nestflechter die Haare zu Berge stehen. Billig sollten wir diesen Leuten, durch deren Theorie, wenn man sie befolgte, das Dichten nicht viel leichter als das Hexen seyn würde, bey der Anzeige der Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller die Köpfe zurechtsetzen, wenn sie dieselben sich nur zurechtsetzen ließen, und wenn wir nicht fürchten müßten, durch unsere Apologie die Sache noch schlimmer zu machen. Die Herren sind gar zu streitsüchtig, und leider haben ihre ketzerischen Grundsätze von dem wesentlichen Unterschied zwischen Reimen und Dichten gewisse Autoritäten für sich, die man nur heimlich verachten darf, wenn man nicht öffentlich ausgezischt werden will. Wir wollen uns also mit ihnen lieber gar nicht einlassen. Die Gedichte des Herrn Hiller sind einmal gedruckt, so gut als die Gedichte eines Voß, eines Bürger, eines Hölty, eines Matthisson; und dieß ist noch die geringste Freude, die er erlebt hat. Wenn andere der Pegasus nur auf den Parnaß bringt, so hat der seinige ihn nach Halberstadt, Berlin, Frankfurt an

der Oder, Wien und noch in eine Menge großer und kleiner Städte getragen. Er hat durch die Poesie Champagner und Punsch trinken, Eis essen und tanzen gelernt. Er ist in Kupfer gestochen und in Wachs bossirt. Er ist von Klamer Schmidt gekrönt, und von diesem, von Herrn Burgkardt, von Herrn Bäntsch und von Herrn Tilly besungen. Mit einem Wort, er ist berühmt; und wenn er mitunter, wie er klagt, getadelt wird, desto besser: denn dieß ist ein Unglück, das selbst den größten Dichtern, den lebenden wie deu todten, noch täglich wiederfährt. Er kann also dem Momus und Zoilus kühn unter die Augen treten, und ihnen zum Troß nicht bloß einen zweyten, sondern auch einen dritten und vierten Theil seiner Gedichte herausgeben. Wir wünschen der Welt zum voraus Glück dazu, und schließen diese Anzeige mit einer Anekdote aus der Biographie des Herrn Hiller, die uns ausnehmend gefallen hat. Im Vorzimmer des Fürsten von Dessau, dem er vorgestellt wurde, sagte ein Bedienter zu seiner Frau: „Du, dieß ist der Dichter!“ Diese betrachtete ihn von unten bis oben, und sagte endlich spottweise: „Ja, das mag wohl ein rechter Dichter seyn!“

Gedichte von Friedrich August Ruhland. Erstes Heft. 1805. 110 Seiten. 8. (Ohne Druckort.)

Der arme Herr Ruhland! Hat er auf der Welt auch nicht Einen Freund, der ihm hätte sagen können, daß man sich durch Verse, wie die seinigen, nicht berühmt, sondern lächerlich macht? Billig hätte im Nothfalle der Setzer es thun sollen. Oder hat man es ihm gesagt, und er hat es nicht geglaubt? Man weiß, daß Dichter seines Schlags in diesem Punkt schwer zu überzeugen sind. Was sagen unsere Leser zu folgendem Anfange eines Gedichts:

„Auf Brüder auf! Lobsingt dem Herrn,
Vergesset eure Noth!
Laut schalle unser Lobgesang,
Wie Orgelton und Harfenklang
Dem Herrn Gott Zebaoth!"

„Singt Brüder! Gott ist gut mit uns,
Er ist der Tugend Lohn!
Wenn er uns will, so sprechen wir,
Auf dieser weiten Erde hier,
Verlarvten Teufeln Hohn."

Würden sie wohl errathen, daß es Verse sind, die ein junger Ehemann an seinem Trauungstage gesungen hat? Mönche hatten ihm nachgestellt, deren Lockungen er glücklich entging. Er singt daher ferner:

„Kein Sclavenzwang engt meine Brust,
Wie herzlich froh ich bin.
Zwar köstlich ist des Mönches Fraß,
Fett ist sein Bauch, doch was nützt das
Zu einem frohen Sinn!"

Fast sollte man glauben, der Verfasser sey wegen eines schweren Verbrechens verurtheilt worden, dieses Zeug drucken zu lassen, und seinen Nahmen dabey Preis zu geben. Exemplarisch wäre die Strafe auf alle Fälle.

Gesänge zur Erhöhung geselliger Freuden. Gesammelt u. herausgegeben von C. F. Sachse. Eisenberg 1804. Auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey J. W. Schöne und Comp. 8. 122 Seiten.

In einer Gesellschaft, worin die Lieder des Herrn Sachse gesungen werden, kann selbst ein Mann von Geschmack sich ziemlich leidlich befinden — wenn er sich die Ohren wohl verstopft hat.

Die Früchte meiner Muse. Zur Erziehung einer Waise geopfert, von E. Friedel. Breslau 1805. Bey Johann Friedr. Korn, dem ältern. 8. 184 Seiten.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Gedichte nicht auch ohne den auf dem Titel angegebenen

Zweck erschienen wären. Die Versicherungen der Poeten, daß sie ohne diese oder jene Veranlassung die Früchte ihrer Muse im Pulte behalten hätten, haben längst allen Glauben verloren. Hat der Verfasser seinen Zweck erreicht: so soll es uns freuen. Sonst pflegen mittelmäßige Gedichte zwar wohl das Mitleid, aber nicht eben die Wohlthätigkeit des Publikums rege zu machen.

Kleine Schriften von Christian Schreiber. Berlin 1806. Bey Heinr. Frölich. 8. 242 Seiten.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze, die zwar auf keinen sehr ausgezeichneten Werth Anspruch machen, aber doch gelesen zu werden verdienen. In den ästhetischen Erörterungen des Verfassers vermissen wir das Talent, den Leser nicht bloß durch das Interesse der Sache, sondern auch durch scharfsinnige Entwicklung zu fesseln. Lessing ist von dieser Seite noch immer ein unerreichtes Muster. Unter den Aphorismen sind mehrere nicht unglückliche, aber auch nicht wenige, bey denen weder der Gedanke, noch die Wendung neu und anziehend genannt zu werden verdient. Das Gesellschaftsspiel kann unmöglich eine große Anstrengung der Einbildungskraft erfordert haben. Es ist eine Tändeley, die ihren Zweck durchaus verfehlt. Der Aufsatz: Etwas über die Unterhaltung in gebildeten Zirkeln,

sagt gar zu gewöhnliche Dinge, auf eine gar zu alltägliche Weise. Die Uebersetzung der Dithyrambe des Delille über die Unsterblichkeit, und das sogenannte musikalische Dramolet: Komala, nach Ossian, hätten wir am liebsten entbehrt.

Gedichte von K. Heinr. Leop. Reinhardt. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1806., bey Heinrich Frölich. 12. 328 Seiten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Reinhardt gar nicht aus der Hippokrene getrunken habe. Aber uns dünkt, er hat der Züge zu wenig gethan. Unter seinen Gedichten verdienen die Lieder den Vorzug. Die Romanzen und die humoristischen und satyrischen Versuche sind von ungleich geringerem Werth. Die Epigrammen, die den Inhalt des sogenannten Panorama der modernen Welt ausmachen, zeugen ebenfalls von einem nur mittelmäßigen Talent für diese Gattung. Nicht selten stößt man auch auf Spuren eines noch nicht genug gebildeten Geschmacks. In der Romanze: Röschen, oder das Ideal, die überdieß äußerst gedehnt und voll müßiger Schilderungen ist, unterliegt eine Spröde — einem Pavian. Eine ärgere Plattheit läßt sich wohl kaum denken, und der Dichter hat Ursache, wirklich zu thun, was er am Schlusse versichert, die Hände zu waschen. Nicht viel besser, in jeder Hinsicht, ist die folgende Erzählung: Fi-

delis und Fidele. In der sogenannten häuslichen Idylle, der süße Tod, macht sich der Dichter die Lust, ein Paar sich gattender Fliegen mit einer Klatsche in das Reich der Schatten zu senden, um ihnen den Tod zu gewähren, den er oft sich selbst wünschte. Ist das nicht originell, und eben so fein als schalkhaft? Zuverlässig hat der witzigste Franzose sich keines so glücklichen Einfalls zu rühmen. Ausdrücke, wie: Na, dreyßig Jahre noch wie heute, und die Studenten-Floskel: „Sans Spaß“ können sich ebenfalls gebildeten Lesern unmöglich empfehlen. Die Stücke: das Bad der Juno, Gespräch bey einer Trauung, Avertissement und einige andere, sind, so wie die Parodieen einiger fremden Gedichte, ihrer Stelle in der Sammlung am wenigsten würdig. Das Gedicht Seite 227 ist eine Apologie für den Herrn von Kotzebue gegen den Verfasser des Herodes vor Bethlehem. Bekehrt dürften die Verächter der Muse des Herrn von Kotzebue durch diese vier und zwanzig Strophen wohl schwerlich werden, obgleich sein Lob darin keineswegs gespart ist. Noch bemerken wir, daß Herr Reinhardt in seinen Gedichten sich mehrere Blasphemieen gegen den göttlichen Jakob Böhm und seine Anbeter zu Schulden kommen läßt, und folgendes Epigramm beweist, daß er der poetischen Poesie selbst nicht besser mitspielt:

Das Federvieh der Neupoetik.

Claus.

„Sprich Veit, wie sieht dergleichen aus?

Veit.

Es hat bloß Federn, keine Schwingen.

Claus.

So gleicht es wohl dem Vogel Strauß?

Veit.

Ganz recht, mein guter Claus;

Denn weder fliegen kanns, noch singen.“

Amor und Hymen, ein Warngedicht, nebst hundert den Eh- und Wehestand beleuchtenden Epigrammen. Allen Hagestolzen geweiht von ihrem Kollegen X. Y. Z. Gedruckt in diesem Jahre. 70 Seiten. 12.

Nie hatte ein Schriftsteller mehr Ursache, sich in den Mantel der Anonymität zu verhüllen, als der Verfasser dieses kleinen Werkchens. Weder die Kritik, noch eine Staats-Inquisition, der Zorn, und zwar der gerechte Zorn der Schönen ist es, der diese Vorsicht ihm gebietet. Hundert Todsünden auf einmal gegen die Krone der Schöpfung, das ist mehr als die Sanftmuth selbst verzeihen kann! Ohne Zweifel wird ein Preiß auf seinen Kopf gesetzt; und da dieser Preiß schon durch die Hände, von denen er gegeben wird, einen hohen Werth er-

hält: so schätzen wir uns zum voraus glücklich, daß wir im Falle sind, ihn zu verdienen.

Iris. Ein Taschenbuch für 1806. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 282 Seiten. 12.

Wer die Erscheinung eines Taschenbuchs von Herrn Friedrich Schlegel mit Seufzen vernommen hat, der tröste sich damit, daß auch wieder eins von Jacobi erschienen ist. Er lese es, und er wird sich überzeugen, daß das Talent für das, was man sonst Poesie zu nennen pflegte, daß Achtung und Gefühl für das wahre Schöne den Deutschen noch nicht ganz fremd geworden ist. Wären alle Taschenbücher und Almanache diesem gleich, so könnten ihrer nicht zu viele seyn. Aber freylich ist auch nicht jeder Herausgeber ein Jacobi, das heißt ein Mann, der durch anerkannte Verdienste um die Literatur, und durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Charakters die Achtung des bessern Publikums sich nun beynahe seit einem halben Jahrhundert zu erhalten gewußt hat, und mit dem in Verbindung zu treten sich die vorzüglichsten Köpfe mit Recht zur Ehre schätzen. Dem gegenwärtigen Jahrgang der Iris insbesondere gebührt das seltene Lob, daß er nichts ganz Schlechtes, wenig Mittelmäßiges, viel Gutes und manches Vortreffliche enthält. Gleich der erste Aufsatz, von dem Heraus-

geber selbst, Hagedorn überschrieben, gehört in die zuletztgenannte Classe, und ist eben so interessant als belehrend. Was darin von dem Werth unserer frühern Dichter, in Vergleichung mit manchem hochgefeyerten Neuling gesagt wird, ist ein wahres und treffliches Wort zu seiner Zeit. Freylich wird dadurch kein Klinggedichts-Fabrikant, kein tribus anticyris insanabile caput gebessert werden. Aber als Präservativ gegen die immer noch nicht ganz ausgerottete heillose Seuche, das gelbe Fieber der deutschen Literatur, wird und muß es wirken. Die nämliche Saite wird von dem würdigen Manne in seinem Aufsatze: Ueber Gelegenheitsgedichte, noch einmal berührt, und er erscheint ganz als ein zürnender Cato, der das berühmte: delenda est auf eine Secte anwendet, von der er besorgt, sie möchte, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, mit der deutschen Sprache zugleich die wahre Dichtkunst zu Grunde richten. Das wolle der Himmel, die Kritik, der Ernst eines Jacobi, und der Spott aller noch unangesteckten deutschen Köpfe verhüthen! Vortrefflich ist auch das Tischlied; das Lied am St. Annen Tage; das Gedicht: An eine geliebte Hausmutter — doch was ist nicht vortrefflich von einem Jacobi? Die Beyträge von Conz waren uns außer ihrem eigenthümlichen Werth auch darum eine höchst angenehme Erscheinung, weil wir durch sie die Ueberzeugung erhalten haben, daß der treffliche Dichter nicht aufgehört hat, am Altare

der Musen zu dienen. Seine Ode: die Bäume, ist voll neuer, kühner und starker Gedanken, und man fühlt sich durch sie in die bessern Zeiten unserer Dichtkunst zurückgezaubert. Herr Haug hat sich auch in diesem Taschenbuche das Verdienst vorbehalten, die Stirnen der Leser zu erheitern. Von der geistvollen Verfasserinn der Reise von Freyberg nach Carlsbad, im vorjährigen Taschenbuche, liest man mit Vergnügen die kleine Erzählung: Hedwig von Schwaben. Die Ode von Kröger: An meine Vaterstadt, ist etwas kalt. In dem Lied des sonst trefflichen Salis: Abschied an die Harfe, scheinen uns die Ideen nicht klar genug, und das Ganze hat daher einen schwankenden und gezwungenen Charakter. Das Collectaneen-Buch enthält größtentheils zu sehr bekannte Anekdoten. Sonst findet man noch Beyträge von Pfeffel; dem Grafen Christian zu Stollberg; von Klamer Schmidt; (auch unter dem Nahmen: Franz Maßlieben;) Jos. Wagner; von Ittner; Hebel; Friederike Brun; Theone; Ecker; Kölle; Neveu; Büschenthal; Schnetzler; Buri und einigen Ungenannten. Daß die Menschenfreundlichkeit des Herausgebers auch einigen Anfängern, deren Nahmen man hier zum erstenmal liest, ihre zum Theil freylich noch schwachen Versuche in der Iris auszustellen erlaubt hat, wird das Publikum nicht mißbilligen. Wohl ihnen, wenn diese Ehre ein Sporn zu ihrer Vervollkommnung wird!

Freia. Dichtungen von Wilhelm Blumenhagen. Mit einem Kupfer. Erfurt bey Fr. August Knick. 1805. 8. 400 Seiten.

Herr Wilhelm Blumenhagen gehört zur neuen Schule. Aber sogar in dieser macht er eine traurige Figur, und zuverlässig hat er seinen Platz auf der letzten Bank. In seinen prosaischen Erzählungen geht es gar erbaulich her. Die Mädchen liegen ihren Liebhabern unaufhörlich in den Armen, und eine verbirgt sogar ihr Gesicht in den Busenstreif des ihrigen, daß ihr warmes Näschen sein klopfendes Herz berührt. Die jungen Herren machen es nicht besser. Einer z. B. küßt mit wilder Hast einen jugendlichen Busen, eine Freyheit, die sich kaum dadurch entschuldigen läßt, daß der jugendliche Busen zugleich ein glänzender Busen ist. Es fehlt auch nicht an Scenen, welche an die selige Lucinde erinnern. Einmal hat der Leser das Vergnügen, ein zärtliches Paar in einem Kabinett, und ein anderesmal ein Ditto in einer Akazienlaube zu belauschen. Ein sonst tugendhaftes Mädchen verliert ihre Unschuld an einen Unbekannten, den sie wenige Stunden vorher zum erstenmal gesehen hat. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Die Helden sind meistens unglücklich. Einer erschießt sich selbst, und ein anderer läßt sich diesen Dienst in der Schlacht bey Koppenhagen erweisen. Den kläglichsten Tod aber stirbt Gustav von Unna, dem seine Geliebte

eine frühere Verbindung verschwiegen hatte. Lange trieb er in der Verzweiflung allerhand Unfug, und ritt besonders Pferde zu Schanden. Endlich schlug die Stunde der schrecklichsten Katastrophe. Er sieht die Wohnung seiner Geliebten in Flammen, und da er sie um Hülfe rufen hört, stürzt er sich zur Pforte hinein und nimmt das Mädchen in die Arme. Aber statt mit ihr das Haus zu verlassen, reißt er sie mit den Worten: „Hier, hier wollen wir sterben! Besitze ich dich nicht, so soll auch kein anderer dich sein nennen!" in ein Kabinett, und weicht, trotz der krachenden Decke und der Flucht des Mädchens nach der Thür, nicht von der Stelle, bis die herabstürzenden Balken ihn zerschmettern. Ist das nicht tragisch, und läßt der Verfasser nicht alle seine Vorgänger in diesem Fache zurück? Er schildert uns übrigens lauter gute Seelen, und auch nicht Einen Bösewicht, wenn wir nicht einen Weiberfeind in diese Classe zählen wollen, dessen Invectiven aber sehr kraftlos und also sehr verzeihlich sind. Der Schauplatz der Begebenheiten ist häufig ein Wald, eine Flur, oder ein Garten, und in diesem Falle unterläßt der Verfasser nie, den Himmel über seinen Helden, die Erde unter ihnen, und die Bäume und Felsen neben ihnen zu beschreiben. Die Gegenden sind meistens reizend, und was die Geschöpfe seiner Einbildungskraft leiden, das leiden sie — in einer schönen Welt. Wenn der Verfasser irgendwo sagt, die Kamönen, an die einer seiner Helden sich

mit Begierde gewandt habe, hätten ihm nicht lange genügt: so sollte man sich nach dieser Probe nicht viel von seinem Styl versprechen. Aber wenn auch hin und wieder der Ausdruck etwas platt und gemein ist, so ist er dafür an andern Orten desto kräftiger und origineller. Z. B. Von Falkoli, dem Helden der ersten Erzählung, des Schicksals Rache, wird gesagt: er drückte die Mütze auf das dunkle wüste Haar; es ward ihm so wunderlich wohl und wehwechselnd; er sprach unwirsch mit sich selbst; er zog unwirsch die Mütze tief in die Augen; (die arme Mütze! Kaum ist sie auf das dunkle wüste Haar gedrückt worden, und schon muß sie sich wieder tief in die Augen ziehen lassen!) er legte sich unwirsch neben die Andern; er warf sich in dem Gastzimmer unwirsch in den ersten Sessel. Wenn nur das Beyspiel dieses unwirschen Menschen die Leser des Herrn Wilhelm Blumenhagen nicht ansteckt, daß sie am Ende sein Buch unwirsch in einen Winkel werfen! Die Poesie des Verfassers ist seiner Prosa vollkommen würdig. Er möchte herzlich gern alte und neue Poeten nachahmen, wenn er nur könnte. Wie es ihm mit Bürger gelingt, mag folgende Probe beweisen:

„Mädel mit dem Wonneleib,
Möchte wohl ein trautes Weib.
An dem Berge wogen Saaten,
Hoffnung gebend, wohl gerathen.

Mädel mit dem Wonneleib,
Nicke schämig, sey mein Weib.«

In einem Gedicht, des Gefangenen Sehnen, bey welchem Matthisson zum Vorbilde gedient zu haben scheint, liest man unter anderem:

„Das Duftgebüsch, wo mich die Liebe drückte,“

und glaubt, der Dichter beklage sich, daß die Liebe ihn gedrückt habe, bis man durch die nächste Zeile:

„An Huldas Brust“

sich recht angenehm aus seinem Irrthum gerissen sieht. In folgender Strophe des nämlichen Gedichts:

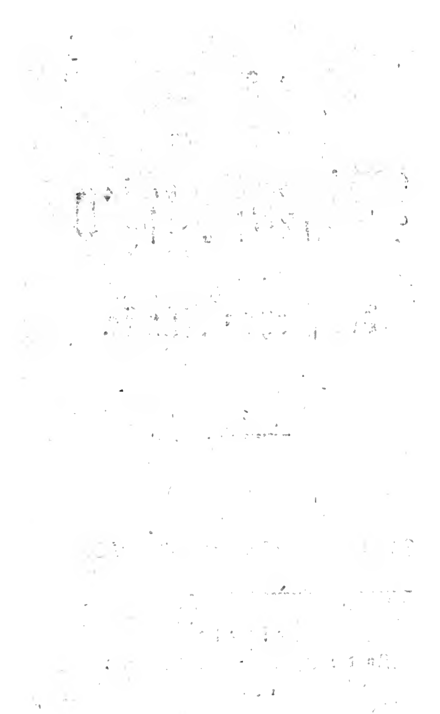
„Den schmalen Steg, der über schwarze Fluthen
Mit Schwalbenflug
Zu ihr, der Lilienreinen, Seraphsguten
Den Jüngling trug“

ist der mit Schwalbenflug tragende Steg, und das neue Wort: Seraphsgute, zu bewundern. Daß ein solcher Dichter auch Sonnette macht, versteht sich; und in der That ist in dieser Gattung Herr Wilhelm Blumenhagen für einen andern Wilhelm und dessen Bruder ein höchst gefährlicher Nebenbuhler.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und siebenzigsten Bandes Zweytes St.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.



VI.

Ueber das Denkmal der Königinn Comosarye, von Herrn Hofrath von Köhler in Petersburg *).

Am Ufer des See's von Temrouk an der Spitze einer kleinen Landzunge, Andri-Atam, im Ange-

*) Der durch verschiedene archäologische Abhandlungen berühmte Verf. dieser Untersuchung, Aufseher der kais. Sammlung antiker Münzen zu Petersburg, machte eine antiquarische Entdeckungs-Reise nach Klein-Scythien, dem Taurischen Chersones und dem asiatischen Sarmatien, und kehrte, reich an archäologischen Schätzen, vorzüglich an Münzen und Marmorn mit Inschriften, von derselben zurück. Als Vorläuferinn eines gelehrten Werks über seine Entdeckungen gab er eine gehaltvolle Dissertation sur le monument de la Reine Comosarye. Petersburg de l'Imprimerie impériale 1805. 86 S. gr. 8. nebst 10 Blättern Inschriften, als Handschrift für Freunde heraus. Da diese nicht in den Buchhandel kommt, ihres Gegenstandes aber und der Behandlung wegen einer größern Verbreitung werth ist, so glaubten wir uns durch eine Uebersetzung um unsre Leser verdient zu machen. Durch des Verfassers verdienstliche Nachforschungen fängt an in Erfüllung zu gehen, was Mannert in der Geographie der Grie-

sicht einer langen Bay des schwarzen Meeres, erhebt sich ein Berg, dessen Fuß der See bespült. Auf dem Gipfel desselben hat zweytausend Jahre das Denkmal der Tochter des Gorgippus geruht. Da sich auf der Halbinsel Taman beynahe nirgends solche Ketten von Felsen befinden, welche die Ufer beschützen, und die letztern gewöhnlich nur aus Erde bestehen, so senken sie sich allmählig in das Meer oder in die Seeen hinab. Da die erhöhte Küste des See's von Temrouk immer von den Wellen angeschlagen worden, so ist sie endlich eingesunken und hat das Denkmal der Comosarye mit an das Ufer herabgezogen. Es besteht aus zwey Bildsäulen und einer großen, mit einer Inschrift versehenen Basis.

chen und Römer Th. 4 S. 317 f. sagt: „Der längere Besitzstand der Russen wird uns gewiß Berichtigungen und Aufklärungen über die innern Theile der fruchtbaren, aber lange vernachlässigten taurischen Halbinsel verschaffen, an welche unter der Regierung von Türken und Tatarn sich nicht denken ließ. Diese Aufschlüsse müssen desto reichlicher ausfallen, weil der Einbruch und selbst der längere Aufenthalt barbarischer Haufen zwar Verwüstungen anrichtet, aber die Denkmale des Alterthums nie so zerstört, als der Fleiß eines sitzenden thätigen Volks, welches der Erde jedes nach seiner Meynung unnützlich daliegende Ueberbleibsel entreißt, und die Stelle nebst den Denkmalen des Alterthums zu seinem Nutzen umbildet.“

Anm. des Uebersetzers.

Es ist mir wahrscheinlich, daß der Umsturz dieses Denkmals erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor der Eroberung der Halbinsel durch die russischen Waffen, statt gefunden habe. Hier sind meine Gründe. Man hat das Piedestal mit einer der Bildsäulen am Ufer, und die andere Bildsäule in dem See selbst gefunden. Ginge nun ihr Umsturz weit über die von mir angegebene Epoche hinauf, so ist klar, daß die erste Statue und ihr Piedestal durch das allmählige Herabsenken des Erdreichs unter die Erde versunken wäre, und die andere Bildsäule würde sich so tief in den Schlamm hineingewühlt haben, daß sie den Augen gänzlich verschwunden wäre, selbst in den Zeiten, wo das Wasser am niedrigsten ist. Hätte sich dagegen der Einsturz des Berges erst nach Suwarov's Eroberung zugetragen, so ist kein Zweifel, daß alsdann das Denkmal der Comosarye würde bekannt worden seyn, man würde davon gesprochen, man würde es an einen besuchteren Ort gebracht haben, und die Ehre, ein für die Geschichte der Könige des Bosporus so schätzbares Ueberbleibsel zu entdecken, wäre mir nicht vorbehalten geblieben.

Beyden Bildsäulen fehlen die Köpfe, welche wahrscheinlich von den Tataren, den letzten Besitzern dieser Gegend, lange vor der Einsinkung dieses Berges abgeschlagen worden sind. Das Piedestal und die beyden Bildsäulen sind von Sandstein.

Man hat in das erstere Fugen gemacht, damit die Bildsäulen desto fester darin stehen sollten.

Vielleicht hatte die Königinn Comosarye in der Umgegend dieses Berges ein Landhaus, wo sie den Sommer zubrachte: denn der Berg selbst lag nur achtzehn Werste von der alten Stadt Phanagoria *). Es muß zur Zeit der Comosarye eine kleine Stadt oder wenigstens griechische Niederlassungen am Fuße des Berges gegeben haben, welches daraus erhellt, daß man alte Münzen an der Küste des See's Temrouk, vom Berge an bis zu der westlichsten Spitze des Ufers ausgegraben hat, während sich am entgegengesetzten Ufer nichts gefunden hat.

Die Inschrift belehrt uns nicht, bey welcher Gelegenheit Comosarye diese Bildsäulen zur Ehre ihrer Schutz-Gottheiten errichtet hat. Indeß will ich unten meine Vermuthungen darüber vortragen. Sie standen, nach dem Gebrauch des frühesten Alterthums, auf einem hohen Berg, vermuthlich, der Sitte jener Zeit gemäß, nach Morgen gewandt.

Die Inschrift des Piedestals besteht aus folgenden vier Zeilen:

*) Diese lag südlich der russischen Fortereſſe, welche gleichfalls Phanagoria genannt wird.

ΚΟΜΟΣΑΡΥΗΓΟΡΓΙΠΠΟΥΘΥΓΑΤΗΡΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΓ. ΝΗΕΥΞΑΜΕΝΗ

ΑΝΕΘΗΚΕΙΣΧΥΡΩΙΘΕΙΩΙΣΑΝΕΡΓΕΙΚΑΙΑΣΤΑΡΑΙΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ

ΒΟΣΠΟΡΟΥΚΑΘΕΥΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΔΕΥΟΝΤΟΣ . . . . ΩΝΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑ

ΚΑΙΘΑΤΕΩΝ

d. h. nach einigen nöthigen Ausfüllungen und Verbesserungen:

Κομοσαρυη, Γοργίππου θυγάτηρ, Παιρισάδους γυνὴ, εὐξαμένη ἀνέθηκε ἰσχυροῖς θειοῖς Ἀνέργει καὶ Ἀστάρα, ἄρχοντος Παιρισάδους Βοσπόρου καὶ Θευδοσίης, καὶ βασιλεύοντος Σύνδων καὶ Μαιτῶν πάντων καὶ θατέρων.

Hier eine lateinische Uebersetzung:

Comosarya, Gorgippi filia et Paerisadis conjux, ex voto posuit potentissimis Diis Anergi et Astarae, cum Paerisades Bosporo praeesset et Theudosiae essetque rex Sindorum, omnium Maeotarum, aliorumque populorum.

I. Die Geschichte erwähnt der Comosarye nicht und ihr Nahme ist sogar gänzlich unbekannt. Das Denkmal belehrt uns aber, daß sie Gorgippus Tochter und Gemahlinn des Pärisades war. Letzterer war, wie ich unten beweisen werde, Pärisades mit dem Beynahmen der Erste, um ihn von einem andern desselben Nahmens zu unterscheiden, der auch Herr des Bosporus war. Pärisades war der Sohn des Leucon und folgte seinem Bruder Spartocus III., der fünf Jahre regiert hatte, Ol. 107, 4. vor Chr. J. 349, in der Regierung nach. Er regierte bis zu Ol. 117, 2. vor Chr. 311., in Allem 38 Jahr*). De Boze hat viel Licht über

*) Diodor 16, 52 p. 123, der ihn zum König von

die Geschichte des Bosporus in einer Abh. verbreitet, welche er in die Mémoires de l' Acad. des Inscr. et belles Lettres hat einrücken lassen. Er zeigt augenscheinlich daselbst, daß es Pärisades I. ist, auf den sich eine Stelle des Redner Dinarchus bezieht, in welcher Demosthenes darüber getadelt wird, daß er dem Pärisades, Satyrus und Gorgippus bronzene Bildsäulen auf dem öffentlichen Platz zu Athen habe errichten lassen*). Es ist kein Zweifel, daß der Tyrann Pärisades des Diodor und der des Dinarchus der nämliche sey, und die Erwähnung des Tyrannen Gorgippus bey letzterm wird für unsere Inschrift sehr merkwürdig und wird uns weiter unten Anlaß zu Bemerkungen geben.

Wesseling**), welcher Boze'n widerspricht, ist selbst in einen großen Irrthum gefallen, indem er behauptet, die von Dinarchus genannten Pärisades, Satyrus und Gorgippus seyen Tyrannen von Thracien gewesen. Er gründet sich auf eine Stelle des Demosthenes, der von drey Tyrannen Thraciens spricht, die er Chersobleptes, Pärisades

Pontus in der weitläuftigen Bedeutung macht, nach welcher es die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres begreift. Bestimmter nennt ihn derselbe Diodor 20, 30 p. 421 König des Cimerischen Bosporus.

*) Contra Demosth. p. 34. Reisk.

**) ad Diod. 16, 52 p. 123 n. 78.

und Amadocus nennt*). Aber wenn man Demosthenes Stelle mit der des Dinarchus vergleicht, springt Wesselings Irrthum in die Augen, und es bleibt unbestreitbar, daß Pärisades, Satyrus und Gorgippus Tyrannen des Bosporus waren. Chersobleptes, Pärisades und Amadocus theilten Thracien unter sich Ol. 106, 4, und Pärisades, Tyrann des Bosporus, folgte seinem Bruder Spartocus Ol. 107, 4. Es wäre daher höchst unwahrscheinlich, daß, außer den vom Demosthenes genannten Tyrannen, die andern vom Dinarchus genannten, sich, vier Jahre nach der ersten Theilung, ebenfalls einige Theile Thraciens hätten zueignen können. Eben so unwahrscheinlich ist es anzunehmen, daß, vier Jahre nach der Theilung zwischen Chersobleptes, Pärisades und Amadocus, diese drey Fürsten von denen ersetzt worden seyn sollten, die uns Dinarchus angiebt. Aber Wesselings Meynung wird noch weniger annehmlich scheinen, wenn man erwägt, daß Pärisades, einer von den Tyrannen Thraciens, sehr bald nach jener Theilung Thraciens starb. Wenn Pärisades, der Tyrann von Bosporus, seinem Bruder Ol. 107, 4 folgte, und wenn man, wie es sehr wahrscheinlich ist, annimmt, daß die Athenienser nicht gerade im ersten Jahre seiner Regierung ihm, so wie dem Satyrus und Gorgippus, eine Bildsäule errichtet haben werden, so wird man mit

*) adv. Aristocrat. p. 430 B. Wolf.

Zuverlässigkeit schließen, daß Pärisades von Thracien wenigstens vier oder fünf Jahre todt gewesen seyn muß, als die Athenienser dieses Denkmal errichteten. Mithin vereinigt sich alles zu beweisen, daß es drey Fürsten des Bosporus waren, von denen Dinarchus spricht. Welche Bewegungsgründe hätten überdem den Demosthenes antreiben können, zu Ehren eines vor vier bis fünf Jahren verstorbenen Fürsten eine Bildsäule von den Atheniensern auf ihrem öffentlichen Platz errichten zu lassen; wogegen sich seine Anhänglichkeit für den Pärisades, Satyrus und Gorgippus auf die starken Pensionen gründete, die er von ihnen erhielt. Nimmt man noch den großen Kornhandel hinzu, den die Stadt Athen mit dem Bosporus unterhielt, so sieht man, daß sich alles vereinigt, uns zu überzeugen, daß Dinarchus die drey Fürsten des Bosporus im Auge hatte.

In der Inschrift der Comosarye ist der Nahme ihres Gemahls geschrieben ΠΑΙΡΙΣΑΔΗΣ. Eben so auf einer Münze dieses Fürsten, im Kabinet von Frankreich *). Man muß daher, nach diesen ächten Denkmälern, die Texte des Diodor **), Polyän ***), Demosthenes ****) und Dinarchus *****)

*) Boze Mém. des Inscr. T. 6 p. 530. Cary Hist. des Rois de Thrace et du Bosp. Cimm. pl. 1 f. 1.

**) 16, 52 p. 123.

***) Strateg. 7, 16 T. 1 p. 639 Maasvic.

****) p. 430 B.

*****) p. 34.

ändern, wo dieser Nahme Παρυσάδης, Παρισάδης und Βηρισάδης, geschrieben ist, unstreitig durch Nachlässigkeit der alten Abschreiber*).

Boze und Eckhel**) glaubten auf der goldnen Münze, die ich angeführt habe, den Nahmen des Königs geschrieben zu sehen Παιρισαδου. Aber da die Buchstaben, welche den Namen ausmachen, zu nahe am Rand stehen***), so war vielleicht kein Platz da für das Σ finale, das man auf der Inschrift der Comosarye im Genitiv dieses Nahmens findet. Vielleicht wird man einwerfen, daß, da die Münze, von der wir reden, in Panticapäum geschlagen ist, wie ihr Monogramm zeigt, der Nahme des Königs, aus diesem Grund, um desto ächter hat erhalten werden können. Aber dagegen spricht laut für das Σ am Ende die Inschrift der Comosarye und die unter der Regierung desselben

*) Wesseling hält Παρισάδης für den wahren Nahmen des Königs. Aber dieß wird vollkommen durch die angeführte Münze und durch die Inschrift der Comosarye sowohl als eine unten anzuführende des Mestorippus widerlegt. Er irrt sich auch darin, daß er Παιρισάδης und Βηρισάδης für zwey verschiedene Nahmen hält, da der letztere doch nur entweder einem Schreibfehler sein Daseyn verdankt oder auch der fehlerhaften Aussprache, nach welcher man bisweilen Π mit B, AI mit H verwechselte.

**) Doctr. num. P. 1, V. 2, p. 361.

***) Mionnet Catal. d' une collect. d' Empr. N. 752 p. 38.

Pärisades verfertigte des Mestorippus. Indeß darf ich nicht verschweigen, daß der Genitiv, wie ihn Boze und Eckhel auf der Münze lasen und wie er sich auch beym Strabo und Diodor*) findet, ebenfalls auf einer Inschrift vorkommt, die jünger als die unsrigen ist, und die ich nahe bey der griechischen Kirche von Kertch gefunden habe. Hier ist sie in ihrer itzigen Verstümmlung:

ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΠΑΡΤΟΚΟΥ
ΛΕΩΣΤΡΑΤΟΣ . ΠΕΡΤΟΥΑΔΕΛΦ.
. . . . . . ΙΤΟΣ . . . . Τ . . . . . . ΡΙΛ . . . .

d. h. Unter der Regierung des Pärisades, Sohnes des Spartocus, errichtet von Leostratus über dem Grabe seines Bruders u. s. w.

Der Pärisades, dessen diese Inschrift denkt, kann nicht Pärisades I. seyn, welcher ein Sohn des Leucon war, sondern es ist vielleicht der Sohn und Nachfolger von Spartocus IV, welcher Ol. 122, 4. König des Bosporus wurde und zwanzig Jahre regiert hat; oder vielleicht war es einer der Könige des Bosporus, welche in dem Zwischenraum von 170 Jahren regiert haben, die zwischen der Regierung Spartocus IV. und der Pärisades des II., der seine Staaten Mithradates dem Großen abtrat, verflossen sind.

*) Diod. 20, 22 p. 421. Strabo 7, p. 477. Indeß scheint der Letztre 17 p. 1132 denselben Nahmen wieder anders declinirt zu haben.

Wenn der Pärisades der Inschrift des Leostratus nicht Pärisades II. ist, so ist es schwer zu entscheiden, welcher Epoche diese Inschrift angehört. Nach der Aehnlichkeit der Schrift, vorzüglich der Buchstaben Π, Ο und Ω mit den zur Zeit Philipps und Alexanders üblichen Schriftzügen, scheint es, man könne diese Inschrift auf einen Fürsten deuten, der kurz nach Pärisades I. lebte und der der Sohn Spartocus des IV. seyn könnte. Man kann, zur Unterstützung dieser Meynung, bemerken, daß die Inschriften des Tiberius Julius Sauromates, welcher König des Bosporus kurze Zeit nach dem Pärisades war, der seine Staaten an den Mithradates abtrat, weit entfernt von der Schönheit und Zartheit der Charaktere sind, wovon man zu den Zeiten Philippus und Alexanders Gebrauch machte. Zwar könnte man dagegen anführen, daß die griechischen Schriftzüge nach Spartocus IV. allmählig verunstaltet wurden und bis zu dem Grade, daß sie zur Zeit Augustus nichts mehr von ihrer ursprünglichen Schönheit hatten, woraus man schließen könnte, daß die Inschrift des Leostratus den Zeiten Pärisades des II. nicht angehören könnten, welche zu nahe an die von Sauromates I. gränzten. Aber diese Ideen werden durch die Bemerkung geschwächt, daß die Buchstaben Ο und Ω auf den Münzen des Mithradates, Pharnaces und Asander völlig dieselbe Gestalt haben, als diejenigen, deren man sich zur Zeit Alexander des Großen bediente, und daß

überdem die Nachbarschaft des Pontus den Bewohnern des Bosporus Gelegenheit gegeben haben kann, dieselben Schriftzüge zu brauchen. Wer weiß übrigens, ob nicht Sauromates, der, um dem Tiberius den Hof zu machen, die Vornahmen Tiberius Julius annahm, durch eine Folge dieses Strebens zu schmeicheln, auch die Schriftzüge annahm, deren man sich damals in Rom bediente?

Aus allem Angeführten ergiebt sich, daß wir nichts Entscheidendes über die Zeit sagen können, in welcher die Inschrift des Leostratus verfertigt worden. Die Form der Schriftzüge kann nicht immer als Beweis für das Alter der Inschriften angesehen werden, und die aus der Paläographie gezogenen Inductionen können nur mit der äußersten Vorsicht zugelassen werden, weil man oft zu derselben Zeit und in demselben Land verschiedene Schriftzüge gebraucht hat. So hat z. B. auf der angeführten goldnen Münze, welche ohne allen Zweifel Pärisades dem I. angehört, das Π eine neuere Gestalt, als man es dort erwarten sollte, die zwey perpendiculären Linien desselben haben einerley Höhe, während auf den Münzen des Mithradates und Asander die eine dieser beyden perpendiculären Linien des Π kürzer als die andere ist, und dieser Buchstabe seine alte Gestalt auf ihnen behauptet, obgleich diese letztern Münzen beynahe 200 Jahre nach der des Pärisades geprägt sind. Auf dieser letztern Münze haben

die Buchstaben Π, B, Σ eine viel neuere Gestalt als diejenige, die man ihnen auf der Inschrift der Comosarye gegeben hat, auf welcher die Buchstaben O und Θ die nämliche Höhe wie die andern Buchstaben haben, und auch die alte Gestalt beybehalten. Die Inschrift des Mestorippus hingegen, welche, wie die der Comosarye, unter der Regierung Pärisades des I. gemacht ist, stellt uns die Buchstaben O und Ω in ganz verschiednen und sehr kleinen Schriftzügen dar, nach dem im Zeitalter von Philippus und Alexander herrschenden Gebrauche. Auf den Münzen des Mithradates hat das Ω dieselbe Höhe wie die andern Buchstaben. Auf den Münzen des Asander hingegen, welche später als die angeführte Epoche sind, ist dieser Buchstabe sehr klein. Das Θ hat bisweilen auf den Münzen des Mithradates dieselbe Höhe als die andern Buchstaben und bisweilen ist es sehr klein, ja manchmal so klein, daß es mehr einem Punkt als einem Buchstaben gleicht.

Diese Bemerkungen zeigen, wie vorsichtig man in Bestimmung des Alters der Inschriften nach der Gestalt der Schriftzüge seyn muß.

Da wir hier die Frage untersucht haben, ob nicht der Pärisades in der Inschrift des Leostratus der Sohn von Spartocus IV. sey, so will ich eine Inschrift aus der Zeit des letztern mittheilen, die ich im Garten der Kirche zu Taman gesehen habe,

und welche auf die marmorne Basis einer Bildsäule der Venus eingegraben ist:

. . . . . ΔΙΜΟΥΘΥΓΑΤΗΡΣ . . Ρ . . ΚΟΥ
ΔΕΓΥΝΗΑΝΕ . . . . . ΡΟΔΙΤΗΙΕΥΞΑΜΕ
ΝΗΑΡΧΟΝΤΟΣ ΣΠΑΡΤΟΚΟΥΤΟΥΕΥΜ
. . . . ΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ

Die Lücke des Anfangs abgerechnet, die sich nicht ausfüllen läßt, wenn man nicht etwa die Abstammung der Gemahlinn des Spartocus aus andern Denkmälern noch kennen lernt, läßt sich das Uebrige also ergänzen: . . . . *διμου θυγάτηρ, Σπαρτόκου δὲ γυνὴ, ἀνέθηκε Ἀφροδίτῃ εὐξαμένη, ἄρχοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου καὶ βασιλεύοντος.* „Die Tochter des . . . dimus und Gemahlinn des Spartocus, hat zu Folge eines Gelübdes diese Bildsäule errichtet, als Spartocus, Eumelus Sohn, Archon und König war.“

Wir haben aus der oben angeführten Münze die wahre Schreibart des Nahmens Pärisades bey den Griechen gesehen, welche auch von drey alten Inschriften bestätigt wird; die bey dieser Gelegenheit angeführten Inschriften des Spartocus lehren uns auf gleiche Weise, daß der Nahme dieses Königs des Bosporus nicht, wie Diodor*) schreibt, Spartacus, sondern Spartocus, ist. Dieser Nahme findet sich eben so auf einer Inschrift geschrieben, welche vor kurzem in dem Recueil de

*) 20, 22 p. 421.

quelques Antiquités trouvées sur les bords de la mer noire. Berlin, Schüppel 1803. bekannt gemacht worden. Diese Inschrift, welche an dem Piedestal einer zu Taman nicht mehr vorhandnen Bildsäule gefunden worden, ist so nachlässig copirt, daß es nicht möglich ist, den Sinn der ersten Zeile zu errathen. Die zweyte ist also geschrieben: ΑΝΕΘΗΚΕΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΠΑΕΤΟ ΚΟΥΤΟΥΕΥΜΕΝΟΥ, wofür gelesen werden muß: ἀνέθηκε βασιλεύοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου.

Die vorhin angeführte Inschrift der Gemahlinn des Spartocus ist, wie schon angegeben worden, von dem Piedestal einer Bildsäule der Venus genommen, einer bey den Völkerschaften des Bosporus in großem Ansehen stehenden Göttinn, wie dieses mehrere Stellen der alten Schriftsteller, die autonomischen Münzen der Städte des Bosporus und die Inschriften zeigen, in denen man dieser Gottheit Erwähnung gethan hat. Ich will hier noch zwey Inschriften über diesen Gegenstand anführen. Die erstere steht auf einem marmornen Piedestal und hat ehemals zu einer Statue der Venus gehört. Da sich das Piedestal nicht mehr in Taman befindet, so gebe ich die Inschrift so, wie sie in dem angeführten Werke steht:

ΑΡΙΣΤΙΩΝΑΡΙΣ

ΤΟΦΩΝΤΟΣΑΦΡΟΔΙΤΗΙ

„Aristion, Aristophons Sohn, weiht dieses der

Aphrodite." Noch merkwürdiger ist die andre Inschrift, wiewohl sie am Anfang und am Schlusse der Zeilen sehr verstümmelt ist. Hier ist sie, wie ich sie im Garten der Kirche von Taman abgeschrieben habe:

ΛΕΥΣΣΑΥΡΟΜΑ
ΑΡΧΙΕΡΕΥΣΤΩΝΣΕΡαπιΔ
ΠΕΡΙΝΑΙΟΥΣΣΤΟΑ . . . ΩΜ
ΘΕΡΙΜΕΝΑΣΕΚΘΕμελΙΟΝΔΙΕΓΕΙΡΑΣ. . .
ΔΕΙΤΗΙΑΠΑΤΟΥΡΙΑΔΙΚΑΘΕΙΕΡΩΣΕΤ.
. . . . . . ΤΟΥΕΠΙΤΩΝΙΕΡΩΝ . ΕΝΤΩ . Β

Man sieht, daß von einem der Venus Apaturias geweihten Tempel die Rede ist, welchen der König Sauromates*) wieder hatte aufrichten lassen: ἐκ θεμελίων διεγείρας Ἀφροδίτῃ Ἀπατουριάδι καθιέρωσε. Wenn man in die Bay von Corocondama einläuft, sagt Strabo**), liegt zur Linken der Tempel der Venus, Apaturum genannt, von einem listigen Streich (ἀπάτη), den die Göttinn ausgeführt. In der Nachbarschaft stand in der Stadt Phanagoria, nach Strabo***), ein andrer Tempel der Venus, Ἀφροδίτης τῆς Ἀπατούρου,

*) Der Anfang der Inschrift mag also gewesen seyn: Βασιλεὺς Σαυρομάτης, ἀρχιερεὺς τῶν Σεράπιδος περὶ ναοὺς, στοὰν etc.

Anm. d. Ueb.

**) 11 p. 757. A.

***) l. c. und Stephan. v. Ἀπάτουρον.

wenn nicht etwa nach unsrer Inschrift zu lesen ist: τῆς Ἀπατουριάδος.

Der Nahme der Gattinn des Spartocus bleibt uns unbekannt, weil, wie schon oben gesagt worden, der Anfang jenes Marmors verstümmelt ist. Einen ähnlichen Verlust beklagte ich, als ich im Garten der Kirche von Taman eine Inschrift copirte, die sich auf einem marmornen Piedestal befand, welches ehemals zu einer Bildsäule gehört hat. Den Nahmen der Fürstinn, die das Denkmal hat errichten lassen, abgerechnet, ist es gut genug erhalten, und einige Lücken darin sind leicht auszufüllen:

ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡΑΚΑΙΣΑΡΑΕ . ΟΥΥΙΟ
ΣΕΒΑΣΤ . . . . ΝΠΑΣΗΣΓΗΣΚΑΙ . .
. . . ΘΑΛΑΣΣΗΣΑ . . ΟΝΤΑ
ΤΟΝΕΑΥΤΗΣΟΤΗΡ . . . . ΕΤΗ .
ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΔΥΙ . .

d. h. Ἀυτοκράτορα Καίσαρα Ἐλούιον Σέβαστον τὸν πάσης γῆς καὶ πάσης θαλάσσης Ἄρχοντα τὸν ἑαυτῆς σωτῆρα καὶ εὐεργέτην ἡ βασίλισσα Δυι—. „Dem erhabnen Alleinherrscher, Cäsar, Helvius, dem Regenten der ganzen Erde und des ganzen Meeres, ihrem Retter und Wohlthäter, setzt dieses die Königinn Dy(rgatao).“

Die Inschrift redet vom Kaiser Helvius Pertinax, und das Piedestal trug also ehmals seine Bildsäule. Die Regierung des Pertinax fällt in die zweyte Hälfte des J. 489. der Zeitrechnung des Bosporus, d. h. in den Anfang des 946 J. nach

Erb. Roms, 193 J. nach Chr. Wenn daher die Fürstinn, welche dem Helvius Pertinax eine Bildsäule errichten ließ, Königinn des Bosporus war, so muß es die Gemahlinn Sauromates des III. gewesen seyn. Aber da nicht abzusehen ist, warum diese bey Lebzeiten ihres Gemahls der Hülfe des Helvius bedurft haben sollte, so kommt es mir viel wahrscheinlicher vor, daß die Fürstinn, deren Nahme vielleicht Dyrgatao war und die diese Inschrift eingraben ließ, die Gemahlinn oder Witwe eines benachbarten Königs des Bosporus war, oder vielleicht die Königinn der Sinden oder der Mäoten, wie die Tirgatao, von welcher Polyän spricht *). Noch lieber möchte ich annehmen, daß es die Selbstbeherrscherin eines kleinen Staats gewesen, welcher Pertinax seinen Schutz gegen Feinde, welche ihr die Krone streitig gemacht, geliehen hätte. Die Inschrift drückt eine so lebhafte und so vollkommne Erkenntlichkeit aus, daß man ihr nicht wohl einen weniger erheblichen Bewegungsgrund leihen kann. Uebrigens ist es glaublich, daß das Denkmal, welches die Erkenntlichkeit dieser Königinn für ihren Wohlthäter auf die Nachwelt zu bringen bestimmt war, noch nicht vollendet seyn mochte, als Pertinax, der nur 87 Tage regierte, starb.

Aber kommen wir auf die Inschrift der Comosarye zurück. Die Schriftzüge derselben sind klein

*) Strateg. 8, 55 p. 808.

und mager. Das Σ, Θ und Π hat viel von der ältesten Gestalt und beweist, daß diese Inschrift bis zur Zeit Pärisades I. hinaufsteigt. Das B vorzüglich hat eine sehr antike Gestalt, die sich auf keiner der von mir in Taman gesammelten Inschriften befindet. Auf der Inschrift des Mestorippus nähern sich diese Schriftzüge vielmehr der im Zeitalter des Philippus gebräuchlichen Schrift. Ich glaube, daß diese Inschrift auch in die Zeit Pärisades I. gehört. Aber die Regierung desselben dauerte 30 Jahre, und die Inschrift des Mestorippus muß dem Ende, die der Comosarye aber dem Anfang dieser Periode angehören*). Unstreitig haben die Buchstaben Θ, O und Ω auf der Inschrift der Comosarye nicht die Form der Buchstaben, die man auf den Münzen von Philipp und Alexander dem Großen, den Zeitgenossen Pärisades des I. sieht, oder auf der Inschrift des Mestorippus; aber eben dieß beweist das

*) Ich muß hier bemerken, daß in dem Nouveau Traité de Diplomatique die Tafel X des ersten Bandes, auf welcher die Herausgeber die ältesten Schriftzüge des griechischen Alphabets vorgestellt zu haben versichern, sehr mangelhaft ist. Sie citiren die numismatischen Werke, deren sie sich bedient haben, die aber sehr wenig genau sind, und, in dieser Hinsicht, einen weit geringern Werth haben als diejenigen, welche seitdem erschienen sind. Statt diese Bücher zu copiren, hätten sie die griechischen Buchstaben nach den Original-Münzen, Vasen und Scarabäen vorstellen sollen.

Alter der Inschrift der Comosarye, und kann die Zeit bestimmen, wo sie gemacht wurde. Die Münzen der Vorgänger des Philippus, Königs von Macedonien und Vaters von Alexander dem Großen, so wie alle Denkmäler dieses Zeitalters, zeigen, daß man erst zu Philippus Zeit anfing den Buchstaben Θ, O, Ω diese kleinere und niedrigere Gestalt als die der andern Buchstaben des Alphabets zu geben. Diese so verkürzten Buchstaben finden sich weder auf einer Münze noch auf einem andern Denkmal vor Philipp von Macedonien; ich bin daher überzeugt, daß es die Regierung dieses Fürsten war, unter welcher man angefangen hat, diese Formen schön und angenehm zu finden. Der Gebrauch derselben führte sich ein, und erhielt sich während mehrerer Jahrhunderte. Und da es natürlich ist, daß diese Mode in der Schönschreibung sich nicht gleich zu Anfang vom Hofe der Könige von Macedonien aus bis in den Bosporus von Asien wird verbreitet haben, so erklärt uns dieses, wie die Buchstaben der Inschrift der Tochter des Gorgippus die alte Gestalt haben erhalten müssen: denn die Inschrift wurde zu Anfang der Regierung Pärisades I. verfertigt. Da die goldne Münze dieses Fürsten, welche ich angeführt habe, eine Copie der des Lysimachus ist, wie es eben sowohl aus dem Revers als aus den Schriftzügen erscheint, so kann man daraus schließen, daß sie in den letzten Jahren des Pärisades geschlagen worden; eine Epoche, wel-

che man ebenfalls der Inschrift des Mestorippns anweisen muß. Wäre die Inschrift der Comosarye während der 170 Jahre geprägt worden, welche zwischen der Regierung Spartocus IV. und der Pärisades II. oder auch während der Regierung des letztern verflossen, so ist gewiß, daß man den Buchstaben Θ, O, Ω die neue Gestalt würde gegeben haben, ähnlich derjenigen, die ich auf den Inschriften Spartocus IV. gefunden habe, und die man auch auf den Münzen Mithradates des Großen sieht, deren Reverse und Buchstaben nur Wiederholungen der Alexanders von Macedonien sind.

Comosarye nennt sich in ihrer Inschrift die Tochter des Gorgippus; dieß ist der Gorgippus, welchem die Athenienser eine Bildsäule neben den des Pärisades und Satyrus errichteten. Die alten Schriftsteller sagen uns nicht, welches die Staaten dieses Gorgippus gewesen sind; wir wissen nur, daß sie nicht weit von dem Königreich des Bosporus lagen *). Aber es hat viel Wahrscheinlichkeit, daß er König der Sinder war, daß Gorgippia sein Reichssitz war **), und daß er seinen Namen dieser

*) Ich weiß nicht, worauf sich Eckhel Doctr. num. V. 1 P. 2 p. 339 stützt, um anzunehmen, daß Satyrus der Tyrann von Heraklea gewesen.

**) Ich habe im Bosporus zwey Münzen der Stadt Gorgippia gefunden, die eine von Silber, von welchem Metall man noch keine von Gorgippia hatte. Der Avers ein schöner Apollokopf mit Lorbeer bekränzt,

Stadt gab, weil er der Erbauer derselben war*).

der Revers ein Rehkopf mit einem Thyrsus. Die Legende ΓΟΡΓΙΠΠΕΩΝ. Die zweyte ist von Bronze, der Avers wie bey der vorigen, der Revers das Vordertheil eines Schiffs, Sinnbild einer Seestadt; die Legende wie bey der vorigen.

(Eckhel P. I V. 2 p. 339. kennt nur zwey Bronzen dieser Stadt mit gleicher Inschrift wie die im Bosporus gefundnen; auf der einen Seite der Kopf des Apollo, auf der andern ein Dreyfuß zwischen zwey Monogrammen. Anm. des Uebersetzers.)

*) Der Nahme Gorgippus scheint wie der des Spartocus und Pärisades sehr gewöhnlich im Bosporus gewesen zu seyn. Unter den in Griechenland gebräuchlichen Eigennahmen findet man überhaupt mehrere, die mit Hippos, das Pferd, zusammengesetzt sind. Diese Nahmen entstanden im heroischen oder frühesten Zeitalter Griechenlands. Hier einige Beyspiele: Hippias, Hippeus, Hippasos, Hippotes, Hippoteus, Hippocrates, Hippocrate, Hippodamus, Hippodamas, Hippodamia, Hipparchus, Hippomedon, Hippomedusa, Hipponome, Hippodromus, Hippaimus, Hippostratus, Hippozygus, Hippomenes, Hippothous, Hippothoe, Hipponous, Hipponoe, Hippalcimus, Hippodice, Hippocoon, Hippolytus, Hippolyte, Hippoleon, Hippocorystes, Hipparinus (Inscr. Anapiens. ined.), Leucippus, Leucippe, Xanthippus, Xanthippe, Glaucippe, Cyanippe, Chrysippus, Chrysippe, Melanippus, Melanippe (Inscr. Amycl. l. 20), Philippus, Erasippus, Phidippus, Mestorippus (Inscr. Bospor.), Cydippe, Euippus, Callippus, Charippus, Aristippus, Panthippus (d' Hancarv. Ant. Vol. I pl. 1.), Telesippe, Threpsippus, Anthippus, Al-

Dieß ist vielleicht der nämliche Gorgippus, Sohn des Tyrannen, der auch Satyrus genannt wird, welchem es, nach Polyän, endlich gelang, die Wuth der Königinn Tirgatao zu besänftigen, welche, während der Regierung seines Vaters, viele Verheerungen in seinen Staaten angerichtet hatte. Zwar nennt Polyän Gorgippus Vater König des Bosporus, aber er faßte unter diesem Nahmen alle angränzende Staaten zusammen, so wie Diodor unter dem allgemeinen Namen Pontus fast alle Staaten Asiens begreift, die am schwarzen Meere liegen.

II. Der Steinhauer der Inschrift der Comosarye hat ΙΣΧΥΡΩΙ statt ἰσχυροῖς und ΘΕΙΩΙΣ statt θειοῖς geschrieben, welches leztre jonisch ist für θεοῖς*).

III. Die bis jezt noch unbekannten und auf keinem andern Denkmal vorkommenden Gottheiten Anerges und Astara muß man in der morgenländischen Mythologie aufsuchen. Es sind Syrochaldäische Gottheiten, deren Nahmen griechische Formen am Hofe des Bosporus angenommen hat-

cippe, Nicippe, Clinippe, Clitippe, Hermippus, Agrippas, Pyrippe, Menalippus, Menalippe, Dioxippe, Menippus, Agelippus (Chandler Inscr. gr. 22, 20), Ctesippus, Zeuxippus, Lysippus, Thersippus, Plexippus.

*) Gregor. Corinth. de dial. c. 8 p. 178.

ten, wo die Sprache und Sitten Griechenlands in großer Achtung standen.

Ich glaube, daß der Nahme Anerges von Nergel oder Nergal herkommt, einer Gottheit, deren Verehrung in den Büchern der Könige angedeutet wird*). Dieses Wort soll, seiner Ableitung nach, Quelle des Feuers und des Lichts heißen**), also die Sonne, welche bey den Ammonitern Moloch und Melchom, bey den Aegyptiern Remphah hieß***). Die Chaldäer hatten ihren Cultus den Persern mitgetheilt****). Man findet bey den Letztern, unter dem Symbol des Feuers, diese Anbetung der Sonne, die älteste von allen†), und welche bey den Chaldäern seit den frühesten Zeiten eingeführt war††). Daher das heilige Feuer auf den Pyreia genannten Altären, welche auf den höchsten Bergen standen. Salmanazar versetzte, nach der Einnahme von Samarien, die Israeliten nach

*) B. 4, C. 17 V. 30.

**) Selden. de diis Syr. 2, 8 p. 244. Calmet Comm. sur l'anc. et N. T. T. 2 p. 897 ed. Par. 1726 fol.

***) Iablonsk. Panth. Aeg. prol. p. 50.

****) Agath. de imp. et reb. Iustin. L. 2 p. 63 B. Paris.

†) Plato Cratyl. p. 258 Bip.

††) Selden. 2, 8 p. 244—6.

Persien und Medien, und ließ die Cuthäer, die alten Bewohner eines Strichs Landes von Persien*), in das eroberte Land einwandern. Diese brachten ihre religiösen Gebräuche und ihre Gottheiten mit sich**), unter welchen sich Nergel oder das heilige Feuer von Persien befand***), und seit dieser Zeit finden wir Erwähnung derselben in der heiligen Schrift. Dieser Cultus wurde von den Sindi angenommen, welche im Süden des Bosporus wohnen, und der Nahme Nergel wurde nun in Anerges verwandelt. Unter dem letztern Nahmen wurde diese Gottheit, wie unsre Inschrift lehrt, im Bosporus bey den Sinden und den Mäoten angebetet. Die Veränderung von Nergel in Anerges darf uns nicht mehr befremden, als wenn wir sehen, daß aus Bel geworden ist Abelio****), Belenus†), Belinus††), Bilienus†††) und

*) Bücher der Könige 4, 17, 24. Ioseph. Antt. Iud. 9, 14 p. 506 Haverc.

**) Ioseph. p. 507.

***) Ambros. in 1 ad Cor. 10, 20. Cf. Calmet. l. c. T. 8 p. 230 not. c. Grot. Crit. Sacr. T. 7 p. 1098.

****) Gruter. Inscr. p. XXXVII, tit. 4. 5. 6. Cf. Reines. Syntagm. Inscr. p. LI.

†) Gruter. l. c. tit. 11. 12. 15. 17. p. 37 t. 1. 2. 3. Reines. l. c. tit. 39. 51. 52. Fabrett. Inscr. p. 325 D. Muratori Thes. Inscr. p. MCMLXXXVII t. 7.

Belatucadrus††††); daß Aghol-Baal ist verwandelt worden in Alagabalus*), Elagabalus**), Aglibolus***) und Heliogabalus****); Addirdaga in Atergatis†), Atargatis††), Adargatis†††), Argatis††††) und Athara*); Beth-Samaim in Belisama**), und endlich Moloch in Malachbe.

††) Grut. p. 36 t. 13. 14. Murator. p. 24 t. 2. 3. p. 1022 t. 6. p. 1979 t. 6.

†††) Reines. p. 98 t. 51.

††††) Spon Misc. cr. ant. s. 3 n. 89. Grut. p. 87 t. 1. 2.

*) Grut. p. 32 t. 12. Cf. Salm. Vopisc. Aur. p. 479.

**) Spanh. U. et Pr. N. T. 1, p. 129.

***) Spon S. 1. Art. 1. Grut. p. 86 t. 8.

****) Herodia. 5, 3. Vopisc. Aur. c. 25 p. 478 et Salmas. ad h. l.

†) Athenae. 8, 8 p. 346. Strab. 16 p. 1132, A.

††) Plin. H. N. 5, 19 p. 390 Franz. Isidor. 5 p. 37.

†††) Schol. Arat. Phaen.

††††) Tertull. ad nativ. 2, 8.

*) Strab. l. c. Xanth. ap. Hesych. v. Ἀτταγάθη.

**) Bochart de Phoenic. col. 1, 42. Grut. p. 1067 t. 2. Murator. t. 13. Cf. Selden. p. 171.

los*). Die Eigennahmen der Könige von Persien haben in Griechenland dieselben Verwandlungen erlitten: man hat Darius aus Dariekes oder Dariaves und Pärisades aus Pharziris**) gemacht. Offenbar sind auch die Nahmen der beyden Fürstinnen des Bosporus, Tirgatao***) und Comosarye morgenländisch, und der letztere hat noch weniger Abänderungen erfahren als viele von diesen Gottheiten, deren wir eben erwähnt haben.

Astara, die auf der Inschrift neben dem Gott Anerges steht, ist die Astharoth, eine Gottheit der Chaldäer und Phönicier: es ist die Alilath der Araber, die Isis der Aegyptier, die syrische Göttinn †), Atergatis, Astarte, Selene ††) oder die Luna der Griechen. Es ist dieselbe, welche Xanthus †††) und Strabo ††††) Athara oder Athare ge-

*) Grut. p. 86 t. 8. Iablonsk. prol. p. 50.

**) Strab. l. c.

***) Polyaen. Strat. 8, 55 p. 308.

†) Scalig. ad Varr. L. L. 1. Tertull. Apolog. c. 24.

††) Lucia. dea Syr. 4 p. 87 Bip. Cf. Beyer in Selden. 2, 2 p. 286.

†††) Hesych. Ἀτταγάθη. Durch eine Versetzung der Buchstaben heißt sie, bey Justin 36, 2 Athare. Saumaise in Solin. p. 405 irrt sich, wenn er glaubt, die Athara sey eine von der Atergatis verschiedene Gottheit.

††††) l. c.

nannt haben. Harduius glückliche Conjectur*), die wahre Lesart im Strabo möchte Asthara seyn, wird von unsrer Inschrift, wo die Göttinn Astara heißt, unterstützt**).

Comosarye weihte also den größten Gottheiten des Morgenlandes, der Sonne und dem Monde, dieses Denkmal, und sie ließ ihnen die Gestalt und das Costum der griechischen Gottheiten geben. Obgleich die Commentatoren des Jeremias***) versichern, daß die Sonne nur von den Männern, der Mond von den Frauen angerufen worden; so wurde dieses doch gewiß bey mehreren Nationen nicht genau beobachtet. Beyde Gottheiten waren unzertrennlich. Lunens Haine waren stets in Verbindung mit den Tempeln des Sonnengottes; und während man dem Baal blutige, sogar Menschen-Opfer schlachtete, brachte man der Astarte Brod, Flüssigkeiten, Rauchwerk dar, und man überließ sich ihr zu Ehren allen Arten von Ausschweifun-

*) ad Plin. 5, 9 p. 390.

**) Auffallend ist die Aehnlichkeit des Nahmens der syrischen Mondgöttinn Astara oder Astharoth, welche die Griechen Venus Urania nannten, mit der Venus der alten Sachsen Eostra und der Astargydia der ältern Schweden. Ueber Sonne und Mond auf Münzen des Pontus vergl. Eckhel P. I V. 2 p. 363 f. Anm. d. Ueb.

***) zu 7, 18. 44, 17—19. Frischmuth de Melech. Coeli c. I. 4.

gen in eigends dazu errichteten Zelten oder in Grotten*).

Vielleicht wäre es keine zu gewagte Vermuthung, wenn man glaubte, Comosarye habe der Sonne und dem Mond dieses Denkmal geweiht, um sich eine fruchtbare Ehe von ihnen zu erflehen, oder ihnen für diese empfangene Wohlthat zu danken. Zu allen Zeiten wurden Sonne und Mond bey allen Völkern als die Quellen der Fruchtbarkeit angesehen**). In Arabien war der Mond die Schutzgöttinn der Liebenden***) und desgleichen in Aegypten†). Vielleicht hatte eine Inschrift, welche Eumolpus und Claudia der Sonne und dem Mond weihten††), einen ähnlichen Ursprung, wie der, welchen wir bey dem Weihgeschenk der Comosarye voraussetzten.

IV. Die Inschrift der Comosarye ist das erste Denkmal des Alterthums, welches uns den Titel der Könige des Bosporus lehrt. Dieser Titel findet sich auf der Inschrift des Mestorippus wieder, welche im Allgemeinen mit mehr Sorgfalt als die

*) Calm. sur les Div. Phénic. Cf. Calm. Comment. lit. T. 6 p. 751.

**) More Neboch. 3, 30. Selden. p. 246.

***) Ge. Monach. ap. Beyer. l. c.

†) Eudox. ap. Plut. Is. et Os. p. 132 Squire.

††) Gruter. p. 31 t. 11.

der Comosarye gravirt ist. In Ansehung des Titels des Königs unterscheidet sie sich von der andern blos durch Auslassung der letzten Worte ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ.

Hier ist die Copie dieses Marmors:

ΜΗΣΤΩΡΙΠΠΟΣΘΕΝΕΟΣΥΠΕΡΤΟΥΠΑΤΡΟΣ
ΑΝΕΘΗΚΕΑΠΟΛΛΩΝΙΑΓΩΝΟΘΕΤΗΣΑΣ
ΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΕΟΣΒΟΣΠΟΡΟΥ
ΚΑΙΘΕΟΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΙΝ-
ΔΩΝ
ΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑΝΤΩΝ

d. h. „Mestorippus, Thenes Sohn, hat dieses dem Apollo auf seines Vaters Grabe geweiht, nachdem er in den Spielen den Vorsitz geführt hat, als Pärisades Archon vom Bosporus und von Theodosia und König der Sinden und aller Mäoten war.“

Die Namen des Mestorippus und seines Väters Thenes oder Thenos finden sich auf keinem andern Denkmal des Alterthums. Statt ΘΕΝΕΟΣ muß man aber, glaube ich, ΣΘΕΝΕΟΣ lesen. Denn ob man gleich im Bosporus kein sehr reines Griechisch erwarten darf, so konnte doch hier sehr leicht durch bloße Unachtsamkeit des Steinhauers, der, nach dem End-Σ des Nahmens Mestorippus, diesen Buchstaben noch einmal einzugraben vergaß, Thenos oder Thenes statt Sthenos oder Sthenes entstehen; welche letztre Nahmen auch auf andern Denkmälern vorkommen, so wie der Nahme Steni-

us auf lateinischen Inschriften*). Ich bemerke noch, daß die Nahmen des Vaters von Mestorippus und des Pärisades auf dem Marmor nicht contrahirt sind, und daß man den Nahmen der Stadt Theudosia nicht nach der äolischen Mundart ausgedrückt hat.

Die Inschriften der Comosarye und des Mestorippus bestätigen, was wir auch im Strabo**), Diodor***) und Lucian†) lesen, daß seit Spartocus I., welcher den Archäanactiden folgte, bis auf Asander, die Regierungs-Verfassung des Bosporus viel von der republikanischen Gestalt behielt, und daß die größte Macht im Staate keinen andern Titel gab, als den eines Hegemon††), Ethnarcha†††), Dynastes*), oder Tyrannen**). Erst im Jahr 17. vor Chr. wurde Asander vom August mit dem Königs-Titel***) beschenkt, der sich seit dieser Epoche beständig auf seinen Münzen findet,

*) Gruter. p. 800 t. 7.

**) II p. 758 A.

***) 20, 22 p. 421.

†) in Macrob. 17 p. 123 f.

††) Strab. l. c.

†††) Lucia. l. c.

*) Strab. 7 p. 478 A.

**) Strab. p. 476 B.

***) Lucia. l. c.

während alle diejenigen, die früher geprägt sind, die Umschrift haben: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΑΣΑΝΔΡΟΥ ΒΟΣΠΟΡΟΥ. Dieser Unterschied wurde genau beobachtet, wie die Inschrift der Gemahlinn des Spartocus glauben macht. Hier finden sich die Titel des Fürsten nicht vollständig ausgedrückt; man sagt darin nur, aber auf eine sehr bestimmte Weise: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ. „Spartocus war erste Magistrats-Person und König.“ Wenn Asanders Vorgänger zu der königlichen Titulatur geeignet waren, so konnte dieß nur in Bezug auf das Land der Sinden und Mäoter geschehen, die ihnen wirklich in dieser Eigenschaft unterworfen waren. Zwar führt Pärisades I. den Königs-Titel auf der Münze, die ich schon oft angeführt habe, aber diese Münze war eine Nachahmung der des Lysimachus, auf welchen die Legende sehr kurz war: um also hierin, wie im Gepräge, dem Muster des Originals zu folgen, setzte man blos den Titel des Königs, als den vornehmsten, mit desto mehr Grund, da sich auch auf Lysimachus Münzen der Königs-Titel fand. Zur Unterstützung dieser Behauptungen kann man sich noch auf die autonomischen Münzen von Panticapäum, Phanagoria und Gorgippia berufen, welche beweisen, daß die Oberhäupter des Bosporus nur höchste Magistrats-Personen waren.

Diese Oberhäupter hatten zu Panticapäum und zu Phanagoria Münz-Stätten, wo sie die ver-

schiedenen Geld-Sorten schlugen. Dieses beweisen die Monogrammen dieser Städte, die auf den Münzen der Könige des Bosporus angebracht sind. Aber die autonomischen Münzen der Städte, welche ich angeführt habe, sind so verschieden von jenen, in Ansehung der Fabrik, des Gepräges und der Zeichnung, daß es offenbar ist, daß man dazu andere Künstler brauchte.

Auf der Inschrift der Comosarye sowohl als auf der des Mestorippus entfernt sich die Aufzählung der Titel des Pärisades weit von der griechischen Einfalt, denn der Königs-Nahme schloß jeden andern Titel aus und erlaubte nicht etwas hinzuzufügen, wie wir in den Inschriften des Spartocus sehen. Beym Pärisades hat dagegen die Anhäufung der Titel etwas Orientalisches. Es giebt keine Inschriften von einem ältern Datum, über die man diese Bemerkung machen könnte. Ungeachtet aber jener morgenländischen Emphase, behauptet doch der Titel eines Archon des Bosporus auf unsrer Inschrift den Vorgang vor dem des Königs der Sinden, der Mäoten und mehrerer andrer Völker. Der Grund dieses Vorzugs, den man einem Titel gab, welcher gleichbedeutend mit dem eines Präfects oder Consul war, ist nicht schwer einzusehen. Der Bosporus, d. h. die Provinzen, welche Theodosia, Panticapäum und Phanagoria zur Hauptstadt hatten, war von Griechen bewohnt, denen ihr Kunst-

fleiß im Ackerbau, in der Handlung und in den Künsten ein großes Uebergewicht über die Völker gab, welche von den Griechen Barbaren genannt wurden. Freylich war jene unermeßliche Menge von Getraide, die man aus dem Bosporus ausführte, großentheils die Frucht der Arbeit der Sinden und Mäoten, aber es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß der Kunstfleiß der Griechen von einer ganz andern Erheblichkeit für die Finanzen des Beherrschers war. Ich glaube sogar, daß, nach der Epoche, wo Asander vom August zum König ernannt wurde, die Regierungs-Verfassung im Bosporus nicht verändert und das republikanische System nicht umgestürzt wurde. Es können nicht alle autonomische Münzen von Panticapäum und Phanagoria vor dieser Verwandlung des Ethnarchen in einen König geschlagen seyn, und ihre Fabrik, ihr Styl, ihre Legenden, treffen auf gleiche Weise zusammen, um eine solche Voraussetzung zu verwerfen. Das Daseyn dieser Münzen beweist daher, daß die königliche Würde, welcher sich Asanders Nachfolger erfreuten, nichts an der Regierungs-Form im Bosporus änderte, wenigstens nicht während des ersten Jahrhunderts. Wäre der Königs-Titel mit allen seinen Vorzügen begleitet gewesen, so hätte man gewiß damit angefangen, die Städte Panticapäum und Phanagoria des Rechtes zu berauben, autonomische Münzen zu prägen; man würde diejenigen, welche noch in Umlauf waren, zurückgenommen, in die

Münze geschickt und neue mit dem Gepräge und Bildniß des Königs daraus geschlagen haben.

In einer Inschrift auf einem marmornen Piedestal, bestimmt die Bildsäule Sauromates des I. zu tragen, die ich zu Taman gefunden habe, führt dieser König, statt der Titel Pärisades des I., den des Königs, entsprossen aus königlichem Geblüte:

ΑΓΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ
ΤΟΝΑΠΟΠΡΟΓΟΝΩΝΒΑΣΙΛεΥοντα βασιλεα
βασιλεωΝΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟΝΣΑΥΡΟΜΑτην
ΦΙΛΟΚΑΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑΙΟΝΕΥΣε
ΒΗΙΟυλιοςΑΝΕΣΤΡΑΤΟΣΧΕΙΛΙΑΡΧΟΣ
ΤΟΝκαιΣαραΚΑΙΔΕΣΠΟΤΗΝΑΝΕΣΤΗ
Σε. . . .

„Mit gutem Glück! Der König, der durch das Recht der Nachfolge seiner Vorfahren regiert, Tiberius Julius Sauromates, der Freund des Cäsar und der Römer, der Fromme! Julius Anestratus, der Chiliarch, hat diese Bildsäule des Cäsar, seines Herrn und Meisters, errichtet!" Auf der Grabschrift der Karakylaia, welches Denkmal zu Ancyra gefunden worden und ungefähr in die nämliche Zeit wie die Inschrift, von der wir hier reden, fällt, nennt sich die Karakylaia ΑΠΟΓΟΝΟΝ ΒΑΣΙΛΕΩΝ, ein Titel, der mit dem des Sauromates übereinkommt. Aber, wird man sagen, da Sauromates I. weder Sohn noch Verwandter seiner Vorgänger im Bosporus war, wie kommt er zu dem

Titel eines Königs aus königlichem Stamm? Eine andere Inschrift soll uns darüber Licht geben. Zuvörderst ist es klar, daß hier Sauromates I. Nachfolger von Polemon zu verstehen ist, der aus Schmeicheley gegen den Tiberius die Vornahmen Tiberius Julius angenommen hatte, wie mehrere Münzen und zwey Inschriften, die ich im Bosporus gefunden habe, beweisen. Rhescouporis I., sein Nachfolger, ebenfalls ein Zeitgenosse des Tiberius, nahm dieselben Vornahmen an, aber bey den nachfolgenden Königen findet man sie nicht mehr, weil die R. Kaiser, ihre Zeitgenossen, nicht mehr zur Familie des Augustus gehörten. Denn welcher Bewegungsgrund hätte Rhescouporis den II. und Sauromates den II. vermögen können, diese Beynahmen unter Trajan, Hadrian und Diocletian beyzubehalten? Man sieht sie nicht mehr auf den Münzen seit Rhescouporis dem I., und es ist kein Zweifel, daß die Inschriften, in welchen man die Nahmen Tiberius Julius vor dem des Sauromates hergehen sieht, von Sauromates dem I. sind*). Die andre Inschrift, von der ich hier eine Abschrift geben will, ist also unter demselben König verfertigt:

*) Vgl. Eckhel P. I V. 2 p. 375 f.

Anm. des Uebers.

ΠΟΣΕΙΔΩΝΟΣ . . . ΚΑ
ΕΟΥΣΒΑΣΙΛΕΑΒΑΣΙΛΕΩΝΜΕΓΑΝΤ
ΝΤΟΣΒΟΟΣΠΟΡΟΥΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟ
ΑΤΗΝΥΙΟΝΒΑΣΙΛΕΩΣΡΗΣΚΟΥΠΟΡΙ
ΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑ . . . . . ΡΥΣ
ΙΝΤΑΤΑΚΑΙΑΨΕΧΑΝΩ . . . ΝΟ
ΣΩΤΗΡΑΕΥΞΑΜΕΝΟΣΚΑΘΙΕΡΩ
ΔΙΟΦΑΝΤΟΥΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤ

Ungeachtet ihrer Verstümmlung, besonders zu Anfang und Ende der Zeilen, welche es unmöglich macht, sie ganz zu entziffern, ist sie doch von Werth, und kann dienen, die Lücken in andern Inschriften, die vielleicht noch entdeckt werden könnten, auszufüllen*). Wir lernen aus dieser und der vorherge-

*) Ich weiß nicht, ob die verstümmelte erste Zeile den König etwa als Priester des Poseidon aufgestellt hat, oder ob der Monat dieses Namens gemeynt ist, in welchem die Inschrift gesetzt worden. Das Uebrige möchte, die unverständliche sechste Zeile abgerechnet, so zu ergänzen seyn: *βασιλέα βασιλέων μέγαν τοῦ παντὸς* Βεσπόρου, Τιβέριον Ἰούλιον *Σαυρομάτην, υἱὸν βασιλέως* Ῥησκουπόριδος *Φιλοκαίσαρα καὶ Φιλορωμαῖον εὐσεβῆ — σωτῆρα εὐξάμενος καθιέρωσε* Διοφάντου Παντεκαπαίτης. Zu dem Titel des großen Königs der Könige vgl. die Münze auf Pharnaces, den König des Bosporus, bey Eckhel P. I V. 2 p. 366 mit der Legende: Βασίλεως *βασιλέων μεγάλου Φαρνάκου*. Das nomen gentile Παντικαπαίτης auf der Inschrift wird bestätigt durch eine Münze von Panticapäum bey Eckhel p. 3 mit der Inschrift ΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤΩΝ,

henden Inschrift, daß Sauromates in der Reihe der Könige des Bosporus als der Stifter einer vierten Dynastie angesehen wurde. Die Geschichte hat uns nichts von den Mitteln aufbehalten, die er anwandte, um dahin zu gelangen. Aber die angeführte Inschrift nennt ihn Sohn des Königs Rhescouporis, also ein Beweis des königlichen Ursprungs Sauromates des I., und es folgt aus den beyden zuletzt angeführten Denkmälern, daß er König eines der sauromatischen Völkerschaften gewesen, die in den Inschriften der Comosarye und des Mestorippus unter dem allgemeinen Nahmen der Mäoten begriffen sind.

Bemerken wir noch etwas Besonderes auf der Inschrift des Anestratus. Dieser Offizier giebt seinem König den Titel Cäsar, der nur den R. Kaisern zukam. Man sieht daraus, welch' ein Pomp damals am Hofe des Bosporus herrschte, weil, außer dem Titel des Königs der Könige und den Vornahmen des Tiberius, auch der Titel Cäsar den Königen beygelegt wurde.

V. Die Stadt, welche die Inschrift der Comosarye Theudosia nennt, wird von einigen Schriftstellern Theodósia genannt; doch kommt jener Nahme noch häufiger vor, und war gewiß derjenige, den sich die Stadt selbst auf ihren öffentli-

zufolge deren Eckhel auch im Stephanus von Byzanz statt Παντικαπιάτης lesen will Παντικαπαίτης.

Anm. d. Ueb.

chen Denkmälern gab, wie dieß aus der bis itzt bekannt gewordenen einzigen Münze dieser Stadt, die ich im Bosporus gefunden und in den Memoiren der Petersburger Akademie beschrieben habe *), hervorgeht. Sie ist von Bronze und in einem ausgesuchten Geschmack gearbeitet. Der Avers stellt den Kopf des gehelmten Mars dar; auf dem Revers erblickt man Köcher und Keule, Waffen der Barbaren, welche die Einwohner von Theudosia, obgleich Griechen, angenommen hatten, um damit den gleichen Waffen der Tauroscythen zu begegnen, welche die Nachbarschaft oft zu ihren Feinden machte. Die Legende hat die Buchstaben ΘΕΥ, eine Abkürzung von ΘΕΥΔΟΣΙΕΩΝ. Die Schreibart Theudosia kam von dem äolischen Dialekt her, welcher in dieser Stadt herrschte, und in welchem Ο in Υ verwandelt wird **). So sieht man auch auf einer Inschrift aus der Zeit des Kaiser Theodosius seinen Nahmen Theudosius ***) geschrieben, und so auch auf der daneben auf dem Stein befindlichen lateini-

*) Mém. de l' Acad. de St. Petersb. T. 14. Ich habe im Bosporus ein zweytes Exemplar dieser Münze gefunden.

**) Ioann. Gramm. ap. H. Steph. Thes. Gregor. Metr. de dial. p. 274. Gramm. Leid. p. 330. Maittaire Gr. L. Dial. p. 155 f. Man sagte z. B. Τόυσσεύς, ὑμφαλὸς, μύγις, ὕρνις u. s. w. statt Ὀδυσσεύς, ὀμφαλὸς, μόγις, ὄρνις.

***) Gyll. Topogr. Constantinop. 2, 11. Gruter. p. 185 r. 6.

schen Uebersetzung *). Man sieht daraus, daß sich diese Schreibart noch bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts erhalten hat.

Wir lernen aus dem Strabo **), daß zur Zeit Pärisades des I. und bis zum Mithradat sich das Reich des Bosporus nach Westen nicht weiter als die Stadt Theudosia ausdehnte, und diese Stelle des Strabo wird vollkommen durch die Inschriften der Comosarye und des Mestorippus bestätigt.

VI. Die vier ersten Buchstaben des Wortes ΣΙΝΔΩΝ sind auf der Inschrift der Comosarye vertilgt; von den drey Zügen des Buchstabens Δ hat sich nur der zur Rechten erhalten. Indeß würde es nicht schwer gehalten haben, diese Lücke auszufüllen, selbst wenn man die Inschrift des Mestorippus nicht hätte zu Rathe ziehen können, auf welcher sich der Titel des Pärisades unverstümmelt und gleichlautend mit dem Denkmal der Comosarye findet.

Die Sinden müssen ein großes Volk gebildet haben; ihr Land lag gegen Morgen des Mäotischen See's, und breitete sich gegen Mittag noch über den Fluß Atticites aus ***), der h. z. T. Couban heißt. Da sie den Königen des Bosporus unterworfen waren, so begriff man sie unter dem allgemeinen Nah-

*) t. 7.

**) 7, p. 478 A.

***) Herod. 4, 28 p. 293. Scylax Peripl. p. 31 Huds. Ap. Rh. 4, 321 f. u. das. Schol. Orph. Arg. 1044. Dionys. Perieg. 681. Steph. Σίνδοι.

men der Bosporaner*). Die zwey weiter oben angeführten Inschriften bestätigen die Art, wie Strabo den Nahmen dieses Volks schreibt, und beweisen, daß es ein Abschreiber-Fehler ist, wenn man sie in einigen Schriftstellern Σίντοι genannt findet. Polyän nennt einen König der Sinden, Hecatäus**). Vielleicht war er nur König eines Stammes dieser Nation.

VII. Pärisades führt noch den Titel des Königs aller Mäoten. Strabo und andre alte Schriftsteller***) rechnen auch die Sinden zu den Mäoten; aber Scylax betrachtet sie mit mehr Grund als eine ganz davon verschiedene Nation†). Denn die Mäoten waren eigentlich diejenigen Völker, welche an den Ufern des See's Mäotis oder in der Nachbarschaft davon wohnten. Die alten Geographen rechnen darunter die Psessi, Dosci, Thämeoten, Tyramben, Tarpeten, Obitiacenen, Aspurgitanen, Arichi, Zinchi und Dandarii††). Dieses waren, genau zu reden, nur Völkerschaften oder Stämme, deren vereinigte Masse aber eine große Nation aus-

*) Strab. 11 p. 757 A.

**) Strateg. 8, 55 p. 808.

***) Strab. 11 p. 757 C. Steph. Byz. Σίνδοι.

†) Peripl. p. 31.

††) Strab. p. 757 C. Ptolem. Geogr. 5, 9 p. 131. Plin. 6, 7 p. 556. Steph. Ψησσοί.

machte. Die nördlichen Mäoten waren den Bewohnern der Stadt Tanais unterworfen, die durch ihren großen Handel berühmt war. Die andern hingen vom Bosporus ab, dessen Herrschaft sich zuweilen bis zur Stadt Tanais erstreckte *), wie dieß nach unsern Inschriften der Fall zur Zeit Pärisades I. gewesen seyn muß.

Der Nahme der Nation, von der wir eben gesprochen haben, wird in der Inschrift der Comosarye MAITAI und nicht MAIΩTAI genannt, welches für einen Fehler des Steinhauers gelten könnte, wenn es nicht in der Inschrift des Mestorippus eben so stände; daher Maitai vermuthlich die gemeine Aussprache des Nahmens Maiotai im Bosporus war.

Die vier letzten Buchstaben des Wortes ΠΑΝΤΩΝ fehlen auf dem Stein der Comosarye, aber auf der Inschrift des Mestorippus sind sie hinter MAITΩN zu lesen.

VIII. Welche Völker unter dem unbestimmten Ausdruck am Ende KAI ΘΑΤΕΩΝ (ein Versehen des Graveurs statt ΘΑΤΕΡΩΝ) gemeynt sind, ist schwer zu bestimmen. Aber ich glaube, daß man zur Zeit Pärisades des I. noch nicht unter der Benennung der Mäoten die verschiednen Völker begriff, welche seitdem Strabo und Ptole-

*) Strab. p. 758 A.

mäus darunter dachten. Mehrere von den Völkerschaften, deren Niederlassungen sich im Osten des Bosporus befanden, hatten nicht das Recht, sich unter die Mäoten zu zählen, deren Nahme eigentlich nur den Anwohnern des Mäotischen See's zukömmt. Ich bin daher überzeugt, daß der Ausdruck καὶ θατέρων nur einige derjenigen Völker begreife, welche wir vorhin genannt haben, und die Strabo und Ptolemäus unter die Mäoten rechnen.

VII.

Beschluß der ausgehobenen Stellen aus Marmontels Memoiren.

Die Familie Necker.

Die Bekanntschaft mit Madam Necker machte ich, drollig genug, auf einem Balle in dem Hause eines Kaufmanns. Sie war dazumal jung, ganz hübsch und voll Leben und Gesundheit, eine schlechte, aber leidenschaftliche Tänzerinn.

Kaum hatte sie mich nennen hören, als sie mit dem vollen Ausdruck einer naiven Freude auf mich zu kam, und mir sagte: Sobald sie nach Paris gekommen wäre, habe sie auch gewünscht, den Verfasser der moralischen Erzählungen kennen zu lernen; sie freue sich ungemein über den Zufall, der ihr heute dieß Glück verschaffe, und hoffe, die Bekanntschaft werde nicht so schnell vorüberrauschen als der Tanz. — Ihr Mann wurde herbey gerufen. „Necker! (rief sie) vereinigen Sie sich doch mit mir, Herrn Marmontel, den Verfasser der moralischen Erzählungen, einzuladen, daß er uns die Ehre erzeige und uns besuche.“ Herr Nek-

ker war überaus höflich: ich versprach zu kommen. Thomas war der einzige Litterator, dessen Bekanntschaft sie noch vor der meinigen gemacht hatten: aber gar bald errichtete Frau Necker, in der prächtig eingerichteten Wohnung, die sie bezogen, eine litterarische Gesellschaft nach dem Muster der bey Madam Geoffrin.

Unbekannt mit den Pariser Sitten, fehlten ihr die liebenswürdigen Eigenschaften einer jungen Französinn. Weder in ihren Bewegungen, noch in dem Ausdruck ihrer Rede, erblickte man die Frau, welche in der Kunstschule auferzogen und in der Weltschule gebildet worden ist. Ihr Putz war geschmacklos, der Haltung ihres Körpers fehlte es an Leichtigkeit, ihrem Benehmen an Reiz: alles war an ihr zu geschniegelt und gebiegelt, um Anmuth zu haben.

Aber dafür besaß sie, was wahre Achtung verdient, Sittsamkeit, Offenheit, Herzlichkeit. Eine religiöse Erziehung, mit einem stillen Leben verbunden, hatte ihrem Geiste alles das gegeben, was bey glücklichen Anlagen der Unterricht hinzufügen kann. Sie besaß ein richtiges Gefühl; aber in ihrem Kopfe sah es etwas bunt aus. Die Menge von Gedanken, nicht gehörig geordnet, verwirrten sie während des Sprechens über einen Gegenstand. Uebertreibung im Ausdruck hielt sie nun für Kraft. Sie verlor sich in allgemeinen Begriffen und häufte Gleichnisse auf Gleichnisse, um sich verständlich zu machen.

Da sie ihre Begriffe nicht zu zergliedern verstand, so erschienen ihr gewisse Dinge um so größer, je undeutlicher das Bild war, welches sie von ihnen mit sich herum trug. Sie sprach daher von ihnen wie eine Begeisterte: was zum Lachen würde gereizt haben, hätte man nicht bald gemerkt, daß sie ganz unbefangen sich hingab, ohne geziert sprechen zu wollen.

Ihr Urtheil floß selten aus eigner Empfindung, es war meistens die Folge einer gehabten Unterredung. Man konnte sagen, nach wem sie sprach, ohne daß sie den Mann zu nennen brauchte. In der Schreibart schätzte sie blos Erhabenheit, Würde, Glanz. Die Abstufungen, die Verflößung der Farben und des Tons rührten sie nur wenig. Die Naivität eines Lafontaine, das Natürliche einer Sevigne kannte sie blos vom Hörensagen, und sprach dem gemäß, ohne recht zu wissen was damit gemeint sey. Das Ungezwungene, Leichte, Sorglose machte ihr keine Freude, sie war durchaus nicht im Stande, es zu empfinden. Ich ergötzte mich oft zu sehen, wie weit sie diese Scheu trieb. Einst führte ich ihr mehrere vertrauliche Redensarten an, von denen ich glaubte, man könne sie in die höhere Schreibart aufnehmen, wie faire l'amour, aller voir ses amours, commencer à voir clair; prenez votre parti; pour bien faire, il faudroit; non, vois-tu; faisons

mieux etc. Sie verwarf sie als unwürdig für die edle Sprechart. Racine ist weniger schwürig gewesen, erwiederte ich; er hat sie alle gebraucht. Ich führte ihr die Stellen der Reihe nach an; aber eine einmahl geäußerte Meinung nahm sie nie zurück, und Thomas und Büffon galten bey ihr soviel wie die Bibel. Sie zweifelte an ihren Aussprüchen so wenig, als ein Mönch am Kirchenglauben.

War ihr Gedankenspiel ohne Regeln, so war ihre Lebensweise desto geregelter. Alles war hier abgemessen und wie nach der Schnur gezogen. Selbst in ihren Zeitvertreiben herrschte Methode und strenger Ernst.

Man sah, welche Mühe sie sich gab, die Gesellschaft angenehm zu unterhalten, die sie eingeladen hatte; sie suchte jedem etwas Gefälliges zu sagen: aber es war eingelernt, es floß nicht aus dem Herzen, und that daher keine Wirkung.

Alle diese Mühe gab sie sich weder um unsert-, noch um ihrer selbst, sondern einzig um ihres Mannes willen. Uns mit seinen Verdiensten bekannt zu machen, uns zu gewinnen, damit wir in Gesellschaften von ihm sprächen und seinen Ruhm begründeten, dieß war der Hauptzweck, warum sie uns einlud. Diese Thee- und Eßgelage sollten aber überdem noch für ihn eine Erholung, ein Schauspiel seyn; denn in Wahrheit, er spielte dabey bloß die Rolle eines Zuschauers. Außer einigen hingeworfenen Worten,

die jedoch immer Verstand verriethen, verhielt er sich ruhig und schweigend, und überließ es seiner Gattinn, das Gespräch im Gange zu erhalten. Sie that denn auch wohl ihr Möglichstes; aber ihr Geist war nicht zur Fröhlichkeit gestimmt. Nie kam ein drolliger Einfall, ein schneidendes Wort über ihre Lippen; die Geister aufzuregen war ihr fremd. Besorgt, ängstlich, blickte sie unruhig umher, so bald sie das Gespräch stocken sah, und forschte in unsern Augen nach der Ursache dieses Stillstandes. Zuweilen hatte sie wohl auch die Naivetät, sich gegen mich darüber zu beklagen. „Was verlangen Sie, Madam, war einst meine Antwort, man hat nicht immer Witz vorräthig, und es hängt nicht von uns ab, stets liebenswürdig zu seyn. Sehen Sie Herrn Necker; ist er wohl den einen Tag so unterhaltend als den andern?"

Alles Bestreben der Madam Necker, ihre Gäste recht gut zu bewirthen und zu vergnügen, hätte für die unangenehme Empfindung, blos da zu seyn um ihren Gemahl zu ergötzen, nicht entschädigt, wäre es mit diesen Gastereyen nicht wie mit so manchen andern gewesen, wo die Gesellschaft dem Wirth es erläßt liebenswürdig zu seyn, so fern er nur nicht verlangt, daß man sich um ihn bekümmere.

Nachdem Herr Necker Staatsminister geworden war, haben diejenigen, die ihn nicht zuvor in seinem Privatleben gekannt hatten, sein Schweigen,

seinen Ernst, seine Haltung des Kopfs für Anmaßung in seinem neuen Stande gehalten. Aber ich kann versichern, daß, bevor er noch zu großem Reichthum gekommen und nichts weiter als Associé des Bankier Thelusson war, er dasselbe steife Wesen, denselben ernsten und zurückhaltenden Charakter besaß, wie nachher, und daß er nie sich uns hingegeben, daß er nie ein vertrauliches Wort mit einem von uns gesprochen hat. Er war gegen einen jeden, der ihn besuchte, höflich; aber mit Keinem sprach er in dem Tone des Zutrauens, welcher die Herzen gewinnt, und der Höflichkeit den Anstrich der Freundschaft gewährt.

Seine Tochter hat von ihm gesagt: „er habe es verstanden, die Menschen in gehöriger Entfernung von sich zu erhalten.“ (Il savoit tenir son monde à distance.) Wäre dieß wirklich sein Wille gewesen, so hätte Frau von Stael diesen, aufs gelindeste gesprochen, lächerlichen Stolz ihres Herrn Vaters ja nicht ausschwatzen sollen. Aber es erklärt sich ja so leicht, warum ein Mann, der von Jugend auf an lauter verwickelte Geldgeschäfte gewöhnt und in Handels-Entwürfe wie versunken war, der nur mit wenig Menschen umging und die vornehme Welt wenig kannte, ja selbst sehr wenig Bücher gelesen hatte, daher er von allem, was nicht in sein eigenthümliches Fach einschlug, nur sehr oberflächliche Kenntnisse und verworrene Begriffe besaß; warum

ein solcher Mann, aus Bescheidenheit, Klugheit und Eigenliebe, sich zurückhielt, um keine Blößen zu geben*). Auch sprach er gern und viel von dem, was er gründlich verstand; aber mit großer Zurückhaltung von allem übrigen. Sonach war er klug und schlau, nicht aber aufgeblasen. Seine Tochter ist zuweilen eine liebenswürdige Unbesonnene.

Chamfort.

Unter den Mitgliedern der Académie française befand sich ein eifriger Anhänger der republikanischen Faction, dieß war Herr Chamfort; ein feiner, gewandter Mann, der über die Laster und Thorheiten der Menschen mit heiterer Laune scherzte, aber in Eifer gerieth, sobald er der Vorrechte gedachte, die Geburt und Reichthum geben, und die seinen Stolz beleidigten. Keiner von den vielen Neidischen in der Welt verzieh den Vornehmen und Begüterten ihre prächtigen Mobilien und glänzenden Tafeln weniger als Chamfort, so begierig er doch selbst nach ihnen war. Er schonte die Großen, schmeichelte ihnen und suchte sich bey ihnen in Gunst zu setzen, wenn er mit einem allein sprach; es schien selbst, daß er einige achte und liebe, denen er Weihrauch mit vollen Händen streute, wofür er sich aber

*) Welcher Irrthum war es aber einen solchen Mann an die Spitze des Staats zu stellen!

nicht nur bey ihnen einquartirte und mit ihnen wie mit seines Gleichen lebte, sondern wofür sie ihm auch, durch ihren Einfluß bey Hofe, Pensionen verschaffen mußten. Auf die Art hatte er ein Paar tausend Thaler jährlich bereits einzunehmen: aber das war ihm nicht genug. Eines Tages sagte er zu Florian: „Diese Menschen müssen mir 20,000 Livres jährlicher Einkünfte verschaffen; drunter thue ich es nicht." Solche Große verschonte er mit seinem Witze; aber die ganze Caste war der ewige Gegenstand seiner Spötterey, und als der Augenblick herannahte, wo der Umsturz der Würden und Glücksgüter ihm gewiß dünkte, brach er mit ihnen insgesammt, da er ihrer nicht weiter bedurfte, und trat auf die Seite des Pöbels.

In unsern litterarischen Zirkeln ergötzten wir uns zuweilen an seinen spitzigen Einfällen; und ich unterhielt seine Bekanntschaft, ohne ihn zu lieben und ohne Vertraulichkeit, um mir ihn nicht zum Feinde zu machen.

So kam es, daß wir einst, nach geendigter academischer Sitzung im Louvre, allein beysammen im Saal blieben, da er mich mit den Worten anredete: „Nun, Sie sind nicht Deputirter geworden*)?" — Nein, erwiederte ich, und ich tröste mich darüber wie der Fuchs, dem die Trauben zu

*) Nämlich von der Stadt Paris. Der Abbe Sieyes ward ihm vorgezogen.

hoch hingen: sie sind unschmackhaft! — „In der That, nahm er das Wort auf, ich halte sie nicht für mürbe genug für Ihren Gaum. Ihr Gemüth ist zu gut und empfindlich für die Probe, auf die es gestellt werden dürfte. Man hat wohl gethan, Sie auf eine zweyte Legislatur aufzusparen. Sie verstehen sich trefflich darauf, eine Wohnung einzurichten; aber es fehlt Ihnen an Kraft zum einreißen."

Da ich wußte, daß er ein vertrauter Freund des Grafen Mirabeau war, so wünschte ich hinter dessen Plane zu kommen, und war gewiß sie durch Chamfort erfahren zu können. Ich that daher, als ob ich ihn nicht verstände. „Ums Himmels willen! sagte ich; Sie sprechen von einreißen. Ich glaubte, man wolle blos ausbessern."

„Allerdings! war seine Antwort; aber das Ausbessern zieht oft den Einsturz eines Gebäudes nach sich. Schlägt man mit dem Hammer an eine alte Mauer, so kann man nicht dafür gut seyn, daß sie stehen bleiben wird; und offenherzig, die Wände sind hier so morsch und zerfressen, daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn man alles bis auf den Grund abtragen müßte." — Bis auf den Grund? rief ich. — „Warum nicht? erwiederte Chamfort; um nach einem regelmäßigern und minder gothischen Plan den Bau von neuem zu beginnen. Wäre es zum Beyspiel ein so großes Unglück, wenn die vielen Stockwerke wegfielen und alle Häuser nur

Ein Erdgeschoß hätten? Würden Sie trauern, nicht mehr von Eminenzen, Excellenzen, hoher und niederer Geistlichkeit, Adel und drittem Stand, noch von Wappenkunde und Lehnsrecht sprechen zu hören?" Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß die Gleichheit von jeher das Hirngespinnst der Republiken nnd die Lockspeise, welche der Ehrgeiz der Eitelkeit vorhielte, gewesen wäre; daß aber eine solche Abmessung nach der Wasserwage, zumal in einer weitläuftigen Monarchie, unmöglich sey, und fügte hinzu: wenn man alles aufheben wolle, so ginge man weiter, wie es mir schien, als die Nation es haben wolle und vergäße die von ihr erhaltnen Aufträge.

„Was thut's? erwiederte er. Weiß ein Volk, was es will? Man muß statt seiner denken, und ihm die Worte, wie Kindern bey der Katechisation, in den Mund legen. Staunt es ob dem, was man ihm sagen läßt, so antwortet man wie Crispin in Regnards Légataire: **daran ist eure Schlafsucht Schuld.** (C'est votre léthargie.) Die Nation gleicht einer Viehheerde, und denkt auch auf nichts, als sich zu nähren. Mit gut abgerichteten Hunden führt der Hirt sie, wohin er will. Genug, man will des Volks Bestes und befördert es ohne sein Zuthun. Denn, lieber Mann, Ihre veralterte Staatsverwaltung, Ihre Religionsgebräuche, Ihre Gewohnheiten und Vorurtheile des Mittelal-

ters verdienen sammt und sonders keine Schonung. In einem Jahrhundert, wie das unsrige, erregen diese Dinge nur Ekel und Gelächter. Soll unser Plan zur Ausführung kommen, so darf nichts so bleiben, wie es itzt steht; alles muß herunter, damit wir einen ganz freyen Platz erhalten.«

„Einen ganz freyen Platz?« fiel ich ein. „Und der Thron? Und der Altar? *)« — „Thron und Altar, sagte er mir, werden mit einander fallen. Es sind zwey Strebepfeiler, die sich gegenseitig unterstützen. Stürzt der eine, so bricht auch der andere.«

Ich verbarg den Eindruck, den diese Rede auf mich machte, und um ihn noch mehr auszuforschen, sagte ich: „Sie kündigen mir da eine Unternehmung an, die ich für höchst schwierig und wenig ausführbar halte.“

„Glauben Sie mir,« erwiederte er, „die Schwierigkeiten sind vorher gesehen und die Mittel, sie zu heben, berechnet.“ Nun ließ er sich näher heraus, und ich merkte, daß die Faction ihre Hoffnungen auf den Charakter des Königs, der jeder gewaltsamen Maaßregel so gram war, daß man ihn für verzagt hielt; so wie auf den gegenwärtigen Bestand der Geistlichkeit stützte, unter der es, wie er sagte, ein Bischen Tugend ohne Talent, und etwas

*) Marmontel hätte besser gethan zu fragen: Aber wo sollen wir denn indeß wohnen?

Talent durch Laster entstellt und herabgewürdigt gäbe: endlich auch auf die itzige Beschaffenheit der ersten adlichen Häuser, die sämmtlich herabgekommen wären, und worin man wenig Männer fände, die den Ruf ihres Namens zu behaupten verstünden.

Das meiste Vertrauen könne aber der dritte Stand auf sich selbst setzen. Seit lange her über eine willkührliche und stufenweis belastende Gewalt misvergnügt, habe er über die beiden andern Stände nicht nur den Vortheil der verdoppelten Repräsentation, sondern auch der Einigkeit, des Muthes und der Kühnheit alles zu wagen. »Mit einem Wort, sagte Chamfort, die Anhäufung von Verdruß und Unwillen hat ein Ungewitter zusammengezogen, das zum Ausbruche reif ist. Verbindungen zum Aufstand sind überall geschlossen. Das von der Provinz Dauphiné gegebne Beyspiel hat allerwärts große Freude erregt. Ganz Frankreich will frey seyn. Die Provinzen sind mit einander darüber in schriftliche Verhandlungen eingetreten, und von Paris, als dem Mittelpunkte, aus, verbreitet sich der republikanische Geist, und mit ihm Wärme und Erleuchtung, bis an die entferntesten Gränzen. Dieß sind Thatsachen, und keinesweges Luftschlösser, mein Lieber!«

Ich räumte ihm ein: in der Speculation nähme sich alles dieß recht hübsch aus; aber, fügte ich hinzu, so sehnlich man eine Reform wünscht, so wird

doch der bessere Theil der Nation nie zugeben, daß die Grundpfeiler der Monarchie, auf denen das allgemeine wie das Privat-Wohl beruht, über den Haufen geworfen werden.

Er gab zu, daß ein guter Theil der friedliebenden Bürger hinter ihren Schreibepulten, oder in ihren Werkstätten, Entwürfe gewagt finden dürften, die leicht ihre Ruhe und ihre Freudengenüsse stören könnten. „Aber, wenn sie solche auch misbilligen, sagte er, so wird es doch nur ganz leise und ohne Nachdruck geschehen, und um ihnen den Daum aufs Auge zu setzen, hat man jene entschlossene Klasse von Leuten, die bey der Veränderung nichts zu verlieren hat, wohl aber viel zu gewinnen hofft.“

„Um diese nun in Bewegung zu setzen, giebt es Mittel in Menge und kräftige Mittel; wie Theurung, Hunger, Geld, Schreckensnachrichten, und den Wahnsinn der Furcht und Wuth, mit denen man die Gemüther erfüllt. Sie kennen aus der Bürgerschaft nur die eleganten Schwätzer. Unsere Redner auf der Tribune (in den damaligen Wahl-Versammlungen) sind nichts gegen die Demosthene für Einen guten Thaler des Tags auf den Mann, die in den Wirthshäusern und Lustgärten, auf den Marktplätzen und an den Straßenecken Verheerungen, Feuersbrünste, eingeäscherte und in Blut schwimmende Dorfschaften, und verrätherische Entwürfe, Paris zu belagern und auszuhungern, dem

Volke verkündigen. Diese sollten Sie hören. Unter dieser Klasse des Volks kann man mit Geld und der Aussicht zum Plündern alles bewürken. Wir haben davon den Versuch in der Antons-Vorstadt kürzlich gemacht, und Sie würden kaum glauben, wie wenig es dem Herzog von Orleans gekostet hat, die Manufactur des ehrlichen Reveillon bis auf den Grund niederreißen zu lassen, größtentheils von Leuten, die mit sammt ihren Familien einzig und allein ihren Unterhalt von ihm zogen. Mirabeau behauptet drollicher Weise: mit eintausend Stück Louisd'or könne man einen allerliebsten Aufstand bewürken.“

Sonach, sagte ich, sind eure politischen Experimente Verbrechen, und eure Heerschaar besteht aus Räubern. — „Das läßt sich nicht ändern!“ antwortete er kalt und trocken. „Könnte man den gemeinen Mann zu seinen Zwecken gebrauchen, wenn man ihm durch die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts einen Kappzaum anlegte? Die rechtlichen Leute sind schwach, selbstsüchtig und furchtsam; nur Taugenichtse sind entschlossen. Die unwiderstehliche Kraft der Volksmasse in Revolutionszeiten liegt darin, daß sie nichts achtet. Wem alle Mittel gleich sind, gelangt gewöhnlich zu seinem Zwecke. Mirabeau hat recht: Keine von unsern veralteten Tugendgrillen kann uns nützen. Das Volk bedarf ihrer nicht, oder doch nicht auf die gewöhnliche Weise. Alles, was die Revolution befördert, ist heil-

sam, und sie muß es ergreifen. Dieß ist unser Wahlspruch."

„So denkt vielleicht der Herzog von Orleans," erwiederte ich: „denn ich sehe nur ihn, um ein Oberhaupt für das im Aufstand begriffene Volk zu finden; nur, muß ich gestehen, ich habe kein großes Zutrauen zu seinem Muthe." — „Das ist sehr wahr," sagte er mir; „und Mirabeau, der ihn genau kennt, versichert, es hieße auf Sand bauen, wenn man sich viel auf ihn verließe. Aber er hat sich beliebt gemacht; der Name, den er führt, macht Eindruck aufs Volk; er hat Millionen dran zu wenden; er haßt den König, noch mehr die Königinn; und wenn es ihm an Muth fehlt, so wird man ihm welchen leihen: denn kühne Anführer werden sich aus dem Volke selbst erheben, sobald nur erst es sich als Rebellen gezeigt hat und als Verbrecher betrachtet. Denn man muß wohl vorwärts, wenn man hinter sich nichts sieht als das Schafot, um sein Haupt darauf zu legen. Die Furcht, alles zu verlieren, treibt ein Volk zum Muthe. Unsere Kräfte werden nicht zu berechnen seyn, wofern wir nur Mitschuldige ohne Zahl erhalten. Aber, fügte er hinzu, ich sehe, daß meine Hoffnungen Sie betrüben: Sie wollen keine Freiheit, deren Erlangung viel Geld und viel Blut kosten würde. Glauben Sie denn, daß man Staatsumwälzungen mit Rosenwasser bewürken kann?"

Hiermit endigte unsere Unterredung, und wir trennten uns, er ohne Zweifel voll Verachtung meiner kleinlichen Denkart, und ich wenig erbaut von seiner unsittlichen. Der Unglückliche hat sich selbst bestraft, indem er sich entleibte, nachdem er seinen Irrthum inne ward.

Ich theilte diese Unterredung noch denselben Abend dem Abbe Maury mit. „Es ist nur zu wahr," sagte er mir, „daß sie sich in ihren Speculationen selten betrügen, und daß die Faction, um wenig Hindernisse zu finden, ihre Zeit gut abgepaßt hat. Ich habe beide Theile beobachtet, und bin fest entschlossen, mein Leben der Vertheidigung der bestehenden Verfassung zu weihen; aber nichts desto weniger sehe ich ihren Umsturz und eine allgemeine Plünderung voraus."

Wenn dem so ist, sagte ich, wie widersinnig handelt der Adel und die Geistlichkeit, den König in einen solchen Streit zu ziehen? — „Was sollen sie denn thun?" — Was man bey einer Feuersbrunst thut; sie sollen das Feuer dämpfen. Ich verlange, daß sie das Deficit dadurch heben, daß sie die Staatsschuld übernehmen. Ich verlange, daß sie das Schiff wieder flott machen; kurz, daß sie dem König aus den Klippen heraushelfen, zwischen die sie ihn selbst hinein getrieben haben, und daß sie, für welchen Preiß es auch sey, ihn dahin vermögen, die General-Staaten nach Hause zu schicken, bevor

die Sitzungen angehen. Ich wünsche, daß man ihnen sage: sie wären verloren, wenn die Staaten sich versammeln, und es sey kein Augenblick zu verlieren, um das Gewitter zu zerstreuen, das sich über sie zusammenzieht und das ihnen den Tod droht. — Maury machte mir einige Einwürfe; ich wollte keine hören. „Sie fodern es von mir?“ sagte er. „Nun gut! ich will den Schritt thun. Man wird mich aber nicht hören.“

Unglücklicher Weise wandte er sich an den Bischoff D***, einen Schwindler, der meine Warnungen als leere Träume behandelte. Er erwiederte: „Man sey noch nicht so weit gelangt, als man zu seyn glaube, und die Klerisey werde, das Schwert in der einen, das Kruzifix in der andern Hand, ihre Rechte zu vertheidigen wissen.“

Nach beendigtem Wahlgeschäft bezog ich mein Landhaus, um hier die Ruhe zu genießen, deren ich bedurfte. Hierdurch entzog ich mich auch einer neuen Gesellschaft, die sich in meinem Hause gebildet hatte, und die aus Leuten bestand, die ich in ruhigern Zeiten mit großem Vergnügen bey mir würde gesehn haben. Dieß waren der Abbe Perigord, seit kurzem Bischoff von Autün, der Graf von Narbonne und der Marquis de la Fayette. Ich kannte sie seit lange und als Männer, welche List und Ränke so wenig liebten als ich. Der Eine war ernst, aber sanft und gefällig; der Andre fröh-

lich, schimmernd und witzig; der Letzte zutraulich und durch Anmuth und Offenheit beliebt. Ihre Denkart nahm aber jetzt einen neuen Schwung und die Politik verscheuchte die fröhliche Laune. Aus einigen Reden, die ihnen entfielen, konnte ich die Ursache dieser Veränderung leicht abnehmen. Auch sie wurden gewahr, daß unsere gegenseitigen Grundsätze nicht zusammen stimmten, und daß sonach mein Haus kein schicklicher Platz für ihre Zusammenkünfte und Verabredungen war. Meine Entfernung trennte uns für immer.

An solchen Tagen, wo ich die Academie besuchte, schlief ich zu Paris, und brachte dann öfters die Abende bey Herrn Necker zu. Da ich mich hier im Zirkel der Minister befand, so sprach ich mit ihnen ohne Rückhalt über das, was ich gesehn und was ich vernommen hatte. Ich fand sie wie verdutzt und als Menschen, die nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht. Die Vorfälle zu Versailles hatten Herrn Necker die Augen geöffnet, und ich fand ihn niedergeschlagen. Als ich eines Tages bey ihm mit den vornehmsten Deputirten des dritten Standes zu Mittag speißte, glaubte ich an der kalten Art, womit sie seine Höflichkeiten und seine zuvorkommende Achtsamkeit erwiederten, zu bemerken, daß sie ihm wohl die Verwaltung der Staatsgeschäfte anvertrauen, aber sich nicht von ihm leiten lassen wollten.

Herr von Montmorin, mit dem ich gleichfalls über die dringende Nothwendigkeit sprach, den König dahin zu bringen, daß er sich in eine Gränzfestung begebe und an die Spitze eines Heeres stelle, setzte mir den Geldmangel, den zu befürchtenden Bankerot und Bürgerkrieg entgegen.

„Sie halten also die Gefahr für sehr dringend, um sobald zu den äußersten Mitteln zu schreiten?" fügte er hinzu. — So dringend, war meine Antwort, daß nach Verlauf eines Monaths ich weder für die persönliche Freyheit des Königs, noch für sein Leben, oder auch des Ihrigen, mich verbürgen mögte.

Ach! Chamfort hatte mich zum Propheten gemacht. Aber ich ward nicht gehört; oder vielmehr, ich ward es von einem schwachen Minister, der selbst nicht gehört ward.

VIII.

C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libri VIII. Ad optimorum exemplariorum fidem recensiti atque prooemio, argumentis et indice rerum instructi a Io. Augustino Wagner. Göttingen, Dieterich 1805. 212 S. und ein Bogen Register.

Commentarius perpetuus in C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libros VIII. conscriptus a I. A. Wagner. 284 S. gr. 8.

Obgleich der lateinische Sänger des Argonauten-Zugs, wenn einer, durch große und gelehrte Commentarien ausgestattet worden ist: so fehlte uns doch noch ein kritisch möglichst berichtigter Text, eine fortlaufende, leicht zu übersehende Erklärung und eine ästhetische Würdigung seines Dichter-Verdienstes, welche die Mitte zwischen Scaligers herabsezzender Censur und Burmanns Ueberschätzung halte und den Dichter überhaupt nach reinern Kunst-Principien beurtheile. Was Hr. Conr. Wagner in Mer-

seburg in dem Vorbericht zu dem Text seines Flaccus hierüber beybringt, können wir nicht für ausreichend ansehen und erwarten das Gehörnde von Manso's Scharfsinn, der sich im nächsten Stück der Nachträge zum Sulzer über diesen Dichter verbreiten wird. Was aber den Text anlangt, so hat er unter den Händen und der sorgsamen Pflege des gelehrten Herausgebers vieles gewonnen; der Commentar besteht großentheils in einer Art von erläuternder Umschreibung und nimmt so gar nichts von gelehrter Miene an, daß wenigstens der verwöhnte Geschmack der Ausländer vornehm auf ihn herab sehen dürfte; wirklich scheint er uns selbst, ungeachtet des Zweckes, auf welchen die Ruperti'sche Unternehmung, zu der Valerius Flaccus gehört, berechnet ist, etwas zu mager, wobey wir aber nicht verkennen, daß er, bey einer scheinbaren Armuth, doch gehaltvoll ist und wohl manchen glänzenden und wortreichen Commentar im Wettkampf besiegen würde.

Sehr erleichtert wird das Verständniß des nicht leichten Dichters durch die fortlaufende Paraphrase; die Kritik wird nur berührt; nur bey sehr verdorbnen oder höchst schwierigen Stellen wird ins Einzelne gegangen; ungeachtet keine neuen kritischen Hülfsmittel vorhanden waren, ist doch durch fleißige Sammlung der in vielen Werken zerstreuten und durch des Her. eignes kritisches Urtheil viel geleistet

worden. Die Vergleichung des Hauptschriftstellers, von dem Flaccus abhängt, ist nicht ganz so durchgeführt, wie es zu einer gerechten Schätzung des Dichters wünschenswerth wäre; indeß fehlt es doch weder in der Vorrede noch in einzelnen Anmerkungen an Winken darüber.

Was wir Neues und Merkwürdiges gefunden, wo wir Anstoß genommen haben oder noch Aufklärung suchen, wollen wir für künftigen Gebrauch hier angeben.

Wir stimmen dem Hr. und den andern Auslegern bey, daß B. 1 V. 5 f.

Phoebe, mone, si Cymaeae mihi conscia vatis
Stat casta cortina domo — — — — —

eine Anspielung auf das Amt eines Quindecimvir enthalte, denen die Aufsicht über die Sibyllinischen Bücher anvertraut war. Nur sehen wir nicht, warum der Hr. die gesuchte Wortverbindung annimmt: mihi domo, domi meae, und noch mehr stat casta, welches veranlassen könnte zu glauben, der Hr. habe casta für den Nominativ genommen. Auch dürfte sich seine Erklärung von conscia, quae continet, aus dieser Stelle schwerlich rechtfertigen lassen, da „der Dreyfuß, welcher die Sibylle einschließt," sehr gezwungen und gekünstelt gesagt wäre, für den, der die sibyllinischen Bücher in sich hält. Warum wollten wir den Vers nicht in folgendem Sinne nehmen?

Lehre mich, Phöbus, wenn der Cymäischen Seh'rin vertrauten
Dreyfuß birgt mein heiliges Haus.

V. 123 ff. wird der Bau der Argo beschrieben, wie er sich den Augen der Juno darstellt.

— jam pinus gracili dissolvere lamna
Thespiaden, jungique latus, lentoque sequaces
Molliri videt igne trabes, remisque paratis
Pallada velifero quaerentem brachia malo.

Ein übler Druckfehler mala hat sich hier im Text eingeschlichen. Wenn der Her. die Verrichtung mit der gracilis lamna vom Spalten der Fichten durch Keile versteht, so sprechen diese Ausdrücke selbst gegen ihn und Virgils: argutae lamina serrae. Von molliri trabes wird eine doppelte Erklärung gegeben. Daß aber hier nicht von Leichtmachung durch Austreiben der flüssigen Theile am Feuer, sondern einzig (nach des Her. zweyter Erklärung) vom Krümmen des Gebälkes durch Feuer die Rede sey, welche Vorrichtung bereits im Theocrit vorkommt und von Schneider zum Orpheus Arg. V. 66 erläutert wird, das beweisen schon die Prädicate sequaces trabes, lento igne. Wir übersetzen:

Juno sieht den Thespier, wie er mit zierlichem Bleche
Säget die Fichten und eint des Schiffes Wände und schmeidigt

An dem erweichenden Feu'r die gefügigen Balken, und
fertigt
Ruder; wie Pallas den Mast mit Segeln verzieret
und Armen.

Alcimede sagt zu ihrem Sohn beym Scheiden V. 323 ff. Wenn du nur dereinst glücklich zu mir zurückkehrst, so will ich gern unterdeß die lange Sorge um dich ertragen:

Sin aliud Fortuna parat, miserere parentum,
Mors bona, dum metus est, nec adhuc dolor.—

Der Her. scheint uns bey dieser Stelle einen nodus in scirpo zu suchen und sehr zum Nachtheil des Sinnes das Punct hinter parentum hergestellt zu haben, das Zinzerling und Heinsius mit Recht verwarfen. Der Sinn ist nach richtiger Interpunction klar und schön:

Wenn es anders das Schicksal beschließt, so erbarme
der Eltern
Dich, o gütiger Tod, da noch Furcht, nicht Schmerz
uns ergreifet.

Ist es aber, will sie sagen, beschlossen, daß mein Sohn nicht zurückkehrt, so möge uns wenigstens der Tod früher wegraffen, als wir die Trauer-Nachricht von seinem Tode erfahren.

Der Ausdruck ratem tollere remo V. 340 hätte wohl einer Erklärung bedurft, da er die Ausleger sehr beschäftigt und nicht gewöhnlich ist.

Er scheint entweder auf das Abstoßen vom Lande oder auf das kräftige Forttreiben des Schiffes durch den Ruderschlag zu gehen. Ganz anders ist der Fall, wenn der Ausdruck von dem Meere gebraucht wird, das eine Gottheit durch die Sturmwinde aufregt, wie in Statius Achilleide 1, 43 f.

Non potui infelix, cum primum in gurgite nostro
Rhoeteae cecidere trabes, attollere magnum
Aequor?

Eine Schlange war auf den Knaben Phalerus von einem Baum herabgeschossen V. 399

— — vacua nam lapsus ab arbore parvum
Ter quater ardenti tergo circumvenit anguis.

Der Her. nimmt an dem Prädicat des Baumes Anstoß und bringt für vacua in Vorschlag cava oder patula. Jedoch könnte die gemeine Lesart den Augenblick bezeichnen, wo die Schlange eben den Baum verlassen hatte (vacua arbor):

— — es hatte der Drache vom Baume herunter
Schießend drey-, viermal das Kind umrungen mit glänzendem Rücken.

V. 501 f. hat der Her. richtiger als die vorigen Ausleger gefaßt, aber er hätte seiner bessern Erklärung zufolge auch die Interpunction bequemer eingerichtet, wenn er so hätte drucken lassen:

Una omnes gaudent superi venturaque mundo
Tempora quaeque vias cernunt sibi crescere Parcae.

Die Subjecte sind Superique Parcaeque:

Alle obere Götter sowohl erfreun sich der Zeiten,
Welche bevorstehn der Welt, als die Parzen der wachsenden Beute.

V. 528 f. wird nach Burmanns Anleitung richtig erklärt und durch die einzig wahre Interpunction verdeutlicht. Der Sonnengott bricht in Klagen über den Zug der Argonauten aus:

Adfremit his quassatque caput, qui vellera dono
Bellipotens sibi fixa videt tentataque; contra
Pallas et amborum gemuit Saturnia questus.

Beyfall murmelnd schüttelt sein Haupt der mächtige Kriegsgott,
Der die Gefahr des ihm geweiheten Vließes erblickt; doch
Seufzt Saturnia laut der Klagenden halber und Pallas.

Bisher hatte man in den Ausgaben verbunden: tentataque contra Pallas.

V. 578 hat der Her. eine Conjectur aus einer Recension des Harlesschen Valerius Flaccus in der philologischen Bibliothek, für deren Vf. er den Hn. Prof. Beck hält, aufgenommen. Ob wir gleich an mehreren Stellen den scharfsinnigen Verbesserun-

gen dieses Gelehrten beytreten, so können wir es doch nicht an dieser. Boreas fliegt über Land und Meer:

— Omne Dei rapidis nemus ingemit alis,
Strata Ceres, motoque niger sub praepete pontus.

Jeglicher Hain ertönt vom rauschenden Fittig, es stürzet
Ceres und unter dem Tritt des Geflügelten schwärzet das Meer sich.

Die von dem Her. angenommene Veränderung des angeführten Kritikers: motu — sub praepete ist wenigstens unnöthig und moto sub praepete „während sich der Geflügelte bewegte“ scheint uns viel lebendiger und poetischer, wie dort von Apollo:

Ἔκλαγξαν δ' ἄρ' ὀϊστοὶ ἐπ' ὤμων χωομένοιο,
Αὐτοῦ κινηθέντος.

Die Argo wird durch einen Sturm äußerst mitgenommen und die Mannschaft sieht jeden Augenblick ihrem Untergang entgegen. Hier machte V. 636 Adspectu tota in misero quum protenus alnus Solvitur eine große Schwierigkeit, die der Her. glücklich dadurch hebt, daß er mit dem Kritiker der philolog. Bibliothek statt tota liest toti und es zu dem Vorhergehenden zieht:

Verba alii junguntque manus, atque ora fatigant
Adspectu toti in misero, quum protinus alnus
Solvitur, et vasto puppis mare sorbet hiatu.

Abschied nehmend reichen sich Andre die Hand, und ermüden
Ganz im kläglichen Anblick verloren die Augen; es öffnet
Stracks sich das Schiff, und es schlürft mit der weiten Oeffnung das Meer ein.

V. 664 schreibt der Her. Aut Atho, aut Rhodopen statt Athon; welches letztre gegen das Metrum anstößt. In Atho aut ist der Hiatus zulässig und die letzte Sylbe von Atho wird nach griechischer Art wie in Αϑω, wegen des folgenden Selbstlauters, für kurz angenommen.

Jason spricht betend von dem überstandenen Sturm V. 670 f.

Seu casus nox ista fuit, seu volvitur axis,
Ut superum sic staret opus, tollique vicissim
Pontus habet.

Es springt in die Augen, von welchen Schwierigkeiten diese Stelle gedrückt werde, welche der Her. durch Aufnahme der Oudendorpischen Verbesserung beseitigt hat:

— — — — seu volvitur axis
Vi superum, seu sidere opus tollique vicissim
Pontus habet.

Möchte den Nachtsturm zeugen der Zufall, sich drehen
die Axe
Durch der Olympier Kraft, mag im Wechsel zu ruhen
bestimmt seyn
Und zu toben das Meer.

Während Aeson opfert und die Manen seiner Vorfahren hervorruft, erschallt das Gerücht, daß sich König Pelias bereite, Rache wegen des entführten Sohnes zu nehmen. Die dunkeln Verse 755 ff.

Flagrantes aras vestemque nemusque sacerdos
Praecipitat subitisque pavens circumspicit Aeson,
Quid moveat.

welche der Her. glücklich von der plötzlichen Unterbrechung oder Aufhebung des Opfers erklärt, übersetzen wir in diesem Sinne:

Aeson der Priester verläßt in Eile den brennenden
Altar
Und das Opfergewand und den Hain, und betäubt
von dem Schrecken
Sinnet er, was er beginn'!

In der gleich darauf folgenden nicht deutlichen Stelle:

— — Quam multa leo cunctatus in arcta
Mole virum rictuque genas et lumina pressit

tritt der Her. in den Anmerkungen Columbus Verbesserung bey: rictumque gemens et lumina pressit:

— — — Wie der zögernde Leu im Gedränge
Seufzend zusammenbeißet die Zähn' und blinzt mit
den Augen.

Der Her. nimmt Anstoß daran, daß V. 779 von der Alcimede gesagt wird, sie habe ein schwarzes Rind zum nächtlichen Opfer des Dis aufbewahrt, gentis de more nefandae, weil es nicht ehrenvoll für die Alcimede gesagt sey, daß sie sich nach den Gebräuchen einer gentis nefandae bequemt. Wenn auch diese Erinnerung einigen Grund haben sollte, so möchte doch eine darauf gebaute Aenderung des Textes den Dichter mehr als die Abschriften verbessern. Erstrer schrieb gewiß so wie wir lesen. Wie die Mächte der Unterwelt zu bezwingen, lernte man am sichersten von den darin so versuchten thessalischen Zauberern, insonderheit des weiblichen Geschlechts, die von ihren fürchterlichen und gewaltsamen magischen Operationen gens nefanda heißen, wie bey Lucan und bey Statius Theb. 3, 140 f. Thessalis, — Cui gentile nefas hominem revocare canendo. Von diesen thessalischen Künsten mußte mithin auch Alcimede Gebrauch machen,

sollte ihr Todten-Opfer anders nicht ohne Erfolg bleiben.

V. 781—4 erhalten ihre erwünschte Aufklärung durch die hier benutzten Bemerkungen von Jacobs in Matthiä's Miscellaneis philol. Bd. 1 St. 2 S. 72 f. Die aus der Unterwelt hervorgezauberten Manen cunctae primis stant faucibus Orci. Das matte cunctae ist zwar im Text beybehalten worden, sollte aber künftig billig Jacobsens vinctae weichen, welches auf den theils in Formeln (carmina), theils in Zauberknoten (vincula), theils in bindenden Fäden (licia), die auf einen Kreisel (turbo) aufgewickelt wurden, bestehenden Zauber geht, womit die Magie die Gegenstände ihrer Beschwörung an sich zog und festhielt. Nach vollbrachter Nekyomantie läßt nun Alcimede die Schatten wieder zur Unterwelt zurückkehren, jamjam exorabile retro Carmen agens, welches Jacobs gelehrt erläutert. Wie nemlich durch Wiederabwicklung der Fäden vom Kreisel oder der Spindel der Zauber wieder aufgehoben wurde, so konnte durch entgegengesetzte Zauber-Formeln die Kraft der vorigen wieder entkräftet werden, oder vielmehr, wenn wir die Ausdrücke retro carmen agere beym Valerius Flaccus und verba resolvere et dimittere umbram beym Quintilian mit Horazens Citumque retro solve, solve turbinem genauer

ins Auge fassen, die Manen kehrten an ihren Ort zurück, wenn man dieselben Zauberformeln, womit man sie citirt hatte, rückwärts las oder hersagte, eine Ansicht, welche durch die in Fausts Höllenzwang und von allen Geister-Beschwörern vorgeschriebnen Gebräuche, die sich gewiß in das Alterthum verlieren, unterstützt wird.

Wenn Tiphys B. 2, V. 61 f. sagt:

> Atque adeo non illa sequi mihi sidera monstrant,
> Quae delapsa polo reficit mare. —

> Aber es zeigen mir nicht die Sterne den Weg, den ich gehn soll,
> Welche gesunken vom Pol das Meer erfrischet —

so haben sich die Ausleger wohl ganz unnöthiger Weise in dem Worte monstrant verwickelt, und wenn gleich des Her. dafür vorgeschlagnes mens est dem Ohr nicht so weh thut als Heinsius mens stat, so ist doch der schwerere und dichterisch schönere Ausdruck: sidera mihi monstrant τὸ sequi, i. quam ingredi debeam viam, die Richtung des Weges, wofür sequi nach Burmanns Ausführung zu B. 1 V. 3 gesetzt wird, jeder Verbesserung weit vorzuziehen. Die Sterne sind die Wegweiser und der Steuermann folgt ihrer Leitung.

Venus bereitet V. 101 ff. den Lemnierinnen Verderben:

> — — — — neque enim alma videri
> Iam tumet, aut tereti crinem subnectitur auro,
> Sidereos diffusa sinus.

> — — — — nicht hold zu erscheinen begehrt sie,
> Noch umfaßt sie das Haar mit biegsamen Gold, an dem Busen
> Losgegürtet das himmlische Kleid.

Nicht ganz klar ist uns der Sinn, den der Her. in die Worte: sidereos diffusa sinus legt: „quod ego, sagt er, acceperim vel de laxo et male cincto amictu, vel de laetitia, cui se antea dederat, perpetua, Graeco διαχεῖσθαι, nostro: sich zerstreuen." Sinum diffundere kann wohl nur in so weit von der Erheiterung oder Zerstreuung gesagt werden, als das flatternde, entgürtete Gewand ein Zeichen der Fröhlichkeit ist, wie schon Burmann hier anmerkt. Hinlänglich bestätigen ließ sich diese Erklärung durch die Beschreibung der Venus mit lockigtem Haar und am Busen frey fliegenden Gewand auf Jasons Schild im Apollonius 1, 742 f.

> — — — — — βαθυπλόκαμος Κυθέρεια,
> Ἄρεος ὀχμάζουσα θοὸν σάκος· ἐκ δέ οἱ ὤμου
> Πῆχυν ἐπὶ σκαιὸν ξυνοχὴ κεχάλαστο χιτῶνος
> Νέρθεν ὑπὲρ μαζοῖο.

In der Erzählung von der Ermordung der Lemnier durch ihre Weiber V. 220 ff. findet man einige Dunkelheit der Wortfügung, welche uns durch folgende Interpunction wegzufallen scheint:

Invadunt aditus et quondam cara suorum
Corpora; pars, ut erant, dapibus vinoque soporos;
Pars, conferre manus etiam magnisque paratae
Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes.

In die Gemächer stürzen sie ein und morden der ihren
Einst geliebete Körper; ein Theil, die vom Schmaus und vom Schlafe,
Wie sie waren, begrabnen; ein Theil, auch fertig zum Streite
Und mit mächtigen Fackeln, die, welche wachend es schauten.

Ein Theil der Frauen überfiel die schlafenden Männer, und versetzte ihnen in diesem Zustande den Todesstreich; andere wagten sich sogar an die, welche noch wachend da lagen und waren auf Widerstand und Gewalt gegen sie gefaßt. Das letztre deutet auf einen höhern Grad von Muth und Wuth oder Unmenschlichkeit hin. Invadunt — dapibus vinoque soporos ist dem Maro nachgebildet, Aen. 2, 265. Invadunt urbem somno vinoque se-

pultam, für welches letztre Wort ein Gothaer Codex, den Worten des Valerius Flaccus noch ähnlicher, sopitam liest.

Ueber Verdorbenheit klagt man bey V. 235 ff.

— — diras aliae ad fastigia taedas
Injiciunt adduntque domos; pars ignibus atris
Effugiunt propere, sed dura in limine conjux
Obsidet, et viso repetunt incendia ferro.

Ein Theil der Lemnierinnen werfen Feuer auf die Giebel der Häuser. Hier ist den meisten Commentatoren adduntque domos verdächtig, und Jacobsens Verbesserung: adduntque rogos, scheint uns zwar nicht nothwendig, aber doch dem, was der Dichter sagt, etwas Pikantes zu geben. Die Grausamen stecken über den theils gemordeten, theils halbentseelten Männern die Häuser an, gleich als wollten sie ihnen die letzte Ehre des Scheiterhaufens erzeigen. So spottet Tydeus des von seiner Lanze getödteten Idas, dessen Schläfe die Flamme der Fackel, die er geschleudert hatte, ergreift, im Statius Theb. 8, 473 f.

— — — Saevos ne dixeris Argos.
Igne tuo, Thebane, rogum concedimus. Arde.

Der Her. nimmt die Lesart einer Handschrift bey Harles obduntque domos in den Text auf, welche wir nicht sowohl von einer Verrammlung der

Thüren als davon verstehen würden, daß sich diese Unholdinnen vor den Thüren postirten, um die Männer nicht heraus zu lassen. Allein schon Pius scheint uns die gemeine Lesart adduntque domos sehr gut erklärt zu haben: ad cladem addunt, exurunt insuper penates. So sagt Aeneas zu seinem Vater, der das brennende Troja nicht verlassen will Aen. 2, 660 f. Si sedet hoc animo, perituraeque addere Trojae Teque tuosque juvat. Statt ignibus atris effugiunt liest der Her. mit der Handschrift bey Harles: ignibus acti, weil atris ein mattes und müßiges Beywort sey, als wenn es nicht das solenne schmückende Prädicat des Feuers wäre, was hier auch nichts weniger als bedeutungslos seyn würde, da der Anblick der dicken, schwarzen Dampfwolken vorzüglich furchtbar ist. Allein der wahre Grund, warum die Lesart des Codex hier den Vorzug verdienen möchte, ist vielmehr in der Ungewöhnlichkeit der Construction ignibus effugere zu suchen, die auch Heinsius nicht für lateinisch hielt. Noch eine Schwierigkeit begegnet uns, auf die wir von andern keine Rücksicht genommen sehen. Nach dem diras aliae fühlt man sich beym Lesen geneigt, das folgende pars ignibus atris auch auf die Frauen zu beziehen, wie vorhin V. 221 f. das wiederholte pars auf sie ging. Um den Gegensatz der Frauen und Männer daher deutlicher herauszuheben, würde gelesen werden können:

laceri ignibus acti Effugiunt, oder auch acti ignibus atris. Bey V. 238 wäre vielleicht die Bemerkung nicht überflüssig angebracht gewesen, daß obsidere hier absolute für stehen, warten gesetzt wird wie im Terenz: Nunc vero domi certum obsidere est. Oder man müßte zu obsidet aus dem folgenden incendia fügen. Hier noch die Uebersetzung der Verse nach unsrer Ansicht der Stelle:

— es schleudern die andern schreckliche Fackeln
Auf die Giebel und fügen den Brand der Häuser zum Morde.
Zwar entraffen den Flammen sich die zerfleischeten Gatten,
Aber die grausamen Weiber umlagern die Schwell', und es fliehen
Nach erblicketem Schwert die Männer zurück in das Feuer.

Wenn Hypsipyle mit ihrem Vater als Bacchus durch die Stadt fährt und zu dem Gott V. 275 spricht:

— — sine foedatum te funere pontus
Expiet, et referam lotos in templa dracones.

— und vergönn, daß ich dich von dem Morde Befleckten im Meere
Sühn' und dem Tempel bringe zurück die gebadeten Drachen.

so will Carrio unter den Drachen eine Art von Zeichen oder Fahnen verstanden wissen, die im Tempel des Bacchus aufgehängt gewesen, und der Her. tritt bey, doch mit der nähern Bestimmung, daß diese Fahnen nicht etwa die Gestalt von Drachen gehabt, sondern daß man bey dem Ausdruck blos an den Begriff des Flatterns (aber dachte man sich denn die Drachen oder Schlangen als fliegend?) gedacht habe und daß diese Fahnen aus Tigerfellen bestanden haben. Wir sehen aber keinen Grund zu dieser gewagten Deutung, da wir ja füglich den heiligen Drachen, der sich in der mystischen Kiste befand (plenae tacita formidine cistae V. 267), verstehen können. Denn wenn bey den Reinigungen der Götter nicht blos die Bildsäulen derselben, sondern auch die andern heiligen Geräthschaften gebadet wurden (s. Spanheim Einleitung zu Callimachus Hymnus auf das Bad der Pallas), so darf es ja wohl auch nicht befremden, wenn Hypsipyle die Bacchische Schlange badet.

In der Vergleichung von dem Kriegs-Roß V. 386 ff. mögen noch Dunkelheiten seyn. Vor der Hand hätte aber doch die von Heyne zum Tibull vorgezeichnete Interpunction, als die, welche den bequemsten Sinn giebt, angenommen zu werden verdient. Nicht anders wurde Jason entzündet:

Quam bellator equus, longa quem frigida pace
Terra juvat brevis, in laevos piger angitur
orbes,
Frena tamen dominumque velit, si Martius aures
Clamor et obliti rursus fragor impleat aeris.

Wie das kriegrische Roß sich im langen Frieden ge-
wöhnet
An das kleine heimische Feld, und links antretend
Widerstrebt dem Gebiß, doch den Herrn begehrt und
die Zügel,
Füllet sein Ohr das Kriegesgeschrey, die vergessene Tuba.

Hypsipyle reicht dem scheidenden Jason das Schwert des Thoas V. 419 f.

Accipe, ait, bellis mediaeque ut pulvere pugnae
Sim comes.

Nimm, damit ich dich stets im Kriege begleit' und im
Staub der
Feldschlacht.

Die Anmerkung sagt: sim tibi comes statt: „mein Angedenken begleite dich," sey zu gezwungen ausgedrückt und der Her. habe daher im Text gesetzt: sit. Allein der Setzer hat wirklich sim stehen lassen, wir wissen nicht, ob durch ein Gefühl geleitet, daß jenes die gewähltere Lesart seyn möchte und daß der Liebe und Zärtlichkeit eine etwas kühnere Sprache wohl anstehe.

V. 439 hat der Her. Schraders preiswürdiger Verbesserung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem er mit ihm liest:

Hactenus in populos vati, Samothraca, diemque
Missa vale, sacrisque metum servemus opertis.

So weit nur unter das Volk und gebracht an den Tag von dem Seher,
Lebe wohl, Samothraka, und Ehre sey deinem Geheimniß!

Samethraca ist im Text ein Druckfehler. Die Schradersche Emendation gründet sich auf den Apollonius. Der gemeinen Lesart: Hactenus in populos, vates Samothraca, diemque Missa mane war kein rechter Sinn abzugewinnen.

Hesione erzählt dem Hercules V. 473 f.

Nos Ili veteris quondam genus, invida donec
Laomedonteos fugeret Fortuna Penates.

Wir sind des Ilus Geschlecht, des weiland alten, so lange,
Bis Laomedons Penaten das neidische Glück floh.

Der Pleonasmus in Ili veteris quondam, welchen wir in der Uebersetzung nachgeahmt haben, würde uns nicht eben mit Slothouwer und dem Herstören, da ähnliche genug vorkommen, wie veteres senes Tibull 1, 8, 50, vetus senectus Horaz

Epod. 8, 3., Γενῆ παλαιγενεῖ ἐναλίγκιος Homer H. an d. Ceres V. 101., τότ' ἦσαν Χρύσειοι πάλαι ἄνδρες Theocrit 12, 16. Allein wir sehen nicht, wie sie sagen konnte: sie sey aus dem Geschlecht des Ilus so lange gewesen, bis das Glück von Ilium gewichen. Aus dieser Ursache stimmen wir recht sehr für Slothouwers scharfsinnige Verbesserung:

Nos Ili felix quondam genus.

So spricht Ovid Fast. 6, 419 f. von Iliums ehmaligem Glücksstand:

Moenia Dardanides nuper nova fecerat Ilus:
Ilus adhuc Asiae dives habebat opes.

In der Beschreibung von dem Auge des Seeungeheuers, welches die Hesione zu verschlingen drohte V. 499 f. stellantia glauca Lumina nube tremunt scheint uns des Her. Deutung der nubes glauca auf das von den Wellen umwölkte Haupt gezwungen, dagegen aber Maserius Erklärung: lumen ardentissimum inter orbem glaucum sehr natürlich und passend: „der blinkende Augenstern im blauen Wolkenauge."

Ueber V. 512 — 520 fühlen wir uns zu einigen Anmerkungen bewogen. Der Fels, auf welchen Hercules springt (Insiluit scopulo), um das Seeungeheuer zu bekämpfen, ist nicht der, an welchem

Hesione angekettet war V. 542 f., sondern in der Nähe desselben, und muß zu der Reihe der am Gestade hinlaufenden Felsen gehörig (V. 525—7) gedacht werden. Vermuthlich konnte Hercules von dieser Höhe aus dem Ungeheuer am besten beykommen oder auch wohl sich gegen Anfälle desselben hinter Vorsprüngen des Felsens sichern. Und so möchte vielleicht (nur anders modificirt) die Sage von dem τεῖχος ἀμφίχυτον Ἡρακλῆος beym Homer Il. 20, 145 ff. zum Grunde liegen:

— der geschüttete Wall des göttergleichen Herakles,
Den ihm hoch die Troer vordem und Pallas Athene
Ründeten, daß sich bergend dem Meerscheusal er entrönne,
Wann es einmal vom Gestade daher ihn scheucht' in das Blachfeld.

Und nach dem Hellanicus beym Scholiasten des Homer scheint er von diesem Erdwall sich in den Rachen des Thieres gestürzt zu haben. Wir sind zweifelhaft, ob der Her. mit Recht den Hercules zum Subject des Folgenden macht: motumque e sedibus aequor Horruit et celsi spatiosa volumina monstri, theils, weil es eine würdigere Vorstellung von Hercules giebt, wenn er so stürmend sich auf den Felsen schwingt, daß das Meer und selbst das Ungeheuer einen Augenblick erbebt, theils weil nach des Her. Deutung die Folge der Ge-

danken etwas ungehöriges hätte. Er betet zu den Göttern, springt auf die Klippe und schaudert vor der aufgeregten See und dem Meerscheusal. Was die folgende Vergleichung V. 515 ff. betrifft, so glauben wir, sie müsse in Eins mit V. 518 als Nachsatz gezogen und also interpungirt werden:

> Qualis ubi a gelidi Boreas convallibus Hebri
> Tollitur, et volucres Rhipaea per ardua nubes
> Praecipitat, piceo nondum tenet omnia coelo;
> Illa simul molem horrificam scopulosaque terga
> Promovet.

Der Lesart scopulosa terga zieht der Hr. Heinsius Conjectur scruposa vor, ohne sie jedoch dem Texte aufzudringen. So gelehrt sie auch von Heinsius unterstützt wird, bleiben wir doch bey der gelehrteren und weniger gewöhnlichen Vulgate stehen. Das meiste macht in dieser Stelle das Ende zu schaffen: intremere Ida Illidique ratis pronaeque resurgere turres. Den Ida möchten wir auf keinen Fall missen oder gegen Becks intremere undae Illidique vadis vertauschen, ob uns gleich vadis selbst anlächelt. Denn unsre Meinung geht dahin, daß vielleicht zu lesen sey:

> — — — — intremere Ide,
> Illidique vadis pronaeque resurgere puppes.

Die Fahrzeuge, die gerade auf der See waren, wurden vom Sturme bald in den Grund hinab, bald

wieder in die Höhe geschleudert. Vgl. 8, 330 f. Der Eurus beym Virgil Aen. 1, 112 Illiditque vadis sc. tres naves. Vgl. Valerius Flaccus 4, 410. Jetzt, nachdem wir unsre Gedanken über das Einzelne vorgetragen haben, drücken wir diesen zufolge die Verse also aus:

Jener, nachdem er den Vater, die Götter des Meeres und seine
Waffen beschworen, springt auf den Fels: es erbebt die von Grundaus
Aufgeschreckete See und das vielgewundene Unthier.
Wie sich der Boreas hebt aus den kalten Thalen des Hebrus,
Ueber Rhipäische Höhen hinrollend die flüchtigen Wolken,
Aber nicht ganz noch bedecket mit Nacht die Veste des Himmels:
Also wälzet die Bestie fort den felsigen Rücken
Und den schrecklichen Leib und kommt mit gewaltigem Schatten;
Ida zittert; die Schiffe versinken und heben sich wieder.

Es verdient Beyfall, daß der Her. V. 621 statt des unstatthaften Ianus Withofs schöne Verbesserung Taurus aufgenommen hat: Taurus et occiduis regnator montibus Atlas. Der Atlas in Westen ließ als Gegensatz ein Gebirge in Osten erwarten.

In der Geschichte von dem unglücklichen nächtlichen Streit mit den Dolionen weicht Valerius Flaccus sehr vom Apollonius 1, 1092 ff. und Orpheus V. 535 ff. ab. Nach dem Flaccus hatte sich Cyzicus, der König der Cyzicener, den Zorn der Cybele durch Erlegung eines ihrer Löwen zugezogen und die Göttinn dadurch vermocht, die von ihnen nach einer freundlichen Aufnahme abgereisten Argonauten durch Sturm in der Nacht an ihre Küste zurückzuwerfen, wo sie von den Einwohnern als vermeinte Feinde in der Dunkelheit angegriffen, der König Cyzicus selbst aber im Gefechte getödtet wurde. In den beiden griechischen Dichtern hingegen datirt sich der Zorn der Rhea oder Cybele, nicht gegen die Cyzicener, sondern gegen die Argonauten, daher, daß sie die Giganten und den Cyzicus erlegt hatten. Sie hielt sie deswegen durch lange Stürme auf, bis sie von ihnen versöhnt wurde.

Die Stelle von dem nächtlichen Opfer des Medon B. 3, V. 117 ff., welches dieser unvollendet ließ (Linquit—infectaque pernox sacra, wie Mopsus V. 414 darbringt lustralia pernox Vota), um dem Feind entgegen zu gehen, ist noch nicht ganz aufs Reine gebracht, wenn gleich Bentley's heller und scharfer Blick ihr nützlich gewesen ist. Statt: Statque loco torus, in quo (omen) oder in quo omnes mansere ministri giebt der Her. Bentley's Verbesserung:

Statque loco torus, insomnes mansere ministri.

Es ist hier von der Unterbrechung eines nächtlichen Opfers die Rede, bey welchem wir nicht einsehen, was die Erwähnung des torus soll (wenn man es nicht etwa von den Sesseln oder Tischen beym Opfermahl versteht, wie 4, 530.) und wo uns die letzten Worte, ungeachtet dessen, was Bentley und der Her. darüber sagen, ziemlich matt und müßig scheinen. Das omen in der gemeinen Lesart sollte man doch nicht für so verwerflich achten, da die Unterbrechung eines Opfers für eine Sache von böser Vorbedeutung galt. Was den Anfang des Verses anlangt, so vermutheten wir: Statque loco taurus, wie von dem Stygischen Opfer 1, 775 taurus Stabat adhuc u. s. w. Ueber die andre Hälfte können wir nicht mit uns einig werden. Wie der Vers von Bentley gelesen wird, würde er, dünkt uns, noch eher hinter V. 116 passen, wo vom Genysus die Rede ist, der aus seinem Schlafgemach hinaus eilt, und wo sich die Verse so an einander reihen würden:

Ast illi subitus ventis vivoque reluxit
Torre focus; telis gaudes, miserande, repertis,
Statque loco torus, insomnes mansere ministri.

Doch auf dem Heerde leuchtet ihm jetzt ein durch Hauche belebter
Feuerbrand; ach, dich erfreun die wiedergefundnen Geschosse!

Leer steht der Torus, und die Diener warten des Herren!

V. 122 ist der Her. nicht mit Bentley's Verbesserung: Inde vagi nec bella (f. tela) modis nec casibus isdem Conseruere manu zufrieden, weil bella manu conserere eben so unlateinisch sey als tela manu conserere. Daß bella conserere wenigstens gut sey, zeigt Bentley aus V. 30, nur der Beysatz manu wäre folglich bedenklich. Warum liest man also nicht lieber:

> Inde vagi nec bella modis nec casibus isdem
> Conseruere manus.

Manus haben auch Handschriften, und so stimmte die Redensart ganz mit dem citirten 30sten Vers überein: Ut socias in nocte manus atque impia bella Conferat.

Phlegyas stürzt mit einer Pechfackel daher, aber gegen ihn erhebt sich Hercules V. 133 ff.

> Tollitur hinc totusque ruit Tirynthius arcu,
> Pectore certa regens adversa spicula flamma,
> Per piceos accensa globos, et pectus harundo
> Per medium contenta fugit.

> Gegen ihn spannet mit Macht der Tirynthische Heros den Bogen,
> Richtend das sichre Geschoß von der Brust in die feindliche Flamme;

Angezündet von ihr durchflog der geschnellete Rohrpfeil
Durch die Mitte der Brust.

In diesem Sinne erklärt der Her. diese Verse, deren zweiter als unverständlich von den Auslegern war mit einem Sternchen bezeichnet worden. Pectore geht auf Hercules Brust; denn man pflegte den Bogen an der Brust zu spannen. Adversa flamma müßte also wohl für in adversam flammam gesetzt seyn. Hercules gab seinem Pfeil die Richtung, daß er durch die Fackel des Phlegyas fuhr und von ihr entzündet mit verdoppelter Kraft in des Gegners Brust eindrang.

Clite, Cyzikus junge Gemahlinn, ruft die Frauen zur Klage über des Gatten Tod auf V. 316 ff.

Und sie spricht: Mein Gemahl, im ersten Jahr mir entrissen,
Nimmst du alles mit dir, bevor ich ein Pfand deiner Liebe,
Eine Wonne besitze von dir, die erträglich mir machte,
Theurer, deinen Verlust und ein wenig täuschte die Schmerzen.

Richtig faßt der Her. necdum suboles nec gaudia de te ulla mihi mit Burmann von Kindern, der Freude ihrer Eltern. Aehnlich sagt Lycurgus Gemahlinn zu ihrem getödteten Kinde beym Statius

Theb. 6, 163 Nulla ex te gaudia matri. Vgl. 10, 426 Si cui forte domi natorum gaudia. Es ist fast lustig zu lesen, wie sich Burmann hier gegen den sanctissimus Jesuita Cerda ereifert, daß er über den Virgil weitläuftig ausgeführt habe, die gaudia gehen auf die Freuden der Umarmung, da doch ein ehrwürdiger Pater diese nicht kennen und sich nicht mit Untersuchung solcher schlüpfriger Wortbedeutungen abgeben sollte. Zur Unterstützung ihrer Erklärung hätten die Ausleger den Apollonius 1, 973 ff. anführen können, der vom Cyzicus sagt:

Οὐδέ νύ πω παίδεσσιν ἀγαλλόμενος μεμόρητο·
Ἀλλ' ἔτι οἱ κατὰ δώματ' ἀκήρατος ἦεν ἀκοιτις
Ὠδίνων u. s. w.

Und in diesem edlern Sinne des Wortes gaudia nehmen wir auch im homerischen Hymnus an die Ceres V. 101 von dem alten Mütterchen: ἥτε τόκοιο Εἴργηται δώρων τε φιλοστεφάνου Ἀφροδίτης und die Worte der Anna zur Dido Aen. 4, 33 Nec dulces natos Veneris nec praemia noris? Was auch dagegen Ruhnkenius in der Vorrede zum homerischen Hymnus sagen mag.

Zu verwundern ist es, wie die Ausleger haben übersehen können, daß die rührende Klage der Clite V. 320—5 den Abschieds-Worten der Andromache

vom Hector Il. 6, 411—430 nachgebildet ist, zu welcher letztern Stelle auch Heyne in den Observationen (zu V. 429) auf den Valerius Flaccus verweist. Man höre nur die Elite:

Mir entriß des Mygdoniers Heer und blutige Waffen
Neulich das Vaterhaus und den Vater; vom heimlichen Pfeile,
Den die mächtige Trivia schoß, ward geraffet die Mutter.
Du, der mir Gatte zugleich und Bruder und Vater und Mutter
War, und von früher Jugend Beginn die einzige Hoffnung,
Ach, du verläßt mich, es stürzt die ganze Stadt nun zusammen.

Natales domos V. 321 erklärt der Her. durch patris hereditatem. Aber es ist hier von keiner Erbschaft die Rede, deren auch Homer nicht gedenkt, sondern von der ganzen Familie, dem ganzen väterlichen Haus, welches vom Feind ausgerottet wurde. Da Vater und Mutter noch besonders genannt werden, so hat man vorzüglich an die Geschwister zu denken, die auch V. 323 mit angedeutet werden. Der Her. fragt, warum er die Mutter vom unsichtbaren Pfeil Dianens umkommen lasse. Die Antwort ist, weil er dem Homer folgt, bey welchem Andromache ebenfalls von ihrer Mutter V. 428 erzählt:

Aber sie starb durch Artemis Pfeil im Pallaste des
Vaters.

Eben so wenig hat man bemerkt, daß die folgenden Worte der Clite V. 326 f.

Ast ego non media te saltem, Cyzice, vidi
Tendentem mihi morte manus, aut ulla momentis
Verba tuli.

Nicht einmal sah ich dich die Hände mir reichen im
Sterben,
Cyzicus, noch erhielt ich von dir ein Wort der Erinnrung.

aus der Klage der Andromache über Hectors Tod II. 24, 743 entlehnt sind:

Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem
Bette gereichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, welches ich
ewig
Eingedenk erwöge, bey Tag und Nacht dich beweinend.

In V. 439 f. war bisher eine starke Corruptel: prosectaque partim Pectora per medios, partim gerit obvius Idmon. Das doppelte partim weist entweder auf eine doppelte Handlung oder auf eine doppelte Person. Das letztre ist hier wirklich der Fall, und der Her. hat die Stelle aus der Handschrift bey Harles hergestellt, welche liest:

partim Pectora fert Mopsus, partim gerit obvius Idmon.

Zu kurz wird vom Her. die merkwürdige Schilderung der Zauber-Gebräuche V. 444 ff. abgefertigt:

Mopsus formet, wie sichs gebührt, zu Männer-Gestalten
Eichenstämm' und heftet daran nachgeahmete Waffen.
In sie beschwört er den stygischen Zorn, die Rache vergoßnen
Blutes zu fahren, in sie die des Schlafs beraubenden Sorgen.

Apollonius weiß nichts davon, sondern statt dessen wird bey ihm 1, 1117 ff. aus dem Stamm eines alten Weinstocks ein Bild der Rhea künstlich geschnitzt. Keiner der Erklärer des Flaccus scheint sich aber bestimmt und deutlich gedacht zu haben, daß diese aus Eichen-Klötzen verfertigten und nach Art der Tropäen mit Waffen bekleideten Bilder (nicht die erschlagnen Cyzicener, wie Burmann meint, sondern) die Argonauten bedeuteten, von welchen die Cyzicener waren getödtet worden. Denn die Manen der Gefallenen sollen dadurch befriedigt werden, daß sie in die dazu aufgestellten Bilder fahren und gegen diese wüthen, gleich als wütheten sie gegen ihre Mörder selbst. Ueber den verschiednen Gebrauch solcher Puppen bey magischen Opfern im

Theocrit, Virgil, Horaz s. die Ausleger zu Virgil Ecl. 8, 73. 80. Aen. 4, 508. Gesner verstand dasselbe unter den πλάσματα des Orpheus Argon. 957 (960 Hermann).

In der Beschwerde der Juno über den Hercules V. 515 f. las man sonst: jam tum indecores justaeque dolorum Primitiae, et tenero superati protinus angues. Aber da nur Eine Handlung zu verstehen ist: „die Erwürgung der Schlangen gereichte der Juno zur Schande und zum Verdruß," so liest der Her. schicklich:

— — jam tum indecores justaeque dolorum
Primitiae a tenero superati protenus angues.

— — Schon entehrend für mich und der Schmerzen gerechte
Erstlinge waren die Schlangen vom zarten Knäblein erwürget.

In der Beschreibung der Nymphen V. 523 f. heißt es:

— — — — Levis omnibus arcus
Et manicae virides et stricta myrtus habena.

— — — Es schmücket die Nymphen der leichte Bogen, die grünlichen Aermel, der Myrtenspieß mit dem Riemen.

Da myrtus stricta habena eine bequeme Erklärung zuläßt, wie der Her. selbst angiebt, so scheint

es uns doch etwas zu voreilig, daß er Reinesius Conjectur, so schön und schmeichelnd sie übrigens ist, corytus statt myrtus, aufgenommen und mit Versetzung des Bindeworts in den Text gesetzt hat: stricta et corytus habena.

Wenn die Stelle V. 634 reboatque superbis Comminus ursa lupis von den Thieren des Waldes, die nach gewichenem Tiger oder Löwen wieder sich ihrer Fröhlichkeit auf ihren gewohnten Plätzen überlassen, sonderbar ist, da Bären und Wölfe einander eben nicht zu antworten pflegen: so muß man dagegen gestehen, daß des Her. Verbesserung: reboantque superbis Comminus arva lupis sehr passend sey. So heißt es vom lauten Kampfe der stolzen Stiere in Virgils Georg. 3, 223 reboant silvaeque et longus Olympus. Wir übertragen die ganze Vergleichung nach der vom Her. in dem einen Verse vorgeschlagnen Aenderung:

Wie zu den Waldhöhn erst rückführt die fröhliche Hirschkuh
Ihre Heerde; der Eber braust, von den muthigen Wölfen
Tönet wieder die Flur, wenn sich der Marzische Tiger
Hat entfernt, der verstummete Leu zu der Höhle zurückkehrt.

In der stolzen Anrede des Meleager an den Ja-

fon V. 670 plagte man sich vergebens mit der gemeinen Lesart:

> Ast egomet, quocunque voces, qua tegmina ferro
> Plura metam,

In des Her. Recension liest man dafür mit Recht die gelungene Jacobsische Verbesserung:

> Ast egomet, quocunque voces, sequar; agmina ferro
> Plura metam etc.

> Aber, wohin du mich rufst, ich folg'; es mähet mein Eisen
> Größere Schaar; dir geweiht ist die Hand, dir jeglicher Tropfen
> Meines Bluts, und ich fordre sogleich die größten der Werke.

Die etwas anstößige und den Anfechtungen der Abschreiber und Kritiker ausgesetzt gewesene Redensart V. 731 sidera sustulit astris ist blos durch die Worte sidera tollit in coelo erklärt worden. V. 737 wird: Non aliter gemitu quondam lea prolis ademtae Terga dedit von der Flucht erklärt, und keine Kenntniß von den Bedenken und Verbesserungs-Versuchen der Kritiker genommen. Da hier von keiner Flucht des Löwen die Rede seyn kann, wohl aber von dem Ingrimm des

beraubten (vgl. Ovid Met. 13, 547 f.), so würde vielleicht Terga ferit näher zum Ziele führen, da dieses Peitschen des Rückens mit dem Schwanze das Zeichen der Wuth ist, oder auch Torva fremit, wie Statius Theb. 10, 416 Ut lea — natos erecta superstat Mente sub incerta, torvum ac miserabile frendens. Vgl. Ilias 20, 164 ff. Lucan 1, 205 ff. Allein, ob wohl den Zügen nach weiter abweichend, ist doch dem Sinne nach Jacobsens Verbesserung die treffendste: Arva quatit, welches von einem lauten, erschütternden Geschrey gesagt wird.

Im vierten Buch V. 27 ff. erscheint Hylas dem Hercules im Traum und verkündigt ihm, er sey von der Nymphe zum Gott gemacht:

— — — — — — — inanes
Nunc Iovis accessus et jam mihi limina coeli
Conciliat, jungitque preces et fontis honores.

Der Her. läßt das, keiner genügenden Erklärung fähige inanes accessus Iovis im Texte stehen, neigt sich aber in der Anm. zu Jacobsens evidenter Verbesserung: in arces Nunc Iovis accessus. Schwerlich dürften mit dem Her. die preces auf die Bitten der Nymphe an den Hylas, sich zu beruhigen, gehen; vielmehr sind preces et honores fontis die Gebete und Opfer, die ihm als einer Gottheit der Quelle dargebracht werden. Sie eröff-

net, sagt Hylas, mir den Olymp und macht mich außerdem noch der Ehre einer Gottheit des Wassers theilhaftig:

> Zutritt verschaffet sie mir zu Jovis Burg und des Himmels
> Schwell', Anbetung fügt sie hinzu und die Ehre des Quelles.

Die Argonauten segeln weiter, und Orpheus stimmt einen Gesang an, V. 85 ff.

> Aber es sang vom erhabenen Bord der thracische Priester
> Seinen Gefährten zum Trost ob des ihnen vom Schicksal verhängten
> Ungemaches ein heilendes Lied, zu verscheuchen die Sorgen,
> Das von den Saiten begleitet die Trauer, den Zorn und das Mühsal
> Schwichtiget und die Sehnsucht nach den geliebeten Kindern.

Bey den Worten des letzten Verses dulces cedunt e pectore nati fragt der Her. „Nati? Quid his cum Argonautis, quorum nullus liberos amiserat?“ Aber warum soll denn nicht von dem Sehnen nach den daheim gelassenen Kindern die Rede seyn? So wird z. B. Peleus an den beym Chiron gebliebenen Knaben Achilles (1, 255 ff.) gedacht haben.

Bey dem Ausdruck V. 91 Oceani genitale caput merkt der Her. an, daß die Anhänger des Thales den Ocean für den Erzeuger aller Dinge gehalten. Aber Flaccus dachte wohl nicht an den Thales, sondern folgte der alten kosmogonischen oder homerischen Vorstellung Ilias 14, 201 Ὠκεανόν τε θεῶν γένεσιν, wofür Maro Georg. 4, 382 sagt: Oceanumque patrem rerum.

Juno schöpft Verdacht gegen die Jo und kommt herab nach Argos, zu der Grotte, wo sie mit dem Jupiter Zusammenkünfte zu haben pflegte V. 357 f.

Cum trepida Inachiae pellex subit ora juvencae,
Sponte dei; plausu fovet hanc et pectora mulcet
Iuno, renidenti cohibens suspiria vultu.

Als der Inachischen Kuhe Gestalt die zitternde Buhle
Annahm auf des Gottes Geheiß; mit den Händen klopft Juno
Sie und streichelt die Brust, im Lächeln verbergend die Seufzer.

Daß sich der Her. versehen hat, wenn er pellex nicht von der Jo, die Ovid Met. 1, 726 pellex Argolica heißt, sondern von der Juno (blanda, quae pellicit), und ora juvencae Inachiae trepida subit erklärt: propius ad eam accedit, das wird er sich selbst bey nochmaliger Ansicht der Stelle (s. auch V. 395 in miserae rursus bovis

ora recurrit) und nach Vergleichung des Ovid, den Flaccus vor Augen hat, 1, 610 ff. sagen: Jupiter

Conjugis adventum praesenserat inque nitentem
Inachidos vultus mutaverat ille juvencam.
Bos quoque formosa est. Speciem Saturnia vaccae,
Quamquam invita, probat etc.

Nachdem Argus vom Mercur getödtet worden, läßt Juno die Io von der Furie verfolgen V. 392 ff.

— — — — — und siehe,
Mit den Fackeln und Schlangengewind und tartarischem Heulen
Zeigt ihr Tisiphone sich.

Der Her. hätte anmerken müssen, daß Flaccus, wie in der ganzen Episode von der Io, so in dieser Vorstellung dem Ovid Met. 1, 725 f. folgt:

Horriferamque oculis animoque objecit Erinnyn
Pellicis Argolicae.

um so mehr, da die ältere Dichter-Sage bey Aeschylus und Sophocles statt der Furie eine Bremse (Oestrus) setzt, von welcher Io über Land und Meer gejagt wurde.

Die Harpyien werden von den Söhnen des Boreas bis zu den Strophaden verfolgt. Hier gebietet, nach dem Apollonius, Iris, nach Valerius

Flaccus, Typhon der Verfolgung ein Ziel zu setzen. Den Schluß von Typhons Rede V. 525 f.

— Harpyiae numquam nova pabula quaerent,
Donec erunt divûm meritae mortalibus irae.

hielt Heinsius für untergeschoben, nicht aus dem von Burmann und vom Her. angeführten Grunde, sondern, und zwar, wie wir meinen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, weil er sie für einen müßigen Zusatz ansah. Daß die Harpyien Rache-Dienerinnen des Jupiter sind, war schon V. 521 gesagt: magnas sibi legit in iras. Die Worte Harpyiae numquam nova pabula quaerent verstand Heinsius vielleicht so, daß sie nie wieder oder von Neuem die Mahlzeiten des Phineus plündern würden, welches denn auch schon im vorhergehenden: agnoscunt monitus jussaeque recedunt liegen würde. Auf jeden Fall schließt sich die Rede besser und nachdrucksvoller mit V. 524:

Gnug verfolgtet die Göttinnen ihr. Was strebet ihr Jovis
Dienerinnen zu drängen noch mehr, der sie, selber mit Blitzen
Und der Aegide gewapnet, zum großen Zorn sich erkieste.
Ihnen gebeut er jetzt selbst die Agenoreische Wohnung
Zu verlassen; sie hören das Wort und weichen befehlicht.

Aber euch drohet ähnliche Flucht und der Bogen erreicht euch!

Der Her., welcher die Aechtheit beider letzten Verse vertheidigt, kommt dem erstern blos durch eine kleine Aenderung, die er als ihm zuverlässig vorkommend in den Text aufnimmt, zu Hülfe:

— Harpyiae numquam non pabula quaerent.

und erklärt den folgenden Vers, welchen Burmann für ein unlateinisches Gemächte eines Mönchs hielt, sehr richtig, so daß der Sinn von beiden ist:

— Nimmer an Nahrung gebrichts den Harpyien, so lange
Noch der Götter verdieneter Zorn der Sterblichen Haupt trifft.

Was indeß jene Verbesserung des nova in non anlangt, so glauben wir deren überhoben seyn zu können; denn numquam nova pabula quaerent, kann ja, nach dem bekannten Sprachgebrauch von quaerere (s. Burmann zu 3, 609), sehr wohl heißen: „sie werden nie neues Futter vermissen, es wird ihnen nie daran fehlen," gerade wie der Her. seine Emendation erklärt: semper habebunt pabula parata.

Bey dem, was Phineus von den Chalybern sagt V. 610 ff.

Non ita sit metuenda tibi saevissima quamquam
Gens Chalybum; duris patiens cui cultus in arvis,
Et tonat adflicta semper domus ignea massa.

Fürchte nicht allzu sehr der Chalyber Volk, wenn auch
grausam,
Denen im eisernen Boden die harte Nahrung beschieden,
Und stets donnert im feurigen Haus das geschmiedete
Eisen.

Bey diesen Versen hätte die Ursache angegeben werden mögen, warum die Chalybes saevissima gens heißen, weil sie nemlich saeva arma schmiedeten; daher sie auch 5, 144 manus crudelis genannt werden. Dura arva erklärt der Hr. lapidosus ager, welches einen falschen Begriff geben könnte, als wäre vom Ackerbau auf einem steinigten Boden die Rede, da hier vielmehr die dura cubilia ferri 5, 145 verstanden werden. Auch ist cultus patiens nicht, wie der Hr. erklärt, victus tenuis, sondern die harte, saure Arbeit des Bergbaues, wie 1, 235 f. praeduri plena laboris Cerno equidem; patiens sed quae ratis omnia vincat. Apollonius 2, 374—6 diene zum Commentar:

— — — — — σμυγερώτατοι ἀνδρῶν
Τρηχείην Χάλυβες καὶ ἀτειρέα γαῖαν ἔχουσιν
Ἐργατίναι· τοὶ δ' ἀμφὶ σιδήρεα ἔργα μέλονται.

Als die Argofahrer die Cyanischen Felsen, das Gebiet der Mariandyner, das Acherusische Vorgebirge, den Kallichorus im Rücken hatten, verkündigt die Fama den Ahnherren derselben ihre Thaten in die Unterwelt, Buch 5, V. 82 ff.

Fama per extremos quin jam volat improba Manes
Interea, et magnis natorum laudibus implet,
Venturam coelo fatis melioribus Argo
Addita jamque fretis repetens freta jamque ferentes
Cyaneas.

Den dritten von diesen Versen: Natorum u. s. w. haben mehrere Handschriften nicht, und er wird von mehreren Kritikern verworfen, selbst mit dem vorhergehenden Verse. Wir möchten keinen von beiden missen, aber auch keineswegs mit dem Her. erklären: die Fama sey durch den Acheron, vor welchem die Argonauten vorbey kamen, in die Unterwelt gegangen und habe dort angesagt: venturam coelo Argo, i. e. mox adfore in terris superis. Nach der Folge der Erzählung beym Flaccus waren die Argonauten schon vor der Acherusischen Küste vorüber, als die Fama die Botschaft in die Unterwelt brachte; sie konnte also nicht von einer bevorstehenden Ankunft der Argo in diesen Gegenden sprechen. Nein, die Rede ist von dem Ruhme der Argonauten und der Argo, welcher ein Eh-

renplatz am Himmel bestimmt war; Flaccus 1, 304 f. nec fatidicis avellere silvis Me nisi promisso potuit Tritonia coelo. Vgl. 5, 296. Statius Achill. 2, 363. — Extremi Manes, in deren Erklärung Burmann noch schwanken konnte, sind ohne alle Frage die Manen tief in der Unterwelt. Orpheus Arg. 92. Νείατον εἰς κευθμῶνα, λιτῆς εἰς πυθμένα γαίης. Schwierigkeit machen die Worte Cyaneas ferentes, wofür Andre lesen furentes, man könnte eben sowohl frementes vorschlagen, wenn das leichtere Wort dem schwereren vorzuziehen wäre. Die leichteste und natürlichste Art der Erklärung scheint uns noch diese zu seyn: Jamque addita a navi Argo fretis freta, jamque additas Cyaneas ferentes transmittentes se, navem Argo. Die Cyanischen Felsen führten oder ließen die Argo durch, welches vorhin den Wellen selbst zugeschrieben wurde 4, 677 f. Coeperat hinc cedens abductis montibus unda Ferre ratem. Unsrer Erklärung der ganzen Stelle zufolge übersetzen wir:

Doch die geschäftige Fama entfleucht zu den untersten Manen,
Und erfüllt ihr Gemüth mit dem großen Lobe der Söhne;
Argo sey für den Himmel bestimmt vom günstigen Schicksal,

Schon sey Meer um Meer durchlaufen, und schon die Cyanen,
Wiederholt sie.

Die Nachricht erregt große Bewegung in der Unterwelt:

— — von Sehnsucht zu schaun entbrennen die Väter,
Welche noch Liebe beseelt und Durst nach ähnlichen Thaten.
Unbewegt bleibt das Schicksal; doch einen, begraben an jenem
Ufer, senden sie aus, um die theure Schaar zu bewundern.
Sthenelus geht.

Da das Schicksal den andern versagte, in die Oberwelt zurückzukehren, Sthenelus aber dahin abgesandt wird, so nimmt der Her. an, dieser sey zwar begraben, aber noch nicht über den Styx gesetzt gewesen. Das Begrabenseyn und über den Styx gesetzt werden fällt aber in Eins zusammen, und die Ursache, warum Sthenelus zurückkehrt, liegt wohl nur in einer besondern Vergünstigung, die einzelnen Schatten zu Theil wurde. Vgl. z. B. Statius Wälder 2, 1, 227 ff. 7, 121 ff. Sthenelus war wohl schon längst in der Unterwelt; denn der Kampf des Hercules mit den Amazonen, in welchem er geblieben war, fällt in die Zeit vor dem Argonauten-Zug. Vgl. Burmann zu 1, 34., und wurde jetzt nur auf

sein Flehen von der Proserpina heraufgesendet, wie Apollonius 2, 915 ff. erzählt, der, nach dem Scholiasten, die Erscheinung seines Schattens erdichtet haben soll. Valerius Flaccus hat diese Dichtung weiter ausgesponnen. Daß er vor seiner Erscheinung schon in der Unterwelt war, beweisen ja auch die Worte V. 96: Ille dolens altum repetit Chaos. Sie bringen nun den Manen des Sthenelus ein Todten-Opfer dar V. 99 f.

> Carmina quin etiam visos placantia Manes
> Odrysius dum rite movet, mixtoque sonantem
> Percutit ore lyram, nomenque reliquit arenis,
> Altius in ventos recipit ratis.

wo wir aber statt Odrysius dum vorschlagen tum zu lesen und nach arenis ein Punct zu setzen, welches sowohl mit dem Apollonius übereinkommt als der Sache überhaupt angemeßner ist. Es fängt dann, wie im Apollonius, ein neuer Satz an mit Altius. Sie segeln mit günstigem Winde ab. In dem vorhergehenden Vers muß man zu nomen hinzu denken lyrae; der dem Apollonius nachgebildete Vers (ἂν δὲ καὶ Ὀρφεὺς θῆκε λύρην· ἐκ τοῦ δὲ Λύρη πέλει οὔνομα χώρῳ) wird durch die Kürze dunkel. Oder könnte man etwa nach Anleitung des griechischen Dichters Pertulit oder praetulit statt perculit lesen? Statt des unverständlichen Altius in ventos recipit ratis hat der Her. Herels Con-

jectur, welche durch Ruhnkenius Beytritt sanctionirt worden, aufgenommen: Altius in ventos rediit ratis d. h. ratis litore relicto altum vocantibus ventis repetiit.

In der Anrede an den Phrixus V. 197 f. behilft sich der Her. mit einer erzwungenen Erklärung der gemeinen Lesart: Tot freta, tot dure properantia sidera passis, Phrixe, fave, ohne die der Prüfung werthe Verbesserung von Jacobs anzuführen: Tot freta, tot cursu properanti sidera passis. Wirklich haben mehrere Handschriften properanti, was auf ein Substantiv im Ablativus hinweist.

V. 252 f. ruft Jason den Beystand des Mars auf, in dessen Hain das goldne Vließ sich befand:

— — — — praesentia luco
Arma tubaeque sonent, vox et tua noctibus exstet.

— — — — es erschall' in dem Haine
Waffen und Tuba laut, dein Ruf durchdringe die Nächte.

Noctes d. h. tenebrae sind unsers Dafürhaltens die Nacht des Haines oder der dichte Hain, so daß man wohl nicht nöthig hat nach des Her. Vermuthung zu lesen: montibus exstet.

Bey der Vergleichung von dem Gemüths-Zustand, in welchem sich Jason bey seiner Landung in Colchis befand, mit dem des Sturm und Krieg er-

regenden Jupiter V. 303 — 11 würde sich weniger Schwankendes in den Anmerkungen der Gelehrten finden, wären sie eingedenk gewesen, daß diese ganze Stelle aus dem Homer Il. 10, 3 — 10 übersetzt ist, wo die Herausgeber eben so wenig an die Nachbildung des Flaccus gedacht haben. Hier Homers Verse nach Voß:

Nur nicht Atreus Sohne, dem Hirten des Volks Agamemnon,
Nahte der süße Schlaf, da vieles im Geist er bewegte.
Wie wenn der Donnerer blitzt, der Gemahl der lockigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel,
Oder ein Schneegestöber, das weiß die Gefilde bedecket,
Oder des Kriegs weit offenen Schlund, des bitteren Unheils:
So vielfältig erseufzt' im Innersten nun Agamemnon
Tief aus dem Herzen empor, und Angst durchbebte die Brust ihm.

Und nun halte man den Flaccus dagegen:

Praecipue Aesoniden varios incerta per aestus
Mens rapit undantem curis ac multa novantem.
Qualiter ex alta cum Iupiter arce coruscat,
Pliadas ille movens mixtumque sonoribus imbrem
Horriferamve nivem, canis ubi tollitur omnis
Campus aquis, aut sanguinei magna ostia belli,
Aut altos duris fatorum gentibus ortos.

Wie beym Homer schon die alten Grammatiker über die Tendenz der Vergleichung uneins und ungewiß waren, so weiß sich auch der neue Her. des Flaccus nicht recht in dieselbe zu finden und hält sie an dieser Stelle für unpassend. Aber beide Dichter hatten wohl den Gedanken: Wie Jupiter in großer innerer Bewegung ist, wenn er Sturm und Krieg erregt, also &c. Qualiter scil. mens rapit undantem curis Iovem, cum Iupiter coruscat. Und beym Homer: Ὡς δ' (scil. πολλὰ φρεσὶν ὁρμαίνει) ὅτ' ἂν ἀστράπτῃ πόσις Ἥρης. Da Flaccus an die Stelle von ἀθέσφατον ἠὲ χάλαζαν gesetzt hat mixtumque sonoribus imbrem, so vermuthen wir, daß unter den sonores nicht, wie die Her. meinen, der Donner zu verstehen ist, der auch schon in dem coruscat mit begriffen werden kann, sondern das Rasseln der Hagelkörner oder Schloßen. Das von Heinsius angefochtne: canis ubi tollitur omnis Campus aquis wird durch Homer: ὅτε πέρ τε χιὼν ἐπάλυνεν ἀρούρας als ächt erprobt. Die magna ostia belli sind auch dem Homer abgeborgt πτολέμοιο μέγα στόμα. Nur der letzte schwer zu verstehende Vers des Flaccus: Aut altos u. s. w. findet sich nicht im Homer, und könnte schon deswegen, da doch alles übrige wörtlich im Homer steht, wie Jortin muthmaßte, für unächt, etwa für ein Glossem des vorhergehenden, in welchem man magna ostia belli durch al-

tos fatorum ortus zu erklären meinte, genommen werden. Wenigstens würde uns das Bedenken des Her., daß das eine aut V. 308 auf ein zweites hinweise, nicht irre machen, da que, ve, aut in den vorigen Versen in Beziehung zu einander stehen. Will man den Vers retten, so schlagen wir vor, ihn mit einer kleinen Veränderung an den vorigen Vers enger anzuschließen und als Epexegese desselben anzunehmen.

— — — aut sanguinei magna ostia belli
Atque altos duris fatorum gentibus ortus.

So würde der Krieg als der Anfang der hohen Todes-Schicksale für die Kriegliebenden oder harten, rauhen Völker geschildert, wie im Homer gewöhnlich das Todes-Verhängniß αἰπὺς ὄλεθρος heißt. Die gentes durae könnte man schon aus Ovid Met. 1, 414 erläutern: Inde genus durum sumus experiensque laborum: Et documenta damus, qua simus origine nati. Die Uebersetzung der Verse des Flaccus schließe unsre Betrachtung derselben:

Jasons Busen vor allen wogt heftig bestürmt von der Sorgen
Fluthen, und wälzet herum im Herzen viele Gedanken.
Wie wenn Jupiter blitzet herab vom hohen Olympus,
Er die Pliaden erregend und Regen, mit Rasseln vermischet,

Und den erstarrenden Schnee — wann die ganze Flur
von den weißen
Flocken sich thürmet — oder den Schlund des blu-
tigen Krieges
Und des hohen Schicksals Beginn den verwilderten
Völkern.
Also schlug heftig das Herz dem von zweifelhaften Ent-
würfen
Hiehin und dahin gerissenen Held.

Vom König Aeetes wird V. 406 f. gesagt, er höre im Tempel seines Vaters Phöbus die Bitten seines Volkes an:

— — hic procetes audit populosque precantes
Adloquii facilis (praesens pater admonet) aequi.

In dem, was der Her. gegen die Worte Adloquii facilis aequi vorbringt, sind uns die Worte nicht recht klar: Obfendunt inprimis duo Adjectiva facilis—aequi sine copula $\tau\tilde{\omega}$ adloquii juncta. Das Subject ist Aeetes facilis und das, worin er diese Eigenschaft zeigte, adloquium, scheint entweder active genommen werden zu können, in welchem Fall aequi blos schmückendes Beywort von adloquii ist, welches schon in facilis liegt, oder, wie auch der Her. beyfügt, passive, wo es dann heißt, der König sey geneigt, jedem billigen Anbringen Gehör zu geben. Eine andre Verbin-dungsart, welche der Her. vorschlägt: praesens

pater admonet aequi findet sich auch in Handschriften. Beyfallswerth ist, daß der Her. V. 420 von dem zum Barbaren gewordnen Aegyptier, nach Pius Vorschlag, so interpungirt und liest: Sarmaticis permutat carbasa bracis Barbarus; statt daß sonst barbarus zum folgenden Phasis gezogen wurde.

Die Argonauten staunen im Tempel die Vulcanischen Kunstwerke von dunkler Bedeutung an, während der König selbst eintritt, V. 456 f.

— — Minyas operum defixerat error;
Cum se Sole satus patriis penetralibus infert.

Wir vermissen hier ganz Burmanns Scharfsinn, der die Lesart aller Handschriften bis auf eine se patriis penetralibus edit als die einzig wahre in Schutz nimmt, so ungewöhnlich auch diese Art sich auszudrücken wäre. Der König kommt ja, sagt er, aus (edit se) der königlichen Burg, e patris penetralibus, wie V. 405., um in Phöbus Tempel zu gehen; allein hier sind adyta paterna und dort patria penetralia offenbar der Tempel des Vaters Sol, in den er eintritt. Auch wäre es gar sonderbar, wenn der Dichter in dieser Verbindung den Ausgang des Königs aus seinem Pallast, aber nicht den Eintritt in den Tempel ausgedrückt hätte. Doch daß die Lesart se infert die wahre, auch vom neuesten Her. richtig erklärte, ist, davon würde sich

Burmann überzeugt haben, wäre ihm eingefallen, daß Flaccus, welcher sich hier an Apollonius Erzählung nicht streng bindet, Virgils Schilderung vom Eintritt der Dido in ihren Tempel zu Karthago vor Augen hat Aen. 1, 495 ff.

> Haec dum Dardanio Aeneae miranda videntur,
> Dum stupet obtutuque haeret defixus in uno:
> Regina ad templum, forma pulcherrima, Di-
> do
> Incessit — — — — — —
> Talis erat Dido, talem se laeta ferebat
> Per medios.

Irren wir nicht, so hatte auch Statius Theb. 1, 201 f., wo er den Jupiter mit seinem Gefolge in den Tempel eintreten läßt, den Valerius Flaccus vor Augen und könnte, wenn es dessen bedürfte, zur Bestätigung der von uns vertheidigten Lesart angeführt werden:

> — — — mediis sese arduus infert
> Ipse Deis.

Nachdem Jason dem König sein Anliegen vorgetragen und zu reden aufgehört hat, kann der König kaum den Ausbruch seines geheimen Unwillens zurückhalten V. 520 f.

> Talibus orantem vultu gravis ille minaci
> Iam dudum fremit et furiis ignescit opertis.

Also sprach er; doch über ihn schäumt mit drohender Miene
Längst der König, von heimlicher Wuth entglüht ihm der Busen.

Gegen die Lesart der Handschriften fremit machten schon Heinsius und Burmann Ausstellungen; der neueste Her. setzt Heinsius Conjectur premit gerade in den Text. Seine Gründe gegen die gemeine Lesart sind diese; fremere könne nicht ohne die größte Härte mit dem Accusativ der Person gesetzt werden. Wir sehen aber die größere Härte nicht, die in orantem fremere, über den Bittenden schäumen oder vor Wuth beben, Statt haben sollte, als V. 524 f. in ausa viri fremere, über die Kühnheit des Mannes schäumen, wenn man auch nicht 4, 234 fremit ausum für ein Beyspiel einer Verbindung dieses Zeitwortes mit dem Accusativ der Person gelten lassen wollte. Die zweite Einwendung des Her. geht dahin, der ganze Zusammenhang und die ausdrücklichen Worte des Dichters zeigten, daß hier von einer verborgenen, nicht aber von einer laut werdenden Wuth die Rede sey. Doch dieses Bedenken gründet sich auf die falsche Voraussetzung, daß fremere von einem laut und hörbar werdenden Ausbruch des Zornes gesagt sey, welches auch blos von einer heftigen Bebung der Lippen oder starken Wallung des Blutes gesagt werden kann. Dieses erhellet schon aus folgender ganz ähnlichen,

wahrscheinlich dem Flaccus nachgebildeten, und schon darum zur Bestätigung der gemeinen Lesart dienenden Stelle des Statius Theb. 2, 410 f. von der Art, wie der König von Theben das Ansinnen des Tydeus aufnahm:

> Dixerat. Ast illi tacito sub pectore dudum
> Ignea corda fremunt.

Vgl. Statius Theb. 3, 569. — V. 523 ist trahit ex alto sic barbarus iras aus dem Apollonius 3, 368 geborgt: ὑψοῦ δὲ χόλῳ φρένες ἠερέθοντο.

Aeetes schildert dem Jason seine Krieger von verschiednen Völkerschaften V. 608 f.

> Cras acies atque illa ducum cras regna videbis
> Dissona; saxiferae surgat quibus imber habenae;
> Etc.
>
> Morgen wirst du die Heere und morgen unähnlicher Völker
> Führer sehn, die schleudern der Steine Regen aus Riemen ꝛc.

Richtig faßt der Her. aus dem Zusammenhang auf, daß dissona regna hier nicht sowohl auf die Verschiedenheit der Sprachen oder Mundarten als auf die verschiedenartigen Waffen gehen. Gewißheit konnte Statius Theb. 4, 299 ff. geben, der die Stelle vor Augen hat:

Arcades hi, gens una viris, sed dissona cultu
Scinditur; hi Paphias myrtos a stirpe recurvant etc.

V. 657 f., welche Stelle Burmann nicht verstand, erklärt der Her. richtig. Die aufgebrachte Pallas hat ihren Zorn gegen den Mars, der sie und nebenher auch seine Mutter Juno beleidigt hatte, ausgelassen und spricht nun, zu den andern Göttern gewandt:

Quin simili matrem demens gravitate secutus;
Digna quidem, monstrum superis quae tale creavit!
Selbst die Mutter verfolgt mit ähnlicher Grobheit der Frevler,
Zwar verdient, die den Göttern solch' Ungeheuer gebohren!

Zwar stimmt die Wortfügung des letztern Verses (Digna) nicht wohl zu dem vorhergehenden (matrem), aber der Dichter ahmt die verworrene Sprache des Affects nach.

In den letzten Worten der Pallas V. 670 f.: „Soll ich unverrichteter Dinge von Colchis abziehen" ist eine Dunkelheit, in welche die Gelehrten vor dem neuesten Her. keinen Lichtstrahl gebracht haben. Die Worte stehen in Burmann so:

Ibimus indecores frustraque tot aequora vectae,
Fassaque quae nequeam? sic femina.

Dafür setzte der Her. muthig seine scharfsinnige Verbesserung in den Text:

> Fassaque, quae nequeam, sim femina?
>
> Halten könnt' ich, ein schwaches Weib, nicht, was ich versprochen?

Wenn es Buch 6 V. 15 f. heißt, Perses habe eine Gesandtschaft an den Jason schicken wollen

> Legatos placet ire duces, mandataque Perses
> Edocet adfari Minyas

so nimmt der Her. mit Bulåus und Heinsius Anstoß an der Verbindung der Worte mandata edocet adfari Minyas, und stimmt entweder für eine ihm vom Rector Müller in Zeitz mitgetheilte Conjectur adferri Minyis oder schlägt vor adfari zu trennen und zu verbinden mandata fari ad Minyas. Wir halten dieß aber nicht für nöthig, wenn man nur mit Burmann interpungirt:

> — — — — — mandataque Perses
> Edocet, adfari Minyas fraudemque tyranni
> Ut moneant.
>
> Abzuschicken Gesandte beliebte; es belehrt sie vom Auftrag
> Perses, anzusprechen die Minyer und des Tyrannen
> List zu entdecken.

Adfari Minyas etc. ist die weitere Erklärung von mandata.

Einen verzweifelten Vers 96 Ast ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas, der keinen Nachsatz hat, suchen Heinsius und Burmann auf mehr als eine Weise herzustellen, der neueste Her. aber auf die leichteste Art:

Est ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas.
Fußvolk gleich an Zahl ist unter Sidonischen Reitern.

Gut bemerkt der Her., daß nicht abzusehen ist, worauf V. 102 Quosque bezogen werden soll, wenn man den Vers nicht unmittelbar hinter V. 98 setzen wolle. Unsern Beyfall hat des Vf. Verbesserung von V. 208 f. Castor, begierig nach dem Pferde des Gelas, hastam Pectus in adversum Gelae jacit alipedemque. Aber warum zielt er denn auf das Pferd, das er ja zu besitzen wünschte? Constitit excusso victor duce etc. Er hätte also nur den Reiter, nicht das Pferd getroffen. Obiger Schwierigkeit begegnet nun der Her., indem er liest:

Pectus in adversum Gelae jacit, alipedemque
Corripit excusso victor duce

Castor schießet in Gelas Brust die Lanz', und als Sieger
Greift er das flüchtige Roß nach gestürzetem Reiter —

Des Her. Lesart corripit wird durch Flaccus Zusatz: Jupiter prensisque equitem cognovit habenis bestätigt.

Eine von den vorigen Auslegern, vornehmlich von Burmann, sehr angefochtne Stelle V. 353 ff. wird vom Her. nach der gemeinen Lesart in Schutz genommen und einfach und wahr erklärt:

— magno veluti cum turbine sese
Ipsius Aeoliae frangunt in limine Venti,
Quem pelagi rabies, quem nubila, quemque sequatur
Illa dies.

— wie wenn mit lautem Getöse die Winde sich drängen
Noch an Aeollens Thür, wetteifernd, welchem zu Theile
Werde des Meeres Sturm, der Wolken Gebiet und des Tages
Herrschaft.

Ipsius Aeoliae in limine steht, damit man es nicht etwa für matt halte, für ipso in limine Aeoliae. Das auffallende Bedenken Burmanns, ob wohl je die Burg oder das Gebiet des Aeolus von den Alten absolute Aeolia genannt worden, entkräftet der Her. durch Beyspiele aus Virgil und aus Valerius Flaccus selbst. Beygefügt mögen noch zwey Stellen des Statius werden, dem Flaccus vermuthlich vorschwebte Theb. 1, 346 ff.

— — — — — claustra rigentis
Aeoliae percussa sonant venturaque rauco
Ore minatur Hiems, Venti transversa frementes
Confligunt axemque emoto cardine vellunt,
Dum coelum sibi quisque rapit etc.

Theb. 12, 652 f.

Rumpitur Aeolia, et longam indignata quietem
Tollit Hiems animos ventosaque sibilat Arctos.
Tunc montes undaeque fremunt, tunc proelia caesis
Nubibus cet.

Unbedingten Beyfalls werth ist es, daß der Her. B. 7, V. 333 f. d' Orville's herrliche Verbesserung in den Text aufnahm. Medea sucht in ihrem Gift-Magazin nach einem starken Mittel, sich auf die kürzeste Art den Tod zu geben:

— — — — qua non velocior ulla
Pestis erat, toto nequicquam lumine lustrat.

— — — — es strebet vergebens Medea
Mit umschauendem Blick zu erspähn das schnellste der Gifte.

Die gemeine Lesart: qua non velocius ulla, Pestiferam u. s. w. gab keinen Sinn. Nach einem eben so richtigen Urtheil ist V. 345 die auf eine Handschrift gegründete glückliche Verbesserung: Tunc pater, atque istis, welche dem Hrn. Prof. Beck zugeschrieben wird, für Tun' poteras istis, dem Text einverleibt worden.

Einer sehr schwierigen Stelle, über welche auch der Her. mit seiner eignen Erklärung noch nicht zufrieden ist, wollen wir doch gedenken, und auch

unſre Vermuthung, obgleich furchtſam, beyfügen. Jaſon nemlich, wie er auf dem Marsfeld zu Colchis zu dem Abenteuer mit den Feuerſchnaubenden Stieren fertig ganz allein daſteht, verlaſſen von den Gefährten, wird V. 560 ff. in folgende Vergleichung geſetzt:

— — — totoque ex agmine solus
Stabat, ut extremis desertus ab orbibus axis,
Quem jam lassa dies austrique ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas exstantem rursus ad arces
Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Man ſcheint ſich in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln, wenn man axis, den Pol, zum Subject macht, und man bringt dann äußerſt gezwungne Vergleichungspuncte heraus. Wie aber, wenn das Subject ein Reiſender wäre, den der Sturm in die äußerſten Weltgegenden (extremi orbes) verſchlagen hätte (desertus)? Orbes axis ſtünden vielleicht für orbes überhaupt oder für orbes coeli, oder, was wir vorziehen möchten, man müßte das Ganze ſo leſen:

— — ut extremis desertus in orbibus hospes,
Quem jam lassa dies austrive ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas etc.

Der Fremdling findet ſich allein an den äußerſten Enden von Weſten oder Süden oder Norden. Dieß wird poetiſch ausgeſchmückt. Für: „er iſt nach We-

sten, Süden, Norden verschlagen" steht: „Westen, Süden, Norden, hat ihn fortgerissen, entführt (abstulit)." Dies jam lassa ist der Occident, wo der Tag oder Sol, schon müde von seinem Lauf, ankommt. Den heißen Süden bezeichnen Africa's Sandwüsten, austri ardentis arenae. In der Beschreibung des Nordens in den beiden folgenden Versen würde exstantem nach unsrer Erklärungsart auf den Fremdling bezogen werden müssen, wo es jedoch einen gezwungnen Sinn gäbe, auch rursus wäre matt oder undeutlich. Daher scheint uns in diesem Verse einiges verdorben zu seyn, was so oder ähnlich gelesen werden könnte:

Aut quem Rhipaeas, exstantes sursus, ad arces
Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Ordnung: aut quem nix et ferus horror caerulei Boreae abstulit ad Rhipaeas arces, exstantes sursus. Von der Lage der Rhipäen sagt Maro Georg. 1, 240 f.

Mundus ut ad Scythiam Rhipaeasque arduus arces
Consurgit.

Bey dem ganzen Benehmen der Medea während der Gefahr, von den Argonauten an die Colchier ausgeliefert zu werden, im achten Buch, hätten wir die Vorzüge entwickelt zu sehen gewünscht, welche die feine Darstellung des Flaccus vor dem

Apollonius voraus hat. Als sie dem Jason hat merken lassen, daß sie in seinem Herzen liest und er ihr antworten will, V. 445 ff.

> Als ihr der Held zu antworten beginnt, entfleucht sie mit Wahnsinn
> Schreyend. Wie wenn zur Ogygischen Höh' auftreibt die Mänaden
> Bacchus und mit der Aonischen Keule schläget die Trommel,
> So war die Jungfrau, so irret sie scheu in den Gängen des Schiffes.

Es scheint, als kann sie den Gedanken nicht ertragen, seinen Entschluß, das Geständniß seiner Treulosigkeit aus seinem Munde zu vernehmen. Wie er daher den Mund aufthut, flieht sie mit lautem Geschrey davon und geht in wahnsinnige Phantasien über. Sehr richtig fängt der Her. mit V. 446 Qualem einen neuen Satz an, aber beytreten können wir nicht, wenn er mit Heinsius und Burmann die Worte Bacchus, et Aoniis illidit tympana truncis für verdorben hält, auch darin nicht, daß er unter den Aoniis truncis Thyrsus-Stäbe versteht. Es sind die ῥόπτρα, womit die Trommeln geschlagen wurden. S. D'Orville zum Charito p. 681 Lpz. Ausg. Orpheus Fragm. 27 p. 485 Herm. Ausg. und p. 506 n. 9. Zu solchen Keulen und zu der ganzen Vorstellung, daß Bacchus mit unge-

stümen Schlägen auf die Lärmtrommel die Bacchantinnen aufschreckt, paßt doch wohl der starke Ausdruck illidit tympana truncis, gegen welchen der Her. Bedenklichkeiten hat.

Um unsern Bericht über die Wagnersche Bearbeitung des Valerius Flaccus nicht über Gebühr auszudehnen, haben wir uns vornehmlich in den leztern, den wichtigsten, Büchern immer mehr auf einzelne wenige Stellen beschränken müssen. Aber dieß müssen wir doch noch ausdrücklich erinnern, daß in so vielen, von uns nicht berührten, schwierigen Stellen der lezten Bücher mancher Knoten durch des Herausgebers Kritik oder Erklärung glücklich gelöst worden.

IX.

Kürzere Anzeigen.

Sinngedichte von Friedr. Christoph Weißer. Zwey Bücher. Zürich, bey Orell, 1805. 106 Seiten. 12.

Die Kritiker aus der neuesten poetischen Schule haben H. Weißers Verdienst bereits hinlänglich gewürdigt. Bey der Anzeige seiner Romanzen ist ihm (in der Jenaischen Litteratur-Zeitung) auf das bündigste gezeigt worden, „daß er eine freche gemeine Natur sey, in den Ton des Pöbels herabsinke, und durch seine matten Späße schwerlich Lachen erregen könne.“ Ganz so finden wir ihn in diesen Sinngedichten wieder. Nicht nur versteckt stichelt er auf die Poeten der letzten Zeit, wie unter andern S. 98.

Das Paradies der Dichter.

Mag Deutschland auch, gern räum' ich's ein,
Ein Paradies für Dichter seyn:
So ist's doch für die armen Wichte
Ein Garten voll verbothner Früchte.

Der Mann hat sogar die unerhörte Dreistigkeit, einige jener Herren nahmentlich dem Spott Preis zu geben; z. B. S. 9.

Originalität des gestiefelten Katers.

Tieks Kater, grimmig ist er zwar,
Doch frißt er nicht die Mäuse.
Nein, denkt an mich, er dient sogar
Bald diesen selbst zur Speise.

Es versteht sich, daß an einem Epigrammatisten, der „eine solche satirische Tendenz zeigt," unmöglich *etwas* Gutes gefunden werden, und seine sämmtlichen Sinngedichte nichts anders seyn können, als — „allenfalls abgeschmackte Späße." Hier einige zur Warnung.

Vergebliche Ermahnung.

„Wacht!" rufst du, frommer Mann, uns von der Kanzel zu.
Soll dieß uns möglich seyn, wohlan, *so schlafe du.*

Der Liederdichter an den Tragödienschreiber.

Statt über unser Singen viel,
Herr Tragikus, zu keifen,
Sitz' hin und schreib' ein Trauerspiel;
Dann wollen wir eins pfeifen.

Grabschrift einer Schwätzerinn.

Hier liegt Frau Garrula, die schlimmste Ohrenplage.
Sie zürnt, daß ich dieß nur mit wenig Worten sage.

Das Grab des Auerhahns.

Im Herrn Baron von Pavian
Fand heut sein Grab ein fetter Auerhahn.
Das arme Thier verdient, daß ihrs beklagt:
Sogar ein ehrlich Grab ward ihm versagt.

Die hinkende Braut.

Die hinkende Xantippe
Wird Stax, den Schurken, freyn.
So hohlt die lahme Strafe
Das Laster endlich ein.

Man sieht, „das Mechanische des Verses und des „Reimes zeigt von Uebung und einer gewissen Fer„tigkeit, aber für den Verfasser ist dieß ein desto „schlimmeres Zeichen, in wie fern sich sein Geist in „diesen, manchen so zwängenden, Fesseln leicht be„wegte und gleichwohl, statt frey und poetisch, frech „und gemein einherschritt."

Komische Encyclopädie, oder auserlesene Sammlung von geistreichen Anekdoten, Einfällen, Charakterzügen und Gedanken. Ein unterhaltendes Gesellschafts- und Reisebüchlein. Nach dem Englischen bearbeitet. Neue vermehrte Auflage. Nürnberg und Leipzig, bey Friedrich Campe 1805. 16. 316 Seiten.

Der ungenannte Sammler thut sich sehr viel auf seine „neue vermehrte Auflage" zu gut. Allein

diese beweist keineswegs seinen Beruf zu dem Unternehmen, sondern bloß die Geschmacklosigkeit seines Publikums. Wenigstens neun Zehntel der Sammlung bestehen aus abgedroschenen und faden Histörchen und Einfällen, und selbst die bessern Stücke haben nicht selten unter der unglücklichen Hand des Compilators die Hälfte ihres Werths eingebüßt. Die kleine Titelvignette ist eine vortreffliche Charakteristik des Inhalts. Sie soll eine Gruppe lachender Gesichter vorstellen; aber die meisten — weinen. Eine Sammlung wie diese zu verfertigen, erfordert weder Witz noch Verstand. Man braucht nur abschreiben, allenfalls auch nur lesen zu können.

Testimonia Auctorum de Merkelio; das ist Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Cöln, bey Peter Hammer 1806. 104 Seiten. 8.

Ein Mensch, dem die Natur sogar das Talent des Rohrsperlings versagte, der zu dumm ist, aus eigener Kehle zu schimpfen, hat dieses elendeste aller elenden Machwerke zusammen gestoppelt. Bekanntlich ist die poetische Poesie, diese wahre literarische Kinder-Krankheit, die zur Ehre des gesunden Menschen-Verstandes kaum so lange grassirte, als das Fleckfieber in einem Dörfchen von zwanzig Hütten, von Herrn Merkel mit eben so viel Muth als Glück

bekämpft worden. Darüber ergrimmten, wie natürlich, die Herren Schlegel, Tiek, Jean Paul und Consorten, und die längst verrosteten Waffen, welcher sie sich gegen den Satans-Engel, der sie mit Fäusten schlug, bedienten, findet man in diesem Schmutzwinkel zu einer Trophäe aufgehäuft. Aber die Beute war für den Hunger des Schmierers zu klein. Daher werden Stellen aus den Werken anderer, zum Theil sehr achtungswerther Männer bey den Haaren hergezogen. Man liest nicht ohne die höchste Indignation den Nahmen eines Klopstock neben dem Nahmen eines — August Klingemann, eines Adolph Werden und ähnlicher Heroen von vorgestern; und da der Tropf, der nicht einmahl seine Muttersprache zu lallen gelernt hat, sich die Miene geben will, als ob er griechisch verstände: so muß sogar Homer sein Contingent liefern, um die Skarteke zu füllen. Daß dieser Midas mit langen Ohren, aber ohne Königskrone, von Tiekschen und Schlegelschen — Meisterwerken spricht, ist ganz in der Ordnung, ob wir gleich sagen müssen, daß jene Schriftsteller, so groß auch ihre Verirrungen sind, doch die Schmach eines solchen Lobs nicht verdient haben. Doch genug und schon zuviel von einem Menschen, den eine ganz andere Geißel, als die der Kritik, züchtigen sollte.

Hamburgische Blumenlese auf (?) 1806. Herausgegeben von Joseph Scholz. Hamburg u. Altona, in Commission bey Gottf. Vollmer. 8. 148 Seiten.

Wie kommt Herr Joseph Scholz dazu, einer Sammlung, die lauter Gedichte von ihm selbst enthält, den Titel: Hamburgische Blumenlese, zu geben? Er ist doch wohl nicht der Repräsentant des poetischen Hamburgs? Doch er hat männiglich die Lösung des Räthsels sehr leicht gemacht. Nicht nur ist das Titelblatt eingeklebt, und auf anderes, und zwar geringeres Papier gedruckt, als das Buch selbst, es ist auch die Vorrede schon im Julius 1804 geschrieben. Diese beyden Umstände machen es beynahe gewiß, daß der Verfasser seine Gedichte, die vermuthlich bey ihrer ersten Erscheinung von dem undankbaren Publikum etwas kalt aufgenommen wurden, nun ihr Heil zum zweytenmahl unter diesem neuen, freylich höchst unpassenden Titel versuchen lassen will. Das Kunststück ist übrigens etwas abgenutzt, und verräth keinen großen Scharfsinn. In der Vorrede verbittet sich Herr Scholz von seinen Recensenten sehr feyerlich alle sarkastischen und spöttischen Bemerkungen. Kann man sich etwas lächerlicheres denken, als einen Schriftsteller, der die Leute bittet, ihn nicht auszulachen? Einem guten Dichter widerfährt dieses Unglück nicht, oder er

kann sich doch leicht darüber trösten. Aber freylich Herr Scholz ist gerade das Gegentheil von einem guten Dichter, und wir wünschen ihm daher wenigstens Philosophie genug, um es mit Gelassenheit zu ertragen, wenn die unerbittlichen Kunstrichter von seinen matten und gedankenleeren Reimen nicht mit der Ernsthaftigkeit sprechen, die er ihnen so nachdrücklich eingeschärft hat.

Therese. Ein Roman in zwey Theilen. Hamburg, bey B. G. Hoffmann. 1805. 8. 396 Seiten.

Weder durch die Erfindung, noch durch die Charaktere, noch durch einzelne anziehende Situationen zeichnet dieser Roman, der einer weiblichen Feder sein Daseyn verdankt, sich zu seinem Vortheil aus. Sein Verdienst besteht in einem einfachen und natürlichen Vortrag. Die Verfasserinn scheint sich nach französischen Mustern gebildet zu haben.

Taschenbuch der Grazien. 1806. Mit Kupfern. Mannheim, bey dem Hofbuchhändler Ferd. Kaufmann. 188 Seiten. 16.

Dieses kleine Taschenbuch strotzt von Klinggedichten und ähnlichen Raritäten. Hat sich etwa die

poetische Poesie in die Pfalz geflüchtet? Wer würde dann nicht wünschen, daß sie vollends über den Rhein ginge, um nie wieder den vaterländischen Boden zu betreten! Die Prose ist wenig besser, als die Verse, und besonders herrscht in den Aufsätzen über einige der Kupferstiche des Taschenbuchs der unleidentlichste Gernwitz. Was sollen die Grazien mit einem solchen Geschenk? Um Geschmack daran zu finden, müßten sie das Werkchen nicht lesen, sondern bloß beschauen: denn Druck, Papier und Kupfer verdienen gerühmt zu werden.

Gedichte von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 240 Seiten.

Oden von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 339 Seiten.

Man hat, zumahl in unsern Tagen, *sehr unrecht*, immer nur von dem Groteskkomischen zu sprechen. Als ob wir nicht wüßten, daß es auch ein Grotesktragisches und ein Grotesklyrisches giebt! In der letzten Gattung zeigt sich der Herr Graf von Moltke als ein Meister. Zum Beweise dieses Urtheils mag es an einigen wenigen Proben genug seyn. Das Gedicht: Die Weltgeschichte, S. 11. beginnt:

„Rollend mit dem ungeheuren Rade,
Hinter sich der Völker Schwade,
Eilt dahin die rauberfüllte Zeit;
Ihren Hunger stillen keine Mahle,
Trinkend lechzt sie an der Schale,
Ueberwallend, ach! von Sterblichkeit.
Ihrem Raube prangen Erd' und Himmel,
Schon wird mancher Stern nicht mehr gesehn;
In der Jahre folgendem Gewimmel
Bleiben nur die Gräberhöhn.

Ueber ihnen, wer will uns belehren,
Wer, die Hoffnung zu verehren?
Weltgeschichte, lautet hier dein Spruch?
Grauenvolle, schreckliche Sibylle,
Zeugst du uns der Gräberstille,
Giebst du einen Nenner diesem Bruch?
Blätter rauschen dir in deinen Händen,
Und dein Athem reichet nur fürs Wort.
Wer auch mächtig war dich uns zu senden,
Nimmer wird er unser Hort.

In dem Gedicht: der Traum, S. 60. heißt es unter anderm:

„Ein Ahnden herrschte und ein Schweigen,
Und tiefe Seufzer hauchten nur;
Ich hörte tausend Thränen fallen,
Und von unzählbaren Kristallen

Erzitterte die düstre Flur.
Ach von des Tages Lebensreigen
Verwischt war jede frohe Spur.

Ein dumpfes Schweben hallte wieder
Von einem grausen Genius,
Und Furcht und Angst mit ihm im Bunde
Ward jeder Schlag der ersten Stunde
Der schwarzen Schrecken hohler Gruß;
Dem Tode rasselten die Glieder
Im abgeschälten Knochenschluß.

Und Greise, Kinder, Mütter, Bräute,
Sie stillten seinen Hunger nicht:
Verschlingend stets, und nicht gefüllet,
Wird seine Klage nicht gestillet,
Daß es an Nahrung ihm gebricht.
Die ganze Erd' ist seine Beute;
Umsonst, ihn läßt der Hunger nicht."

Verse, wie diese, sprechen sich selbst aus, und wir bemerken daher nur, daß die tausend Thränen, die der Dichter fallen hörte, uns selbst in einem Traum etwas kühn dünken. Die meiste Originalität hat wohl das Gedicht S. 91. Das Vogelpaar:

„Ein Vogel
Lieblich, klein und zart,
War Vogel
Recht nach Frühlingsart,
Und lockt': perli, perli, perli.

'S Schnäblein
Sang den Frühling wach
Sein Zöglein (?)
War es Nacht und Tag,
Und lockt': perli, perli, perli.

Es übte
Laut die muntre Kehl',
Und liebte
Liedervoller Seel',
Und lockt': perli, perli, perli." u. s. w.

Zuweilen erlaubt sich der Dichter ein wenig auszuruhen, und beweist sein Recht dazu durch den höchsten Grad der Mattigkeit. In diesem Zustande schrieb er ohne Zweifel das Gedicht: Der Jugend, S. 40., von welchem wir die besten Stellen unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen:

„O, wo ist die Jugend hin,
Mit dem stets zufriednen Sinn,
O, wo ist die Jugend hin?

Wo das Haus, der Baum, die Flur,
Mit der Kinderspiele Spur,
Wo das Haus, der Baum, die Flur?

Wo das liebe Steckenpferd,
Mehr als alle Kronen werth,
Wo das liebe Steckenpferd?

Wo der hochgeworfne Ball
In das große Weltenall,
Wo der hochgeworfne Ball?

Wo das fromme Tischgebet,
Keiner starren Majestät,
Wo das fromme Tischgebet?

Wo die Sterne, wo der Mond,
Auch von Kindern nur bewohnt,
Wo die Sterne, wo der Mond?

Es fehlt der Sammlung auch nicht an Sonnetten, und bey diesen hat sich der Herr Graf die Ueberschriften erspart, und sie sogar im Register anzuzeigen unterlassen. Eine Eigenheit, die wir sehr empfehlungswürdig finden; denn es ist offenbar unendlich leichter, ein Sonnett zu machen, als ihm einen Nahmen zu geben. In einem dieser Sonnette sagt der Dichter: Er sey im lockenden Gesange aufgebebt:

„Ach wie ein Espenlaub so schüchtern bange
Von ihrer Füßchen leicht gehobnen Winde."

Die edle Freyheit, zu welcher unsere neuesten Dichter sich erhoben haben, erstreckt sich gewöhnlich auch auf Sprache und Versifikation, und man darf sich daher nicht wundern, bey dem unsrigen Reime, wie Climate und badte, Löwe und Hefe, umsilbert und gemildert ꝛc. und Worte, wie entreuen, scheuselig, Gedrange ꝛc. zu finden. Doch genug. Die arme Dichtkunst! Bald muß sie sich von einem Nestflechter, und bald von einem Grafen, freylich von jedem auf seine Weise, mißhandeln lassen!

Die Stufen des Menschen. Ein Gemählde aus dem Lucrez. Von Professor Conz. Tübingen, gedruckt mit Hopfertschen Schriften. 8. 32 Seiten.

Eine Arbeit, die eben so viel Bekanntschaft mit dem Geist der fremden Sprache, als Gewalt über die eigene verräth. Uebrigens sollte Herr Conz, der Verpflichtung eingedenk, die ihm sein längst beurkundeter Beruf zur höhern lyrischen Poesie auferlegt, das Publikum nicht bloß durch Uebersetzungen an seinen Nahmen erinnern.

Taschenbuch zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden. Von A. G. Eberhard. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1806. 236 Seiten. 16.

Eine Satyre in Knittelversen: Ischarioth Kralls, Doctors der Philosophie und Medicin, Schädellehrers, Financiers, wie auch Ritters vom Blutigel-Orden und Mitglieds verschiedener gelehrten Gesellschaften, Lehren und Thaten, von ihm selbst vorgetragen, in 30 epist-didactischen Lectionen, macht den ganzen Inhalt dieses Taschenbuchs aus. Es fehlt dem Gedicht nicht an einzelnen gelungenen Stellen. Aber im Ganzen muß man bey der Lectüre ungleich mehr gähnen, als lachen. Uns dünkt, Herr Eberhard hat sich vorzüglich in der Form vergriffen. Man ermüdet, einen Menschen durch ein ganzes Buch eine Reihe der nichtswürdigsten Gaunerstreiche und Schurkereyen von sich selbst erzählen zu hören, und hier vermehrt der zu wenig abwechselnde Ton noch den Ueberdruß des Lesers. Einige Stellen mögen hier als Probe stehen, theils weil sie unter die bessern gehören, theils weil sie von einer Menschen-Race handeln, die man von Rechtswegen bey jeder Gelegenheit an den Pranger stellt. Zwey Nachdrucker, Jux und Diebs, bitten den Finanzminister Krall um Erneuerung ihrer Privilegien. Herr Warm, ein ehrlicher Mann, warnt ihn, dem Gesindel kein Gehör zu geben. Aber

„Herr Jux und Herr Diebs, die manches Au weih!
Schon von sich gestoßen mit lautem Geschrei,
Benutzten den Punkt, da vor innerem Grimme
Herr Warmen versagte die schwächere Stimme,
Und flehten knieend, ich möcht' ihn nicht mehr
Beehren voll Nachsicht mit gnädgem Gehör;
Sie selber die Schmach gewohnt schon wären,
Verlangten nicht, daß man sie achten und ehren
Als rechtliche Leute solle, indem
Man auch ohne Ehre recht angenehm,
Und als Dieb im Ganzen äußerst bequem,
Ja bequemer, als meistens die ehrlichsten Leute,
Könne leben von seiner gemachten Beute;
Nur dürften sie nicht solch böses Geschwätz,
Das veranlassen könn' ein hartes Gesetz,
Um grausam ihr schönes Gewerbe zu stören,
Mit ruhigem Schweigen länger hören;
Sie beriefen daher wiederhohlentlich
Auf ihre Raub-Privilegia sich."

Der Minister fragt endlich:

— — — „Ihr Herren, gesetzt, ich kann
Eure Rechte erneuern, was wendet ihr dran?

Da fingen sie klägliche Litaneyen
Von schlechten Zeiten an abzuschreien,
So, daß ich den Jux an den Hinterleib trat,
Und ziemlich erzürnt alle Beyde bat,

Sogleich zu schweigen und aufzustehen,
Und in Gottes Nahmen zum Teufel zu gehen.

Am Abend jedoch in der Dämmerung
Kam Jux schon wieder, und schön und jung
An seiner Seite Dorette, sein Weibchen,
So zärtlich und sanft, wie ein Turteltäubchen.
Sie waren Beyde mit Büchern bepackt
Aus Juxens Fabrik, und mit feinem Tact
Ging Jux wieder fort, um noch mehr zu hohlen,
Nachdem er zuvor Doretten befohlen,
Als zärtliche Frau ihr Möglichstes nun
Für seinen und ihren Nutzen zu thun.

Und dieses that die schöne Dorette
In meinem verschwiegenen Kabinette
So treulich auch, während ihr Mann sich entfernt,
Und war aufs Bitten so ausgelernt,
Daß, als er zurückkam, der glückliche Gatte,
Ich eben wieder bestätigt hatte
Das herrliche Schelm-Privilegium,
Das nur ein neidischer Narr nimmt krumm.
Ich sagte Herrn Jux, daß die süße Dorette
Mich ganz für den Nachdruck erobert hätte,
Worüber er sehr in Entzücken kam,
Und den Rock mir küßt', als er Abschied nahm.

Nicht lange, so brachte Herr Diebs ein Nichtchen,
Mit jugendlich blühendem feinen Gesichtchen,

Und ging und kam wieder eben so,
Wie Jux, und empfahl sich auch eben so froh.
Und nach und nach auch die andern Kollegen
Führten Weiber und Töchter mir freundlich entgegen,
Bis zwischen vier Wänden, verschwiegen und stumm,
Erneut war das Raub-Privilegium."

In der That, eine Züchtigung, wie diese, sollte nach unserem Erachten selbst durch die Haut eines Bürglen oder Mäken dringen.

Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Von A. von Kotzebue. Vierter Jahrgang. Berlin, bey F. T. LaGarde. 1806. 298 Seiten. 16.

Wenn man diesen Almanach mit dem vorhergehenden vergleicht, so kann man dem Herrn von Kotzebue das Zeugniß nicht versagen, daß er sich selbst übertroffen hat. Indessen könnte er nicht nur, er würde ohne Zweifel auch mehr leisten, wenn er nicht für jedes Jahr gerade sechs Stücke liefern wollte, die zwar klein, aber darum nichts desto leichter sind. Das erste Stück, die Beichte, ist in Versen geschrieben, die Herr von Kotzebue schwerlich je zu machen lernen wird. Er scheint kaum einen Unterschied zwischen kurzen und langen Sylben zu kennen, und gar nicht zu wissen, was Cäsur ist. In

dem Stücke selbst verdrängt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Baron Ammer, der vor neun Jahren, nachdem er sich kaum verheurathet hatte, während eines auswärtigen Aufenthalts ein Kind erzeugte, sorgt eine Zeitlang für den Unterhalt desselben, hört aber in den letzten zwey Jahren auf Geld zu schicken, und nun wird seiner Gattinn Henriette nicht nur die Geschichte in einem Brief entdeckt, sondern ihr auch, zufolge einer Verordnung der sterbenden Mutter, der Knabe selbst zugeschickt. Der Baron überrascht seine Gemahlinn beym Lesen des Briefs, und schöpft, da sie sich weigert, ihm ihn zu zeigen, Verdacht gegen ihre Treue. Da sie ihm am Ende sagt, sie sey hieher gekommen, um bey dem Klausner zu beichten, so entlehnt er von diesem seine Kutte, und Henriette beichtet ihm sein eigenes Vergehen, als wenn sie es begangen hätte. Ohne etwas von dem wahren Zusammenhange zu ahnen, geht er wüthend davon, um die alte Bäuerinn aufzusuchen, bey der sich nach der Aussage seiner Gattinn das Kind befinden soll. Diese Bäuerinn ist Henriette selbst. Sie bringt ihm, unter ihrer Maske, auf sein Verlangen zuerst den Knaben, und nachher, um ihn Vater und Mutter desselben kennen zu lehren, sein eigenes Porträt, mit dem er einst dem Mädchen ein Geschenk machte, und den obigen Brief. Natürlich ist der Herr Baron aufs äußerste beschämt, bittet seine Gemahlinn wegen der eifer-

süchtigen Grillen, mit denen er sie von jeher quälte, um Verzeihung, und gelobt Besserung. In der wirklichen Welt ist freylich der Gang der Dinge etwas anders als hier. Man schickt den Frauen die Kinder ihrer Männer, zu denen sie nicht selbst Mütter sind, nicht so ohne weiteres über den Hals, besonders wenn man keine stärkern Beweise der Vaterschaft hat, als ein Porträt. Auch die Klausner, die ihre Kutten vermiethen, um den Mann im Beichtstuhl mit den Geheimnissen seiner Frau bekannt zu machen, hat man bis jetzt nur in den Komödien und Romanen gefunden. Außerdem möchten wir fragen: wie es kommt, daß das verführte Mädchen den Unterhalt ihres Kindes ganz von dem guten Willen des Barons abhängig machte? Sollte ein Mann, der einen Fehltritt dieser Art vor einer Frau zu verbergen hat, nicht wenigstens zu dem sich verstehen, wozu die Gesetze ihn ohnehin verbinden? Dem Baron selbst mußte daran gelegen seyn, die Geschichte auch von dieser Seite mit einemmahl zu endigen. Warum unterläßt er es also? Und warum stellt er sogar in den letzten zwey Jahren die ehemahligen Geld-Sendungen ein, und giebt dadurch der Mutter Anlaß zu einem Schritt, der für seine Ehre und für seine häusliche Ruhe gleich gefährlich ist? Der Dichter schildert ihn weder niederträchtig, noch arm, und gleichwohl würde sich sein Betragen kaum erklären lassen, wenn er Beydes zugleich wäre.

Wie kommt es ferner, daß der Baron sein eigenes Porträt, mit dem er doch seiner Gemahlinn ein Geschenk gemacht hat, auf der Reise bey sich führt? Und warum verschenkt er gerade dieses Porträt? Die einzige Antwort auf diese Fragen ist: es muß so seyn — weil sonst Herr von Kotzebue seine Komödie nicht hätte schreiben können. Der Baron ist übrigens ein Mensch, der uns auch nicht durch den kleinsten Zug ein Interesse abzugewinnen vermag, und seine Eifersucht ist weder ernsthaft, noch komisch, sondern im höchsten Grad albern und widrig. Aus eben diesem Grunde wird seine Gattinn durch die Schonung, mit der sie ihn behandelt, beynahe verächtlich. Da das Stück durchaus in Versen geschrieben ist: so sollte man keinen prosaischen Brief darin erwarten. — Das zweyte Stück, die gefährliche Nachbarschaft, mag in Neapel, wo Herr von Kotzebue es laut der Vorrede als komisches Ballet gesehen hat, der Gallerie, besonders wenn der in sein Mündel verliebte Schneider Fips ein guter Tänzer war, vielen Spaß gemacht haben. Aber in der dramatischen Darstellung möchte weder dieser Schneider, noch die auf einem Loch in der Mauer beruhende Intrigue sonderlich bewundert werden. Von dem darin herrschenden Witz mögen die Leser aus folgender Probe urtheilen. Die Scene ist zwischen Fips, seinem Mündel Lieschen und ihrem im nächsten Zimmer horchenden Liebhaber, Hollmann.

Lieschen.

Sind Sie schon wieder da.

Fips.

Ja, mein Zobelchen, du jammerst mich, du hast ohne mich gräßliche Langeweile.

Hollmann.

Was der Narr sich einbildet.

Lieschen.

I nu, ich suche mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben.

Fips.

Womit denn, mein Schäfchen! womit denn?

Lieschen.

Ich arbeite —

Hollmann.

An Dero Kopfschmuck.

Fips.

Das ist recht.

Lieschen.

Ich schwatze —

Hollmann.

Mit meinem Geliebten.

Fips.

Das ist brav.

Lieschen.

Ich denke —

Hollmann.

Daß Sie ein Narr sind.

Fips.

I nu, das ist auch gut. Aber nicht wahr, am Ende wirst du doch von der Sehnsucht überwältigt?

Lieschen.

Freylich sehne ich mich oft —

Hollmann.

Aber nicht nach Ihnen.

Fips.

Das entzückt mich.

Lieschen.

Wenn Sie gar zu lange wegbleiben, so bete ich auch wohl—

Hollmann.

Um Ihren Tod.

Fips.

Ach das gute Kind!

Lieschen.

Zuweilen graut mir recht —

Hollmann.

Vor Ihrer Zurückkunft.

Fips.

Ja das glaub' ich.

Lieschen.

In der Dämmerung kommt es mir vor, als sähe ich Gestalten. Da drückt es mich —

Hollmann.

In die Arme.

Fips.

Das kommt vom Blute.

Lieschen.

Da preßt es mich —

Hollmann.

An die Lippen.

Fips.

Das hat nichts zu bedeuten.

Lieschen.

Aber plötzlich treten Sie dazwischen —

Hollmann.

Wie ein Gespenst.

Fips.

Scharmant.

Lieschen (verschämt lächelnd).

Ich erblicke in Ihnen —

Fips.

Nur heraus damit!

Hollmann.

Den größten Esel!

Fips (schmunzelnd).

Ich verstehe dich schon.

Lieschen.

Die Schaam verschließt mir den Mund; aber mein Herz —

Hollmann.

Lacht Sie aus.

Fips.

Recht, mein Mäuschen, solche Gesinnungen habe ich auch um dich verdient.

Ist es möglich, einen mittelmäßigen und überdieß höchst verbrauchten Einfall auf eine unerträglichere Art auszuspinnen? — Das dritte Stück heißt das Köstliche, und ist das langweiligste. Die schlechten Verse vermehren noch die Marter des Lesers. — Das vierte Stück, Eulenspiegel, giebt Herr von Kotzebue für einen bloßen Schwank, und mehr ist es in der That auch nicht. — Die beyden letzten Stücke, die Brandschatzung und das verlorne Kind, sind dem Werth nach die ersten. Beyde hat Herr von Kotzebue unter dem Einfluß seines bessern Genius geschrieben, und den Eingebungen des schlimmern so tapfern Widerstand geleistet, daß er sich sogar des Versificirens enthielt.

Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee. Herausgegeben von J. D. Falk. Erstes Bändchen. Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1805. 271 Seiten. 8.

Der bankerotte Witz des Herrn Falk verfällt auf alle möglichen Mittel, seinen Kredit wieder herzustellen, und hier versucht er es sogar mit einem Roman. Aber so geduldige Leser auch diese Gattung gewöhnlich findet, so fürchten wir doch, Herr Falk möchte auch ihnen zu viel zugemuthet haben.

Ist unsere Furcht ungegründet, so muß es Leute geben, denen man schlechterdings keine Langeweile machen kann. Eine Eigenschaft hat übrigens diese auch typographisch schlechte Waare mit guter gemein: den hohen Preiß. — Titel und Vorrede drohen mit einem zweyten Band. Herr Falk wird ihn freylich schreiben; Herr Cotta wird ihn verlegen und mit gewohnter Eleganz drucken lassen; aber wer wird ihn kaufen?

Karl Friedrich Kretschmanns letzte Sinngedichte in acht Büchern. Mit einem Titelkupfer. Zittau und Leipzig, bey J. D. Schöps 1805. 349 Seiten. 8.

Wenn auch die Talente des verdienstvollen Veterans, dessen Nahmen diese Sammlung führt, sich im Fache des Epigramms weniger glänzend entfalten, als in den übrigen von ihm versuchten Gattungen der Poesie, wenn man bey mehreren seiner Epigrammen Neuheit und Originalität des Gedankens und Schärfe des Witzes vermißt, wenn es dem Vortrag mehr oder weniger an Rundung, an Eleganz, Gewandheit, Leichtigkeit und Präcision gebricht, so fehlt es doch nicht an Stücken, welche die Kritik wieder mit dem Dichter aussöhnen, und von diesen wollen wir unsern Lesern einige mittheilen.

Die Farbe des Teufels.

Schwarz hatte Pastor Pips den Teufel angenommen,
Das, meint er, brauche nicht Beweis.
Jetzt sieht er, da er eine böse Frau bekommen,
Der Teufel sey auch roth und weiß.

Die Antwort der Braut.

Dorinde ward verlobt. Auf eines Stutzers Fragen,
Warum sie sich so früh zum Ehstandsjoch entschloß,
Gab sie zur Antwort: „Im Vertraun zu sagen,
So wird man euch am ersten los.“

An eine Mode-Närrinn.

Was Doris trägt, das ekelt dir;
Was Phyllis trug, kannst du nicht leiden.
Wenn das vernünftig ist, warum denn säumst du dir
Die Nase wegzuschneiden.

Bey Gellerts Monumente.

Des edlen Dichters Bild reicht hier
Religion, o Tugend, dir;
Das sah die Muse schier mit Neide.
Doch ein Vergleich entschied den Streit:
Der Muse gabens alle beyde,
Und alle drey der Ewigkeit.

Auf den Stutzer Phormio.

Er ist kein Narr, so wie man spricht,
Der Stutzer Phormio.

Ob er es ist, das weiß ich nicht;
Er thut doch aber so.

An eine schöne Jägerinn.

So kühn, und doch so schön, als jung;
O das verdient Bewunderung,
Worauf du zielst, das fällt auch immer;
Ein Herz bald, bald ein armes Vieh:
Seyst du im Blachfeld, oder Zimmer,
Du fehlest deinen Hasen nie.

Auf den Tadler.

Viel Böses sagt Mamurr von meinen Sinngedichten.
Soll ich das rächen? O mit nichten!
Er sage keck, was ihm beliebt;
Ich warte nur darauf, bis er uns seine giebt.

Der Reim scheint den Dichter sehr viel Mühe gekostet zu haben, und die bloß um seinetwillen geschaffenen, meistens äußerst seltsam klingenden Nahmen, z. B. Maladett; Herr von Orben; Jungfer Schneer; Pastor Zücht; Künstler Fratz; Brekekek; die zärtliche Holderneß; der arme Krode; Simaruben ꝛc. können unmöglich von dem guten Geschmack gebilligt werden. Ueberhaupt sollte man im Epigramm so wenig als möglich auf Nahmen, und nie auf solche reimen, von denen sich kein anderer Grund als der Reim angeben läßt. Die vorläufigen Gedanken über Epigramm und Epigrammati-

sten sind ein brauchbarer Beytrag zur Theorie und Literatur dieser Dichtungsart. Auch von Herrn Kretschmann wird, wie schon von Andern, und nahmentlich von Herder geschah, bewiesen, daß die Lessingsche Definition des Epigramms nur Eine Gattung desselben begreift, und also zu eng ist. — Von dem verstorbenen Hensler hat Herr Kretschmann wohl eine zu vortheilhafte Meinung. Er ist beynahe bloß Nachahmer und Uebersetzer; und wenn Herr Kretschmann von seiner reinen und geschmeidigen Diction spricht, so sollte es, wenn hier der Ort dazu wäre, uns nicht schwer fallen, die höchste Vernachlässigung seines Vortrags, und also gerade das Gegentheil darzuthun.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Sechszehnter Jahrgang. 1806. Herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig, in der *Hempelschen* Buchhandlung. 16. 358 Seiten.

Wer sich an poetischer und prosaischer Mittelmäßigkeit recht nach Herzenslust zu sättigen gedenkt, dem können wir dieses wohlbeleibte Taschenbuch aufs Beste empfehlen. Zwar sind unter den Beyträgen von Louise Brachmann, Elisa Gramberg, Haug, Mahlmann, Schütze, verschiedene, die eine vortheilhafte Erwähnung verdienen. Aber des ganz

Vorzüglichen ist doch gar zu wenig. Von den vier prosaischen Aufsätzen wird sicher keiner zum zweyten mahl gelesen. Bey dem zwey und zwanzig Seiten langen Gedicht des Herrn Tiedge: Abälard an Heloise, möchte wohl mancher Leser und manche Leserinn mit jener Dame ausrufen: Das alles ist recht schön; aber es macht mir entsetzliche Langeweile. Es fehlt dem Ganzen an Begeisterung, und noch mehr vermißt man, wie bey den meisten Versuchen dieses Dichters, geläuterten Geschmack. Gleich im Anfang ist von Heloisens Flammenworten, die einen lichten Tag hereinblitzten, von verheilten Narben, die tief entbrannten, von einer Scene, die mit wildem Wüthen Abälards ganze Ruhe niederwürgte, (Eine Scene, welche niederwürgt, und was niederwürgt? die Ruhe!!) die Rede. Solche Verse zu machen, ist freylich leicht. Es fehlt auch nicht an Lesern, und sogar an Kunstrichtern, die sie sehr schön finden. Aber ob ein Dichter auf das Lob dieser Leute stolz zu seyn Ursache hat, ist eine andere Frage. Die Beyträge des Herrn Langbein haben das Verdienst einer ziemlich natürlichen Drolligkeit und einer meistens leichten Versifikation. Nur sollte er gegen das Platte, eine Klippe, an der er gar zu oft scheitert, mehr auf der Huth seyn. Seine Erzählung: der Hausschlüssel, ist zu gedehnt. Auch hätten einige Unwahrscheinlichkeiten in der Geschichte sich leicht heben las-

sen. Dem Herrn Pfeffel sind die Sinngedichte, wie immer, äußerst verunglückt. Das Sonnett: an Sie und Ihn, wahrscheinlich ein Gelegenheitsstück, hätte der Herausgeber wohl nicht aufgenommen, wenn es nicht — von ihm selbst wäre. Der Pseudo-Schiller, Herr Christian Schreiber, hat sich gegen das Taschenbuch des Herrn Becker nicht minder freygebig erwiesen, als gegen den Damenkalender des Tübinger Buchhändlers. Lebt das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf diese Weise noch einmahl sechszehn Jahre; so wird es ein merkwürdiges Denkmahl der Genügsamkeit des Publikums.

Inhalt.

Erstes Stück.

Kürzere Anzeigen:

Zweytes Stück.

Die Fortsetzung dieses Journals erscheint unter der Aufschrift:

Bibliothek

der redenden und bildenden Künste.

A n z e i g e.

Fragen an Kinder über die Deutsche Geschichte; und Darstellung der für Deutschland traurigen Ereignisse seit 1792. Regenspurg, Wetzlar, Frankfurt am Main, bey allen Reichsbuchhändlern zu haben. 8. (19 Bogen Register-Schreibepapier: Preiß 1 Thlr.)

Regenspurg ist der Sitz der Reichstagsversammlung, Wetzlar der Sitz des Reichs-Kammergerichts, zu Frankfurt am Main wird der Kaiser gewählt und gekrönt: schon hieraus kann man auf die Tendenz dieser Schrift schließen. Voran steht eine Charakteristik der Deutschen; hierauf folgt: 1) ein Verzeichniß der Kaiser aus dem Hause Oestreich-Habsburg und Oestreich-Lothringen; 2) eine chronologische Uebersicht der Länder der Preußischen Monarchie; und 3) eine statistische Uebersicht der europäischen Staaten im Jahr 1805. Von S. 41 bis 120 wird die Entstehung und Fortbildung der deutschen Reichsverbindung bis zum Ausbruch der französischen Revolution nicht erzählt, sondern durch Fragen an Kinder, die bereits mit der Deutschen Geschichte bekannt sind, entwickelt, und gezeigt, wie wohlthätig sie gewirkt hat, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Geistesbildung zu bringen. Von S. 120 bis 194 findet man eine Geschichte des deutschen Reichs vom Jahr 1792 bis zum Preßburger Frieden. Die Veränderungen



der deutschen Staatsverfassung durch den Lüneviller Frieden werden angegeben und die Schlacht bey Austerlitz wird geschildert. S. 195 bis 198 die Vorfahren des neuen Königs von Bayern zur Erläuterung eines Ausdrucks in dem Bayrischen Königs-Manifeste. Von S. 199 der Preßburger Friedens-Tractat mit einigen Erläuterungen. Von S. 210 bis 218 die Vorfälle während der ersten Monate des Jahres 1806. Als Anhang: Fragen über die griechische und römische Geschichte, und insbesondere nach den Namen der vornehmsten griechischen und römischen Schriftsteller, um die Verbindung des Steigens und Sinkens der Litteratur mit dem Kriegsruhm zu zeigen, und was in dieser Hinsicht uns Deutschen bevorsteht (von S. 221 bis 260); ferner die Geschichte des Attila (von S. 261 bis 278); zum Schluß eine Schilderung des jetzigen Zustandes von Frankreich und der Ursachen seiner alles erdrückenden Macht, und ein Lied für Deutsche Knaben.

Auf der Rückseite des Titels stehen folgende Worte als Denkspruch:

> „Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath.“





